
Ferd. Hirt's
Geographische
Bildertafeln.
Dritter Teil.
Dritte Abteilung:
Völkerkunde von Afrika
und Amerika.
Breslau.
Ferdinand Hirt.





FERDINAND HIRT'S
GEOGRAPHISCHE BILDERTAFELN.

EINE ERGÄNZUNG

ZU DEN LEHRBÜCHERN DER GEOGRAPHIE

INSONDERHEIT ZU DENEN VON

ERNST VON SEYDLITZ.

FÜR DIE

BELEBUNG DES ERDKUNDLICHEN UNTERRICHTS UND DIE VERANSCHAULICHUNG DER HAUPTFORMEN DER ERDOBERFLÄCHE

MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER WICHTIGEREN MOMENTE AUS DER VÖLKERKUNDE UND KULTURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

DR. ALWIN OPPEL UND ARNOLD LUDWIG.
(BREMEN) (LEIPZIG)

DRITTER TEIL: VÖLKERKUNDE.

VERÖFFENTLICHT UNTER MITWIRKUNG VON

DR. C. ANDREAS (BERLIN), DR. JOH. BAUMGARTEN (COBLENZ), CARL BOCK (CHRISTIANIA), PROF. DR. BRAUNS (HALLE A. D. S.), RUD. CRONAU (LEIPZIG), GENERAL R. VON ERCKERT (BERLIN), DR. O. FINSCH (BREMEN), HANS FISCHER (LEIPZIG), PROF. DR. GUTHE (LEIPZIG), PROF. DR. HARTMANN (BERLIN), PROF. DR. HIRSCHFELD (KÖNIGSBERG i. PR.), DR. EMIL JUNG (LEIPZIG), PROF. DR. KAN (AMSTERDAM), F. KANITZ (WIEN), DR. W. KOBELT (SCHWANHEIM), PROF. DR. PARTSCH (BRESLAU), PROF. DR. PETRI (ST. PETERSBURG), AKADEMIKER DR. W. RADLOFF (ST. PETERSBURG), PROF. DR. REIN (BONN), H. VON ROSENBERG (HAAG), PROF. DR. SACHAU (BERLIN), DR. E. SCHLAGINTWEIT (ZWEIBRÜCKEN), PROF. SEIBERT (BOZEN).

Dritte Abteilung: Völkerkunde von Afrika und Amerika.

MIT 311 HOLZSCHNITTEN NACH ORIGINALZEICHNUNGEN AUF 31 TAFELN UND ERLÄUTERNDEM TEXT SOWIE EINEM

GENERALREGISTER

ÜBER ALLE DREI HAUPTTEILE, BEZIEHENTLICH DIE FÜNF BÄNDE DER GEOGRAPHISCHEN BILDERTAFELN.



FERDINAND HIRT,
KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS- UND VERLAGSBUCHHANDLUNG
BRESLAU.

Inhalts-Übersicht.

Nr. 110. } Die Bewohner Aegyptens.
„ 111. }
„ 112. Die Bewohner Nubien's und Sudan's.
„ 113. Die Abessinier, Gala und Somal.
„ 114. Die Bewohner von Tunis und Algerien.
„ 115. Die Bewohner Marokko's und der Sahara.
„ 116. Die Mohammedaner des mittl. und westl. Sudan.
„ 117. Die Bewohner der Westküste.
„ 118. Die Bewohner des oberen Nilgebiets.
„ 119. Die Bewohner Zentralafrika's (Kongo u. Sambesi).
„ 120. Die Bewohner der Küstengebiete Südostafrika's.
„ 121. Die Hottentotten und Buschmänner.
„ 122. Die Bewohner der afrikanischen Inseln.
„ 123. Europäische Ansiedler und Kaufleute in Afrika.
„ 124. Die katholische und evangelische Mission in Afrika.
„ 125. Die Eskimo.
„ 126. Die Indianer Nordamerika's I. (Alaska und das Brit. Nordamerika).
„ 127. Die Indianer Nordamerika's II. (Vereinigt. Staat.).

Nr. 128. Die eingewanderte Bevölkerung des Britischen Nordamerika.
„ 129. Die eingewanderte Bevölkerung der Vereinigten Staaten I. (Typen und Besiedelung).
„ 130. Die eingewanderte Bevölkerung der Vereinigten Staaten II. (Erwerbsformen).
„ 131. Die eingewanderte Bevölkerung der Vereinigten Staaten III. (Verkehrs- und Städtebilder).
„ 132. Die Bewohner Mexiko's (und Zentralamerika's). I.
„ 133. „ „ „ II.
„ 134. Die Bewohner von Westindien und Guyana.
„ 135. Die wilden Indianer Südamerika's.
„ 136. Die Bewohner Brasilien's. I. (Typen und Erwerbsformen)
„ 137. „ „ „ II. (Bauten. — Die Deutschen in Südbrasilien.)
„ 138. Die Bewohner von Venezuela, Colombia und Ecuador.
„ 139. Die Bewohner von Peru, Bolivia und Chile.
„ 140. Die Bewohner von Paraguay. Uruguay und Argentinien.

Vorwort.

Mit der vorliegenden dritten Abteilung des dritten Teils der „Geographischen Bildertafeln“, welche die Völkerkunde der Erdteile Afrika und Amerika umfasst, gelangt nach neunjähriger Arbeit dies ausgedehnte Werk zum Abschluss; dasselbe sollte einem vielfach gefühlten Bedürfnis Abhilfe schaffen und, wie, wir wohl ohne Überhebung sagen dürfen, ist dasselbe, nach dem übereinstimmenden Urteil des Publikums und der Fachkritik seiner Aufgabe in den wesentlichen Punkten gerecht geworden.

Daher hatten wir keine Ursache, bei Feststellung des Planes dieser letzten Abteilung von den bisher verfolgten und als bewährt anerkannten „allgemeinen“ Grundsätzen abzuweichen. Über diese haben wir uns mehrfach ausgesprochen, zuletzt in dem Vorwort zu der zweiten Abteilung des dritten Teils, das wir gefälligst nachzulesen bitten. Wenn trotzdem in der vorliegenden Schlusslieferung bezüglich einiger Einzelheiten ein anderer Weg als früher eingeschlagen wurde, so ist das in den besonderen Verhältnissen begründet, die jeder Erdteil für sich aufweist, entspricht aber zugleich dem Grundgedanken unseres Werkes, von den so zahlreichen und verschiedenartigen Erscheinungsformen der Erde und ihrer Bewohner nur das Wesentliche, Charakteristische und Typische auf einem bestimmten Raume durch Bild und Wort zur Darstellung zu bringen.

Dem Bestreben, die Bilder möglichst nach gut beglaubigten Photographien oder Originalskizzen und unter Aufsicht besonderer Sachkenner herstellen zu lassen, sind wir auch in dieser dritten Abteilung der Völkerkunde treugeblieben. Für Afrika leistete uns in Bezug auf die Prüfung namentlich der Gesichtstypen schätzenswerte Dienste Herr Geheimrat Prof. Dr. R. Hartmann in Berlin, dessen Vertrautheit mit den Völkerverhältnissen dieses Erdteils eine anerkannte Thatsache ist. Dass aber nicht alle afrikanischen Bilder nach Photographien gezeichnet werden konnten, liegt in der Natur der Sache, denn für manche Gebiete giebt es eben keine, und wir mussten uns daher in gewissen Fällen mit anderen Vorlagen begnügen, deren Brauchbarkeit jedoch stets einer gewissenhaften Prüfung unterzogen wurde. Ausserdem bemerken wir, dass die Verlagshandlung bei einigen Bogen (119, 120 und 121) eine Reihe schon vorhandener Holzschnitte einreihte, welche zumeist aus den rühmlichst bekannten Werken des Herrn Prof. Dr. G. Fritsch herstammen.

Amerika fand in Herrn Maler R. Cronau, der vermöge seiner mehrjährigen Reisen viele Teile der Neuen Welt aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, eine besonders geeignete Kraft, und da die meisten amerikanischen Zeichnungen von ihm herrühren, so geniesst dieser Erdteil wohl den Vorzug einer grossen Einheitlichkeit der Darstellung.

Der zur Völkerkunde von Afrika und Amerika gehörende Text verfolgt zwar, wie bei den übrigen Abteilungen, das Ziel, einerseits eine allgemeine Erläuterung über die betreffenden Völkergruppen, anderseits eine besondere Erklärung der Bilder, soweit sie nicht durch sich selbst völlig verständlich sind, zu geben, unterscheidet sich aber von den die Völkerdarstellung Asiens begleitenden Bemerkungen durch seine räumliche Beschränkung. Diese konnte eintreten sowohl im Hinblick auf die bedeutend geringere Seelenzahl der beiden Erdteile, als wegen des Umstandes, dass dieselben bezüglich der Mannigfaltigkeit und Schwierigkeit des zu bewältigenden Stoffes nicht so grosse Anforderung stellen wie Asien. Da wir infolgedessen der Mitwirkung anderer Gelehrten entbehren zu dürfen glaubten, so ist der erläuternde Text dieses Mal ausschliesslich von dem Mitherausgeber der Bildertafeln, Dr. A. Oppel in Bremen, verfasst worden, der es sich angelegen sein liess, Knappheit des Ausdruckes mit sorgfältiger Benutzung der besten Quellen zu verbinden.

Sodann ist dieser Abteilung ein Generalregister über das ganze Werk hinzugefügt worden, in welchem sich alle Bilder, unter gelegentlichen Hinweisen auf den Text, nach alphabetischer Reihenfolge verzeichnet, vorfinden.

Am Schlusse unserer Arbeit ist es uns ebensosehr Bedürfnis wie angenehme Pflicht, den Gefühlen der Dankbarkeit gegen alle diejenigen Ausdruck zu geben, welche uns durch liebenswürdigen Beistand, mit Rat und That in den Stand setzten, unser umfassendes Werk zum Abschluss zu führen. In erster Linie gebührt unser Dank ebensowohl unsern wissenschaftlichen und künstlerischen Mitarbeitern, welche mit uns die bisweilen langwierige Mühe, aus der ungeheuren Stofffülle das Geeignete auszusuchen und zu richtiger Darstellung zu bringen, teilten, als auch denjenigen Persönlichkeiten und Körperschaften, welche unsere Zwecke durch uneigennützige Herleihung von vielfach wertvollen und seltenen Vorlagen förderten. Ausser den in den früheren Abteilungen genannten Personen gilt dies noch von den Missionsgesellschaften und deren Freunden in Berlin, Barmen und Bremen, von Herrn Justizrat Dr. Rink in Kristiania und Herrn Dr. A. Stübel in Dresden, welcher letztere mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit uns eine Auswahl aus seinen äuserst reichhaltigen Sammlungen über Südamerika treffen liess. Auch der Fachkritik wie dem Publikum haben wir Ursache dankbar zu sein, der ersteren, weil sie unter Berücksichtigung der vorliegenden Schwierigkeiten unsere Bestrebungen in wohlwollender und sachlicher Weise beurteilte; dem letzteren aber dafür, dass es unsere Arbeiten freundlich aufnahm und die allmähliche Ausführung des ebenso mühevollen wie kostspieligen Unternehmens ermöglichen half. Wir schliessen mit dem Wunsche, dass auch diese Abteilung eine freundliche Aufnahme finden und, wie die übrigen Teile, in immer weitere Kreise eindringen möge, um das Ihrige zur Förderung der Kenntnis von der Erde und der Menschheit beitragen zu können.

Der Verleger. **Die Herausgeber.**

Erläuternde Bemerkungen zu den Bildertafeln 110—140.

Von Dr. A. Oppel.

Bei der Aufstellung der erläuternden Bemerkungen zu den Völkerverhältnissen der Erdteile Afrika und Amerika waren im allgemeinen diejenigen Grundsätze massgebend, welche in den früheren auf die Völkerkunde bezüglichen Abteilungen der „Geographischen Bildertafeln“ befolgt worden sind. Demgemäss haben auch die nachstehenden Mitteilungen den Zweck, einerseits die auf den Tafeln gegebenen Bilder, soweit nötig, zu erklären, anderseits diejenigen völkerkundlichen Gesichtspunkte zu erläutern, welche nach Lage der Sache durch die Abbildungen entweder nur unvollständig oder gar nicht ausgedrückt werden konnten. Indes, da in jedem Erdteile die Völkerverhältnisse eine eigenartige Gestaltung aufweisen, und ferner, da für die erläuternden Bemerkungen der vorliegenden Abteilung von vornherein ein bestimmter Umfang ins Auge gefasst war, so musste die nachfolgende Darstellung mit diesen Umständen rechnen. In der Hauptsache ist daher durchgehends ein Unterschied zwischen Völkern niederer und höherer Kultur festgehalten worden. Bei den Völkern niederer Kultur, zumal bei solchen, welche viel Eigenartiges bewahrt haben, wurde der Versuch gemacht, nach Massgabe des zur Verfügung stehenden Raumes ein Gesamtbild zu entwerfen, das sowohl die räumliche Ausdehnung und die Abstammung der einzelnen Völker als auch die körperlichen und geistigen Eigenschaften wie die Lebensweise und deren Bedingungen umfasst; dass dabei nach möglichster Kürze und Knappheit des Ausdruckes gestrebt werden musste, liegt auf der Hand. Bei den Völkern höherer Kultur dagegen wurde darauf Bedacht genommen, nur das Wesentlichste und Wichtigste zu erwähnen, ein Gesichtspunkt, der schon darin seine Berechtigung findet, dass sowohl in Afrika als in Amerika die jetzt bei den betreffenden Völkern vorhandene Stufe nur durch auswärtigen Einfluss herbeigeführt worden ist. Daher glaubten wir uns auch gestatten zu dürfen, in den zutreffenden Fällen auf frühere Teile der Bildertafeln zu verweisen.

Füglich mag noch darauf hingewiesen werden, dass in den nachstehenden erläuternden Bemerkungen auch solche Völkergruppen kurz berücksichtigt worden sind, für welche auf den Tafeln selbst, aus irgend einem Grunde, keine Bilder gegeben werden konnten. Das ist z. B. der Fall bei einigen Teilen des nördlichen und östlichen Afrika. Über die Stellen, wo derartige Mitteilungen eingeflochten wurden, giebt das am Ende dieser Abteilung befindliche Inhaltsverzeichnis ausreichenden Aufschluss.

Afrika. Allgemeines.

Wenn wir es unternehmen, den die Bevölkerung Afrika's behandelnden Bildertafeln einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken, so ist es die erste, wenn auch nicht gerade erhauliche Pflicht, auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, mit denen eine kurz zusammengefasste und nur auf die Hauptsachen gerichtete Darstellung, wie die unsere sein wird, zu kämpfen hat. Zunächst ist es eine einfache Folge des gegenwärtigen Entdeckungszustandes Afrika's, dass die Bevölkerung gewisser Gebiete entweder gar nicht oder nur dem Namen nach bekannt ist. Weiterhin liegen über die Mehrheit der Bewohner wohl Nachrichten vor, aber diese sind teils lückenhaft und nicht immer ganz zuverlässig, teils stammen sie auch aus verschiedenen Zeitabschnitten, innerhalb deren nicht nur die Art der Beobachtung, sondern auch der Massstab der Beurteilung mehrfach gewechselt hat, Umstände, die sich gerade in der Gegenwart besonders fühlbar machen, wo man vorzugsweise, und mit Recht, nach exakten Thatsachen verlangt. Demgemäss heben wir zunächst die Unmöglichkeit hervor, eine genaue Gesamtzahl der Bewohnerschaft des schwarzen Erdteils ermitteln zu können. Denn statistische Aufnahmen, das zur Zeit sicherste Hilfsmittel zur Feststellung der Seelenzahl, haben bisher, abgesehen von Ägypten, nur in einer Reihe von europäischen Besitzungen und Tochterstaaten stattgefunden, und selbst diese flössen bezüglich der Zuverlässigkeit nicht immer volles Vertrauen ein. Im grossen und ganzen ist man also auf Schätzungen und darauf gegründete Berechnungen angewiesen, deren Ergebnisse sich nur in besonders günstigen Fällen der Wahrheit nähern können. Ebenso schlimm, wenn nicht schlimmer, sieht es aus mit der Möglichkeit, die Gesamtbevölkerung in scharf geschiedene Gruppen (Rassen) und Unterabteilungen zu gliedern, ein Zustand, der wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade für immer bestehen wird. Denn abgesehen von der Thatsache, dass die Völkerkunde zur Zeit kein einfaches und sicheres Mittel zur Klassifizierung der Menschheit besitzt, hat sich die Zusammensetzung der afrikanischen Stämme und Völker zumeist in vorgeschichtlicher Zeit vollzogen; die darin vorgekommenen Veränderungen aber lassen sich wohl ahnen und vermuten, schliessen aber wegen Mangels an zuverlässigen Urkunden die Beweisführung vielfach aus. Besser steht es zwar mit der Kenntnis der anthropologischen und kulturgeschichtlichen Merkmale der heutigen Afrikaner, aber auch darin bleibt noch viel zu thun übrig. Zugleich ist hierfür Sorgfalt mit Eile zu verbinden, denn, wie vielfache Erfahrung lehrt, verblassen die ursprünglichen Charakterzüge niedrig stehender Völker schnell, wenn sie mit höher entwickelten in lebhaften Verkehr treten, und wo heute noch Originalität besteht, kann sie bald Verzerrungen oder ganz fremden Formen weichen. Diese und andere Schwierigkeiten der Völkerdarstellung sind es, welche auch der Benutzer unserer Bildertafeln wie der nachfolgenden Erläuterungen im Auge behalten und danach das in Bild und Wort Gebotene heurteilen wolle.

Nach den vorliegenden Schätzungen und den neuesten Zählungen beträgt die Gesamtbevölkerung Afrika's rund 203 Mill., von denen 198 auf das Festland, 5 auf die Inseln entfallen. Das Gesamtareal zu 29,8 Mill. qkm angenommen, würde der Erdteil eine durchschnittliche Dichtigkeit von beinahe 7 Personen auf dem qkm aufweisen, was, mit Europa verglichen, diesem eine fünf Mal stärkere Bevölkerung giebt. Wahrscheinlich ist aber diejenige Afrika's wesentlich geringer als angegeben, da den Schätzungen vielfach ein zu hoher Durchschnittssatz zu Grunde gelegt worden ist. Das zeigt sich besonders in dem Verhältnis der gezählten Gebiete zu den geschätzten. Demnach hat Algier 5,7, Marokko aber 7,8, Tunis gar 12,8; letztere beiden sind also viel zu hoch angeschlagen. Dasselbe gilt von Liberia und von den sämtlichen Binnengebieten zwischen der Süd-

grenze der Sahara und den britisch-südafrikanischen Besitzungen. Jedenfalls verdient der Umstand Beachtung, dass alle etwas genauer bekannten Gebiete des festländischen Afrika, mit Ausnahme der britischen Bezirke in Oberguinea, mehr oder weniger weit hinter dem Durchschnittssatze von 6,8 zurückbleiben. Die stärkste Verdichtung zeigt Ägypten, das, wenn man nur das kulturfähige Gebiet berücksichtigt, etwa 250 Seelen auf dem qkm aufweist. Dann folgt Madeira (160) und in weiterem Abstande die Kanarien (82), Réunion (71), Mauritius (68), die Komoren (33) und die Kap Verden (29). Auf dem Festlande dürften nur einige Landschaften in Oberguinea und in den Haussastaaten, sowie das Ovambeland über dem Durchschnitt stehen; was aber die Atlasländer sowie die tropischen Binnengebiete anbetrifft, so können sie unserer Ansicht nach diesem günstigsten Falls entsprechen. Weit schwächer zeigt sich die Dichtigkeit (1—3 auf dem qkm) in den portugiesischen Anteilen, im Togoland, in Kamerun und im britischen Südafrika. Darauf folgen Deutsch-Ostafrika (0,8) und Senegambien (0,5) und schliesslich die Wüsten- und Steppenländer der Kahalari und Sahara (0,4), welche aber beide auf ausgedehnten Strichen völlig unbewohnt sind.

Wenden wir uns zu den in Afrika verkommenden Hauptrassen, so ist hervorzuheben, dass weder bezüglich der Einteilung noch der räumlichen Abgrenzung eine Einigung unter den Fachgelehrten erzielt ist. Sehen wir zunächst von den in historischer Zeit Eingewanderten ab, so sind nach O. Peschel drei Hauptrassen: die Hottentotten-Buschmänner, die Neger und die Mittelländer (durch die Hamiten) vertreten. Nach F. Müller, der im ganzen 12 Menschenrassen unterscheidet, kommen fünf davon ganz oder teilweise auf Afrika: die Hottentotten, die Neger, die Kaffern, die Nubas und die Mittelländer (bzw. die Hamiten). R. Hartmann erkennt wieder nur drei Hauptrassen an, nämlich die Syroaraber (vertreten durch die Abessinier), die Atlantiker (im Sinne der Hamiten) und die Neger, letztere wieder in vier Unterabteilungen: die Sudanneger, die Fulbe, die Abantu und Hottentotten-Buschmänner zerfallend. R. Cust endlich, ausschliesslich nach sprachlichen Gesichtspunkten urteilend, hat für das Festland sechs Familien aufgestellt: die semitische, die hamitische, die der Nuba-Fullah, die der Neger, die Bantufamilie und die Hottentotten-Buschmänner; diese sechs Familien gliedert er weiterhin in 17 Zweige mit 438 Sprachen und 153 Dialekten. Noch viel grösser ist die Zahl der sogenannten Stämme; unterscheidet doch G. Gerland auf seiner Völkerkarte Afrika's deren gegen 700 (in etwa 40 Gruppen), ohne wegen der Kleinheit des Masstabes Vollständigkeit erzielen zu können.

Wenn nun, schon wegen des häufigen gegenseitigen Widerstreites der Hauptvölkermerkmale, als Körperbeschaffenheit, Sprache und Kulturstellung, eine feste Gruppierung zu Hauptrassen zur Zeit noch nicht möglich ist, so wollen wir doch dem Versuche nicht aus dem Wege gehen. Demnach unterscheiden wir eingewanderte und eingeborene Völkerrassen. Zu den ersteren gehören die Semiten (Juden und Araber), die Europäer, die Inder und die Malayen; als eingeborene sind zu bezeichnen die Hamiten, die Sudanneger, die Bantu und die Hottentotten-Buschmänner; dass zwischen letzteren infolge Mischung mannigfache Übergangsformen bestehen, unterliegt keinem Zweifel; insonderheit dürfte der grösste Teil des Sudan mit seinem zur Zeit noch unentwirrten Völkermosaik unter diesen Gesichtspunkt fallen.

Gehen wir von den Rassenunterschieden zu den Kulturverhältnissen der eingeborenen Afrikaner über, so tritt uns nur noch teilweise Ursprüngliches und Selbstgeschaffenes entgegen, denn der schwarze Erdteil ist seit den ältesten Zeiten der Einwirkung wie der Einwanderung seitens auswärtiger Völker ausgesetzt gewesen. Den grössten Einfluss wie die weiteste Verbreitung gewannen die Araber, indem sie nicht nur ihren Glauben über die volle Hälfte des Erdteils verpflanzten, sondern auch die Lebensweise, den wirtschaftlichen Zustand und die politischen Einrichtungen der Eingeborenen mehr oder minder umgestalteten. Der ganze Norden, die Sahara, grosse Teile des Sudan und Ostafrika's bis weit in das Innere hinein sind daher durch den Islam und das Arabertum bis zu einem gewissen Grade ihrer Originalität entkleidet worden. Wesentlich geringer ist der Einfluss der Malayen und der Europäer; erstere beschränken sich in der Hauptsache auf Madagaskar. Die letzteren aber haben zwar fast den ganzen Küstensaum in den Bereich ihrer Landerwerbungen wie ihrer Handelsunternehmungen gezogen, und neuerdings suchten sie sich auch mehr und mehr des Innern zu bemächtigen, aber der Europäer ist im Gegensatz zum Araber, höchstens mit Ausnahme des äussersten Südens, bis jetzt ein Fremdling in Afrika geblieben. Zudem ist auch die Kluft, gegeben durch Rasse und Kulturstellung, zwischen dem Europäer und dem Afrikaner zu gross, als dass dieser sich jenem so genähert hätte als dem wenigstens teilweise kulturverwandten Araber. Nur wo die Mission, vgl. Nr. 124, dauernd Fuss gefasst hat, ist eine durchgreifende Änderung in der Gesittung und teilweise in der Lebensweise der Eingeborenen nach europäischem Vorbilde angebahnt werden. Trotzdem aber darf man sagen, dass schon diese, vorzugsweise äusserlichen Berührungen hinreichten, um manche Eigentümlichkeiten der Eingeborenen längs der nicht vom Islam erreichten Küsten zu verwischen oder zu entstellen. So bleiben nur die allerdings sehr umfangreichen Länderstriche, etwa von Benue, Sehari und Bahr el Arab bis an den Limpopo reichend, als die original afrikanischen Kulturgebiete übrig und ausser diesen einige abgesonderte Landschaften, in die wegen ihrer Entlegenheit oder aus andern Gründen der fremde Einfluss nicht einzudringen vermochte.

Fassen wir weiterhin die Erwerbsverhältnisse und die damit eng zusammenhängende Ernährungsweise ins Auge, wie sie der Erdteil als Ganzes genommen darbietet, so treten uns drei Hauptverschiedenheiten: Jäger, Viehzüchter und Ackerbauer, entgegen. Eine gewisse Gewerbthätigkeit findet zwar überall statt, doch mehr zu eignem Bedarf, nirgends aber bildet sie den ausschliesslichen oder auch nur vorwiegenden Erwerbszweig grösserer Bevölkerungsgruppen. Eher lässt sich dies von dem Handel sagen, der bei einzelnen Stämmen, zumal der Küste, die ursprünglichen Beschäftigungen zurückgedrängt hat. Die oben genannten Haupterwerbsarten kommen aber nicht stets vereinzelt vor, sondern erscheinen je nach den örtlichen Verhältnissen, sowohl mit einander als gelegentlich mit Gewerbe und Handel verbunden. Als reine Jäger sind nur die Buschmänner der inneren Kalahari zu bezeichnen; ausser ihnen einige kleine und vereinsamte Stämme, wie die Mukassakeres, die Watua und Akka, die, wie man neuerdings erkannt hat, als versprengte Zweige der Buschmannrasse aufzufassen sind. Viehzucht bildet die ausschliessliche oder vorwiegende Beschäftigung der Bewohner der Steppen und Wüsten, also der Sahara und der westlichen Kalahari; auch in Südostafrika und im Sudan giebt es Stämme, bei denen die Viehzucht in erster Linie steht. Der grössere Theil des Erdteils aber dient dem Ackerbau, doch in verschiedenem Grade und in verschiedener Art. Als vorherrschende, teilweise sogar ausschliessliche Ackerbaugebiete sind das Nilthal in Ägypten und Nubien, die Küstenstriche von Senegambien, Oberguinea und Niederguinea bis an den Kongo, das Innere vom 10° n. bis nahe an den 20° s. Br., im Osten bis zum Tanganika reichend, sowie das ostafrikanische Küstenland vom Sambesi bis an den Äquator zu bezeichnen, wo mancherwärts die Tsetsefliege die Viehzucht unmöglich macht. Ackerbau und Viehzucht endlich sind verbunden in den Atlasländern, im Sudan sowie in einer bald breiteren bald schmaleren Zone, welche von Abessinien und Sennaar bis nach den Kaffern hinabreicht, endlich im portugiesischen Westafrika.

Der Betrieb von Viehzucht und Ackerbau steht im allgemeinen auf primitiver Stufe, doch fehlt es nicht an Ausnahmen. In einzelnen Gebieten Nordafrika's züchtet man ausgezeichnete Pferde und Kamele, die Kaffern und Hottentotten sind wenigstens genaue Kenner ihrer Tiere. In Ägypten und in den Oasen kultiviert man, alter Überlieferung gemäss, den Boden mittels künstlicher Bewässerung; im Sudan und an einigen Stellen Centralafrika's begegnet man sorgfältig bestellten Feldern und sauber gehaltenen Pflanzungen. Im allgemeinen aber wird doch nicht mehr gewonnen, als der eigene Bedarf erheischt, und wenn aus Afrika mancherlei Gegenstände ausgeführt werden, so sind es vorzugsweise nicht Erzeugnisse der Viehzucht und des Ackerbaues, sondern vielmehr Rohprodukte des Tierreichs und der Pflanzenwelt.

Wie die materielle Kultur, zeigen auch die religiösen Verhältnisse, von den nicht sehr zahlreichen Juden und den meist nur zeitweilig vorhandenen Hindu abgesehen, eine dreifache Teilung. Das Christentum, dessen Vertreter in drei Klassen: alte Christen Nordafrikas, eingewanderte Europäer nebst Nachkommen und bekehrte Heidenchristen (vgl. Nr. 124) zerfallen, zählt insgesammt 7,145 M. Anhänger und zwar 3, 4 Jakobiten (Monophysiten), 2, 737 Katholiken und 1, 008 Evangelische. Der Gesamtbetrag der Mohammedaner lässt sich mit einiger Genauigkeit nicht angeben, was in der Art ihrer Verbreitung seinen Grund hat. Der Islam hat nämlich von zwei Ausgangspunkten, vom Norden und Osten aus, aber in drei historischen Abschnitten seine heutige Ausdehnung erlangt. Die erste Periode, das 7. Jahrhundert umfassend, bezieht sich nur auf die nordafrikanischen Küstenländer mit jetzt höchstens 19 Mill. Anhängern. Die zweite, in das 11. bis 17. Jahrhundert fallend, begreift Nubien, die Sahara, den Nordrand des Sudan und die Ostküste bis nach Mombas herab. Die Zahl festzustellen ist aber hier ebensowenig möglich, wie auf dem Schauplatz der dritten Periode, die, durchaus dem 19. Jahrhundert angehörend, sich auf Senegambien, den Sudan und die Gallaländer erstreckt hat. Aber wiewohl hier die Islamisierung, hauptsächlich durch den fanatischen Eifer der Fulbe, noch immer Fortschritte macht, kann doch nur von einer ganz oberflächlichen Bekehrung die Rede sein; denn der Islam begnügt sich mit dem blossen Bekenntnis, dass Allah Gott und Mohammed sein erster Prophet ist, weitere

Unterweisung gewährt er hier ebensowenig als sie begehrt wird. Der Islam tritt also nicht als eine moralische oder rein religiöse Macht auf, sondern er übt höchstens eine äusserlich kulturelle Wirkung aus. Und gerade der Umstand, dass er gewisse althergebrachte Sitten und Gewohnheiten, insonderheit die Polygamie, nicht antastet, sichert ihm bei den Afrikanern einen leichten Eingang. Central- und Südafrika endlich gehören mit Ausnahme der christlichen Enklaven dem Heidentum an, das durch den Fetischdienst und das Zauberunwesen sein charakteristisches Gepräge erhält. Dass den Afrikanern alle höheren Vorstellungen als Glaube an einen Weltenschöpfer und -regierer, Ahnung der Unsterblichkeit u. a. gänzlich fehlten, kann man nicht behaupten, aber ihr Vorkommen ist teilweise ein örtliches, und der leichte, am Äusseren haftende Sinn vermochte sie weder zu vertiefen noch zu einem Ganzen zusammenzuschliessen. Gegenüber der Thatsache aber, dass die Afrikaner aus sich selbst jene bekannte Scheidewand, welche die Naturvölker von den Kulturvölkern trennt, ich meine die Kenntnis der Schrift und eigene Geschichte, nicht zu überschreiten vermochten, verdient es hervorgehoben zu werden, dass sie in geistiger Beziehung durchaus nicht unbegabt sind. Phantasie, Gedächtnis und Verstand sind in ausreichendem Masse vorhanden, aber weder in entsprechender Weise gebildet, noch harmonisch entwickelt. Dass aber der Afrikaner die europäische Kultur zu begreifen und in sie einzutreten vermag, das ist wenigsten bei einzelnen Individuen mit voller Klarheit zu Tage getreten.

Was endlich die politischen Verhältnisse der Afrikaner anbetrifft, so hat man zunächst zwischen dem europäischen Machtbereich und den einheimischen Gebieten zu unterscheiden. Ersterer erstreckt sich, unter Einschluss des Kongostaates, auf insgesamt 46,4 Mill., ohne diesen auf 19,4 Mill. Vollständig europäisch sind die Inseln ausser Zanzibar; ausserdem die bekannten Küstenstriche des Festlandes. Abgesehen von den beiden Boerenfreistaaten am Oranje und Transvaal, handelt es sich entweder um sog. Kolonien oder um Schutzgebiete; zu letzteren gehören vor allem die deutschen Anteile, ausserdem Tunis, Madagaskar und die Komoren. Die Stellung der Kolonien zu den betreffenden Mutterländern ist verschiedenartig, doch würde es hier zu weit führen, diese Verhältnisse im einzelnen zu betrachten. Bezüglich der einheimischen Gebiete muss zunächst eine scharfe Trennung zwischen denen mohammedanischen und denen heidnischen Gepräges gemacht werden. In den ersteren herrscht die Form der despotischen Sultanate vor, doch nicht ohne Ausnahmen (Ägypten) und Übergangsstufen (Sudan). Bei den rein heidnischen Ländern kann man von drei Hauptgestaltungen reden. Die niedrigste und primitivste betrifft die Buschmänner, bei denen die gesellschaftliche Entwickelung den Begriff der Familie nicht zu überschreiten vermochte. Die zweite und zugleich am weitesten verbreitete Form ist die des Dorfstaates oder Stammesverbandes; an der Spitze steht ein bald erblicher, bald auf Zeit gewählter Häuptling, dessen Macht mitunter absolut, häufiger jedoch durch eine Ratsversammlung eingeschränkt ist; nicht selten findet sich auch ein Ansatz zur Bildung bevorrechtigter Stände. Die dritte Form endlich umfasst diejenigen staatlichen Gebilde grösserer Ausdehnung, die entweder reine Despotien sind oder in den Grundzügen unseren mittelalterlichen Lehensstaaten entsprechen; zu dieser Klasse gehören u. a. Asbante, Dahome, Uganda, das Lundareich, das Marutse-Mabundareich und das Matabelereich. Das letztere ist der letze Rest der einst so kräftigen Kaffernreiche, die vermöge ihrer strammen militärischen Organisation das Höchste darstellten, was die afrikanische Staatskunst aus sich selbst geschaffen hat.

110. 111. Die Bewohner Ägyptens.

Ägypten, das hochberühmte Land der Pharaonen, eine der ältesten Entwicklungsstätten höherer menschlicher Kultur, war im Altertum sehr wahrscheinlich stärker bevölkert als gegenwärtig. In der Ausdehnung bis Wadi Halfa, aber ohne die Oasen der libyschen Wüste, hat es nach der am 4. Mai 1882 von Amici Bey veranstalteten Volkszählung eine Gesamtzahl von 6 811 448 Seelen und gehört, da das bewohnte Land einen Flächenraum von nur 33 288 qkm ausmacht, zu den dichtest bevölkerten Gebieten der Erde (über 200 Menschen auf dem qkm). Doch sind nicht alle Teile des Landes gleich stark bewohnt; die grösste Verdichtung findet sich nämlich in der Provinz Esneh, die geringste im Fayûm und in Behêre.

Da Ägypten seit den ältesten Zeiten das Ziel fremder Eroberung und Einwanderung gewesen ist, so kann es nicht wunder nehmen, dass die gegenwärtige Bevölkerung nicht nur aus sehr verschiedenartigen Rassen und Nationalitäten besteht, sondern auch infolge der seit alters vielfältig vor sich gegangenen Mischung und Kreuzung der jeweilig vorhandenen Bestandteile mancherlei Zwischen- und Übergangsformen auftreten.

Scheidet man zunächst die eigentlich Fremdbürtigen (82 : 90 886; fast ausschliesslich Europäer) aus, so hat man es etwa zu gleichen Teilen mit Afrikanern und Asiaten zu thun; erstere setzen sich zusammen aus Fellachen, Kopten, Berberinern, Ababde und den Vertretern verschiedener Negerstämme; letztere bestehen vorwiegend aus Arabern, neben denen die Türken, die Levantiner, Armenier und Juden nach Zahl und Bedeutung geringfügig erscheinen. Da die Zählung von 1882 das Rassenverhältnis nicht berücksichtigte, so ist man bezüglich der Stärke der einzelnen Rassen- und Stammesgruppen nur auf Schätzungen angewiesen. Die allgemeine Umgangssprache ist arabisch, die herrschende Religion mit gewissen noch zu nennenden Ausnahmen der Islam.

Unter dem bunten Völkergemisch erregen die Fellachen und die Kopten als die Nachkommen der alten Ägypter die grösste Aufmerksamkeit. In anthropologischer Hinsicht sind sie dadurch merkwürdig, dass, obwohl sie von zahlreichen Völkern anderer Abkunft als Hyksos, Aethiopen, Assyrern, Persern, Griechen, Römern, Arabern und Türken überschwemmt, beherrscht und meist auch zur Ehe herangezogen wurden, sie doch ihren Körpertypus in grosser Reinheit erhalten haben, während dagegen ihr Charakter den fremden Einflüssen sich zugänglicher erwies. Die alten Ägypter selbst, die „Retu", waren nach R. Hartmanns Ansicht Mischlinge zwischen Berabra und eingewanderten Syroarabern, doch so, dass das afrikanische Blut in ihnen vorherrschte. Nach der weit verbreiteten, aber nicht genügend begründeten Lehre der ethnographischen Handbücher dagegen bilden sie das nordöstlichste Glied der hamitischen Völkerfamilie; sie sind demnach Verwandte der Bischarin, Somal, Berber, Tuarek u. s. w.

Die Fellachen, 110, fg. a. u. b., sgl. fellâh, plur. fellâhin, die „Pflüger" oder „Bauern", der Kern der ägyptischen Volkskraft, sind im Durchschnitt etwas über mittelgross und mager, aber von robustem Knochenbau, sehr kräftigen, fast plumpen Fuss- und Handgelenken, die Mädchen und Frauen von auffälliger Schlankheit und vielfach durch langwachsendes schwarzes Haar ausgezeichnet; letzteres zeigt aber bisweilen auch eine dichte, fast wollartige Kräuselung. Das Gesicht erhält sein eigenartiges Gepräge hauptsächlich durch die beispiellos dichte Stellung der Wimpern an beiden Augenlidern, welche wie mit einem zusammenhängenden schwarzen Saume umrandet erscheinen und dem Auge des Ägypters den so lebhaften Ausdruck verleihen. Weitere Merkmale sind die geradlinigen, mit dicht angeschmiegten, nie buschigen Haaren besetzten Augenbrauen, der breite, ziemlich dicklippige Mund, die breit abstehenden, sehr stark entwickelten Backenknochen, die niedere Stirn, die tiefe Einsenkung der Nasenbasis und ein ganz geringer Prognathismus. Die Hautfarbe der Fellachen, wesentlich dunkler als die der ihnen stammverwandten Kopten, stuft sich von Norden nach Süden, vom hellen Braun der Bewohner des Delta zum tiefsten Bronzebraun der Oberägypter ab. Die letzteren, namentlich die Kinder und Frauen, repräsentieren den altägyptischen Typus aufs reinste, während dieser in Unterägypten und namentlich im Delta durch den langdauernden Zufluss der Araber stellenweise von der semitischen Eigenart überwuchert erscheint. Seinem Wesen nach ist der Fellach gutartig und fleissig, im übrigen aber vollständig von dem Fatalismus des Islam erfüllt, an dem er festhängt, ohne ihn irgendwie genauer zu kennen. Die Leistungen und Kenntnisse des Europäers bewundert er aufs höchste, diesen selbst hasst er nicht, aber er bemitleidet ihn, weil er, als Ungläubiger, doch der ewigen Verdammnis anheimfallen muss.

Die Kopten, 110 fg. c. d. u. e., die Nachkommen der alten Ägypter christlichen Bekenntnisses, von G. Schweinfurth auf 400 000 Köpfe geschätzt, finden sich am häufigsten in den Städten des nördlichen Oberägyptens, in der Umgebung des alten Koptos, dann in Nogâde, Luksor, Esneh, Dendera, Girge, Tahta, Benûh el Hammân, Siût, Achmûn u. a. Die Kopten, vorzugsweise Städtebewohner, unterscheiden sich von den Fellachen durch manche Eigentümlichkeiten, wie feineren Knochenbau, zierlichere Gliedmassen, mittlere Körpergrösse, schmalere und höhere Schädelbildung und hellere Hautfarbe. Von den Städtebewohnern anderer, hauptsächlich arabischer Abstammung trennen den Kopten ausser den anthropologischen Merkmalen die Besonderheiten seiner Kleidung, nämlich die dunkle, schwarze oder blaue Farbe derselben, zumal des Turbans. Die koptische Glaubensgemeinschaft, bekanntlich eine der jakobitischen oder monophysitischen Sekten, welche sich infolge des Beschlusses des Konzils zu Chalcedon (451 n. Chr.) von der übrigen Christenheit trennten, stellt mit den Glaubensverwandten in Asien und Abessinien den altertümlichsten, aber verknöcherten Rest der christlichen Kirche dar. Der heutige Kopte ist durchschnittlich ein fester Anhänger seines Glaubens; er geht viel in die Kirche, in der in koptischer, d. h. in der Sprache der Ägypter (der „Kenise"), wie sie im dritten Jahrhundert n. Chr. geredet wurde, gesungen und vorgebetet wird; freilich ohne die Worte selbst zu verstehen, denn dieses ehrwürdige Idiom ist sogar der Mehrheit der Priester nicht geläufig. Unter den religiösen Gebräuchen der völlig erstarrten monophysitischen Glaubensform spielt das Fasten die Hauptrolle

auf die sittliche Hebung des Volkes aber übt sie keinen Einfluss aus. Die Kopten stehen daher durchaus nicht über ihren arabischen Landsleuten und, wenn sie schon tüchtige Rechner und Kaufleute sind und die Monogamie pflegen, so lassen sie anderseits die dem echten Araber eigene Grossmut und Würde vermissen und gehen sich gern dem übermässigen Genusse geistiger Getränke hin; davon machen selbst die Priester keine Ausnahme. An der Spitze der koptischen Sekte steht ein Patriarch, den die Mönche der fünf vornehmsten Klöster aus ihrer Mitte wählen. Die Klöster selbst liegen vorwiegend an schwer zugänglichen Punkten, am häufigsten in dem nördlichsten Teile der sog. arabischen Wüste; das von uns 111 fg. b. dargestellte, dessen Insassen, im Nile schwimmend, die vorüberfahrende Barke anbetteln, befindet sich am östlichen, überaus steilen Nilufer gegenüber von Medinet-el Fajûm. Die Kopten besitzen endlich eine Anzahl Schulen, in denen ausschliesslich Knaben im Lesen der koptischen Bibelübersetzung unterrichtet werden; auf das Verständnis des Gelesenen wird aber kein Wert gelegt. Mehrfache Versuche anderer christlichen Bekenntnisse, die Kopten zu sich herüberzuziehen, haben nur einen geringen Erfolg gehabt. So haben sich etwa 20000 an den katholischen Ritus angeschlossen, die, unter Festhaltung der Priesterehe, einen eigenen Bischof in Kairo haben, und in jüngster Zeit sind manche Kopten, namentlich die vornehmeren in Oberägypten, von amerikanischen Missionaren für den Protestantismus gewonnen worden. Dies geschah, nach G. Schweinfurth, hauptsächlich durch die Gründung guter Schulen, sowie durch die Verbreitung wohlfeiler arabischer Bibeln, von denen auch der strenggläubige Jakobit ein grosser Freund ist.

Als Berberiner bezeichnet man in Ägypten die zahlreichen Einwanderer aus dem mittleren Nilthale in Nubien, wo sie als Ackerbauer das Gebiet zwischen dem ersten und vierten Katarakte innehaben, vgl. n. 112. Da ihre Heimat nur ein kärgliches Auskommen gewährt, so gehen alljährlich viele junge Leute in das reichere Unterland, um daselbst lohnenderen Erwerb zu suchen, und vermöge ihrer Intelligenz, körperlichen Gewandheit, Ehrlichkeit und Treue finden sie in den grossen Städten wie Kairo und Alexandria, gern Anstellungen, meist als Thürhüter, Hausdiener, Köche, Kutscher, Pferdeknechte und Vorläufer (sâis); besonders in letzterer Eigenschaft sind sie wegen ihrer Leichtfüssigkeit unübertrefflich. Übrigens bleiben die Berberiner selten dauernd in Ägypten, sondern sie kehren, wenn sie sich ein kleines Vermögen erspart haben, in die Heimat zurück. Auch vermischen sie sich nicht mit der ägyptischen Bevölkerung, sondern heiraten nur unter ihresgleichen. Im Vergleich mit dem Fellachen ist der Berberiner weniger ausdauernd und tüchtig in schwerer Arbeit, namentlich im Ackerbau, ferner abergläubischer und fanatischer, wie die zahlreichen Amulette zeigen, die er an Hals und Armen zu tragen pflegt, aber auch sauberer, ehrlicher und verträglicher als jener.

Die Ababde, 110 fg. f., einer der Stämme der sog. Bedjavölker, welche den Raum zwischen dem Nile und dem roten Meere innehaben, finden sich, etwa 30000 Köpfe stark, in der südöstlichsten Ecke Ägyptens, etwa vom Wendekreise bis zur Breite von Kene und Kosêr. Über die hier befindlichen Wüstenthäler verbreitet und ihr Dasein in kümmerlicher Weise von den geringen Erträgen ihrer Viehzucht, Fischerei und Jagd fristend, zeichnen sie sich durch makelloses Ebenmass der Gestalt, edle, fast kaukasische Gesichtsbildung, sehr dunkle, bronzeartige Hautfarbe und prachtvollen Haarwuchs aus, welcher bald einer Wolke gleicht, bald zu zahllosen kleinen Flechten angeordnet ist. Im Gegensatz zu den stammverwandten Hadendoa und Bischarin, welche nur einen Lendenschurz und ein Umschlagetuch tragen und ihr eignes Idiom reden, haben die Ababde die Fellachenkleidung angenommen und ihre ursprüngliche Sprache gegen ein schlechtes Arabisch vertauscht; dagegen halten sie die übrigen Gebräuche ihrer hamitischen Verwandten fest.

Bezüglich der Neger, die sich aus zahlreichen Stämmen rekrutieren und in der Regel bald nach ihrer Ankunft den Islam annehmen, hat man zwischen eingeführten Sklaven und freien Einwanderern zu unterscheiden. Erstere, seit alten Zeiten vorzugsweise als Hausdiener Verwendung findend, werden mit der Unterdrückung des Sklavenhandels nach und nach seltener, zumal auch die ägyptischen Vornehmen anfangen, statt Sklaven besoldete Diener zu nehmen. Die frei eingewanderten Neger, deren Zahl übrigens nicht unbeträchtlich ist, bilden einerseits die Hefe des Volkes und lassen sich zu den niedrigsten Diensten anwerben, anderseits machen sie einen beachtenswerten Bestandteil des ägyptischen Heeres aus.

Wenden wir uns nun zu den in Ägypten vorkommenden Asiaten und besprechen zunächst die an Zahl und Bedeutung die übrigen weit überragenden Araber, so sei vor allem des Unterschiedes gedacht, den die arabische Bevölkerung in der eigenen Heimat aufweist. Wie hier, zerfallen die Araber auch in Ägypten in Wanderhirten, „el bedawi", und Ansässige, „el hadari", vgl. Geogr. Bildert. III, 2. Text S. 28. Die letzteren, zumal wenn sie in den grossen Städten leben, sind selten unvermischten Blutes, denn bei den höheren Ständen fanden und finden Zwischenheiraten mit Griechen, Türken u. a., bei den niederen mit Negern häufig statt, und wenn im ersteren Fall eine Annäherung an den europäischen Typus sich geltend macht, so hat andererseits das Negerblut die Hautfarbe und die Reinheit des Gesichtsschnittes getrübt. Die Städtebewohner arabischer Rasse, welche hauptsächlich als Kaufleute, Beamte, Dienstboten, Kutscher und Eseltreiber ihren Erwerb suchen, gelten zwar als indolent und träge, zeichnen sich aber auch durch Intelligenz, Geduld und Herzensgüte aus. Obgleich im ganzen gute Mohammedaner, lassen sie sich, zumal in der Jugend, mancherlei Verstösse gegen die Vorschriften des Islam zu schulden kommen.

Die Wanderhirten oder Beduinen arabischer Abkunft, welche die dem mittleren und nördlichen Ägypten angrenzenden Wüsten und Steppen innehaben, halten durchaus auf Reinheit des Blutes und leben im übrigen unter ähnlichen Verhältnissen, wie ihre Verwandten in Arabien, vgl. Geogr. Bild. III, 2. Text S. 28 ff. Nach der Zählung von 1882 gab es in Ägypten 246529 Beduinen, die zeitweilig sesshaft und Nomaden sind, doch können sich nicht alle diese arabischer Abkunft rühmen. Einige Stämme der letzteren haben eine etwas weiterreichende Bedeutung, so die Terâbiyîn, welche einen immer noch lebhaften Karavanenverkehr zwischen Suez und Kairo vermitteln. Ausser diesen finden sich auf der östlichen Nilseite die Beni-Wasel und Atwâni, gegenwärtig an beiden Rändern des thebaischen Nilthales sesshaft und mit den Fellachen verschmelzend, sowie die Ma'âze, zwischen Suêz und Kene. Die Mehrheit der arabischen Beduinen hat ihren Aufenthalt westlich des Nils, insonderheit haben sie den ganzen Thalrand von Fayûm bis nach Abydos inne und vermitteln zugleich den Verkehr mit den westlichen Oasen, deren Bewohner, wahrscheinlich der Berberrasse angehörend, ausschliesslich Ackerbau treiben und keine Kamele besitzen. Weit davon entfernt, fanatisch zu sein, besitzen die Beduinen vielmehr nur geringe Kenntnis ihrer Religion; ja manche ihrer Gebräuche erinnern an früheres Heidentum.

Die Türken, im allgemeinen von sehr gemischter Abkunft und von ziemlich geringer Zahl, treten entweder als Beamte und Soldaten oder als Kaufleute auf. Erstere, die durch ihre Trägheit, Sorglosigkeit und Habsucht viel zur Lahmlegung der wirtschaftlichen Zustände Ägyptens beigetragen haben, werden in neuerer Zeit mehr und mehr durch Europäer ersetzt. Die türk. Kaufleute dagegen, wenn schon auf ihren Vorteil bedacht, zeichnen sich durch würdiges und gefälliges Benehmen vorteilhaft vor ihren Landsleuten aus.

Als Levantiner bezeichnet man die seit längerer Zeit eingewanderten und bereits heimisch gewordenen Angehörigen der verschiedenen Mittelmeervölker. Meist zum lateinischen Christentum sich bekennend und neben ihrer Muttersprache das Arabische redend, spielen diese Leute namentlich in den grösseren Städten eine beachtenswerte Rolle als Geschäftsleute. Minder zahlreich als die Levantiner sind die Armenier und Juden. Letztere, zum grösseren Teile aus Palästina, zum kleineren aus der Walachei stammend, kommen nur in Kairo und Alexandria vor, wo sie als Geldwechsler auf den Strassen Erwerb suchen. Die durch ungewöhnliche Sprachgewandtheit ausgezeichneten Armenier sind, wie überall in der Fremde, vorzugsweise Banquiers.

Zuletzt noch ein kurzes Wort über die wichtigeren Kolonien der Europäer, die sich durch eine gewisse Arbeitsteilung auszeichnen. Die Griechen, die verhältnismässig zahlreichsten (37301) unter ihnen, beschäftigen sich mit Gross- und Kleinhandel. Die Italiener (18665) sind entweder Kleingewerbtreibende oder Advokaten, Sänger und Musiker. Im höheren Gewerbe, im Ladengeschäft und in der höheren Beamtenwelt arbeiten die Franzosen (15716). Die technischen Fächer in Maschinen-, Eisenbahn- und Hafenwesen sowie neuerdings die höheren Verwaltungsstellen sind in den Händen der Engländer (6118, aber einschliesslich der Malteser, die hauptsächlich Handel treiben). Die Vertreter der deutschen Zunge endlich, gegen 9000, wenn man Österreicher, Reichsdeutsche und Schweizer zusammenrechnet, sind entweder als Kaufleute, Ärzte und Lehrer oder als Wirte, Musiker und Handwerker thätig; nur wenige unter ihnen, aber darunter wohlbekannte Namen, sind zeitweilig in die Beamtenlaufbahn eingetreten; wir erinnern beispielsweise an Leute wie G. Schweinfurth und H. Brugsch.

Gehen wir von den ethnographischen Bestandteilen der Bevölkerung Ägyptens zu den allgemeinen Kulturverhältnissen über, so haben wir es mit drei Hauptverschiedenheiten zu thun, nämlich mit Wanderhirten, mit Ackerbauern und Städtebewohnern. Bei allen diesen herrscht in Rücksicht auf das gesellige wie geistige Leben zwar der mohammedanische Typus vor, doch ist nicht zu verkennen, dass, zumal in den grossen Städten und in den Küstengegenden, vermöge des starken Verkehrs und der neueren Gestaltung der politischen Ver-

hältnisse, sich der europäische Einfluss in höherem Masse geltend macht als in vielen anderen Gebieten des islamitischen Orients.

Was zunächst die Wanderhirten oder Beduinen anbetrifft, so zwingt uns der Raummangel von einer besonderen Besprechung derselben abzusehen; man beliebe daher bezüglich der arabischen Beduinen das zu Nr. 93 Gesagte nachzusehen; über die Hirten vom Bedjastamme dagegen werden unter Nr. 112 die betreffenden Mitteilungen gemacht werden.

Die Ackerbauer machen in Ägypten die grössere Hälfte der Gesamtbevölkerung aus und setzen sich etwa zu gleichen Teilen aus arabischen Mischlingen und Fellachen zusammen. Am meisten interessieren naturgemäss die Lebenszustände der letzteren. Die Kleidung des äg. Landmannes besteht aus einer weiten und kurzen Hose aus Baumwollenstoff, aus einem indogefärbten Hemd und einem weiten, mantelartigen Überwurf von braunem, selbstgesponnenem Ziegengarn oder einer schafwollenen Decke und einer dicken, knapp anliegenden Filzkappe; die Füsse bleiben in der Regel unbekleidet; werden Schuhe getragen, so sind diese entweder vorn zugespitzt und von roter Farbe oder breit und gelbfarben. Ortsvorsteher und wohlhabende Bauern legen, wenn sie die Stadtmärkte besuchen, weite, schwarze Wollmäntel, einen dicken, roten Fez mit blauer Seidenquaste und weissen oder roten Turban an; in der Hand tragen sie einen langen Stab aus karamanischem Eschenholz, der ausserdem auch allen Wächtern als Amtszeichen dient. Die Wohnstätte ist sehr einfach: vier niedere Wände aus Nilerde, mit Durrastroh eingedeckt, stellen das Äussere dar; die innere Einrichtung bilden einige Matten, ein Schaffell, geflochtene Körbe, ein Kupferkessel, irdene Krüge und hölzerne Schüsseln. Nicht minder einfach und nüchtern ist die Ernährungsweise. Den Hauptbestandteil der täglichen Kost bildet ein eigentümliches Brot, aus Sorghum-Mehl in Oberägypten, aus Maismehl im Delta, seltener (und nur bei Wohlhabenden) aus einem Gemisch von Weizen- und Bohnenmehl. Nach dem Brote kommen dicke Bohnen, Milch, gurken- und kürbisartige Früchte, aber höchst selten Fleisch; letzteres eigentlich nur im Ramadan und in den drei Tagen des grossen Beiramfestes, wo jeder, selbst der ärmste, Fleischspeisen zu sich zu nehmen pflegt. Jeden Tag wird auch ein warmes Gericht aufgetischt, aber nicht des Mittags, wie bei uns, sondern abends. Dieses besteht aber nur aus einer warmen Brühe aus mancherlei mit Butter oder Lein- und Sesamöl zubereiteten Kräutern, in welche Brotstücke eingetaucht und mit den blossen Fingern zum Munde geführt werden.

Der Ackerbau selbst ist in Ägypten, wie fast überall, ein Werk saurer Arbeit; denn wenn schon die Nilerde, das „Gef", von unerschöpflicher Fruchtbarkeit ist und das dazu unumgänglich notwendige Wasser von dem Flusse gespendet wird, so sind damit keineswegs alle Vorbedingungen für das Gedeihen der Saaten erfüllt. Denn wie bekannt, fällt die Zeit des Hochwassers nur in die Monate Juli bis September, während der übrigen Monate aber bewegt sich der Fluss in der tiefen Rinne, die er im Laufe der Jahrtausende durch Anführen von Schlamm hergestellt hat. Und doch muss das Land, um seine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, das ganze Jahr hindurch bearbeitet und bestellt werden. Daher gestattet man nicht, dass der Nil die Ebenen seines Thales in der Hochwasserzeit unmittelbar überschwemmt, sondern das Wasser wird in Kanäle abgezweigt und nach Bedarf verteilt. Auch sind Schöpfräder und sonstige Hebevorrichtungen angebracht, um das kostbare, befruchtende Nass dem Lande zukommen zu lassen. Dieses aber, soweit kulturfähig, insgesamt 27687 qkm., d. h. etwa soviel wie die Rheinprovinz, ist durch Dämme in Becken geteilt, welche die Kanäle durchziehen. Das eingeführte Wasser wird nun solange auf einer gewissen Höhe gehalten, bis der Boden gehörig gesättigt und die nötige Menge Schlamm abgelagert ist; dann wird es in die nächsten Becken weitergeleitet. Während dieser Überflutungen aber stehen viele der Fellachendörfer nur durch die Dämme mit einander in Verbindung, manche müssen auch mit Hilfe von Barken den Verkehr vermitteln. Die grösste Anstrengung aber erfordert die künstliche Bewässerung zur Zeit des niedrigen und niedrigsten (Mai) Wasserstandes; dann müssen alle Anlagen als Kanäle, Gräben, Dämme, Durchstiche, Schleusen, Dampfbebewerke und Turbinen gehörig in Anspruch genommen werden. Gilt es das Wasser auf etwas höher gelegene Äcker zu bringen, so geschieht dies entweder mittels der Schaduf, d. h. Schöpfeimer oder Krüge, welche an drehbaren Stangen aufgehängt sind oder durch die Sagieh, 110 fg. i., ein aufrechtes, von den Bauern selbst oder von Ochsen in Betrieb gesetztes Wasserrad, über dessen Speiche eine Reihe von Schöpfkrügen auf- und niedergeht.

Entsprechend den Überflutungsverhältnissen gliedert sich der Anbau in drei Abschnitte, in die Winter-, Sommer- und Herbstkultur. Die erstere, die Haupternte für Mittel- und Oberägypten liefernd und sich vorzugsweise auf Weizen, Gerste, Klee und dicke Bohnen beziehend, beginnt im Oktober unmittelbar nach der Befeuchtung; die Saat wird dabei, meist ohne vorheriges Pflügen, dem Boden übergeben, nach vier Monaten aber die Ernte gehalten. Die Sommerkultur, die Monate April bis August umfassend, betrifft je nach der Breitenlage besondere Fruchtarten; in Oberägypten ist es die Penicillaria, im Delta, wo diese Periode die Haupternte gewährt, sind es Baumwolle, Reis, Indigo, Trauben, Gurken und Melonen. Einige dieser Früchte wie Reis und Baumwolle reifen erst im November oder Dezember. Wo aber die Sommerfrüchte zeitig genug geerntet werden, hat man noch eine Herbstperiode, die, obgleich nur drei Monate August bis Oktober begreifend, doch hinreicht, um auf dem fetten Boden, zumal des Delta, den Mais reifen zu lassen. Letzterer wird übrigens in Mittelägypten in Verbindung mit Sorgbum auch während des Sommers gebaut.

Gegenüber dem Ackerbau ist die Baumkultur lange Zeit entschieden vernachlässigt worden, aber seit Ismael Paschas Regierung hat sich darin eine Besserung gezeigt. Unter den in Ägypten vorkommenden Fruchtbäumen nennen wir vor allem die Dattelpalme, nächstdem den Johannisbrotbaum und den Ölbaum. Die Dattelernte, 110 fg. g., geschieht in der Weise, dass der Betreffende auf den alten Blattstümpfen des Stammes mittels eines um den Baum wie um seinen Leib geschlungenen Strickes bis zur Blattkrone hinaufsteigt, an deren Anfang die Früchte in Form grosser Trauben sitzen.

Gegenüber dem Bodenanbau tritt die Viehzucht beträchtlich zurück; unter den häufig vorkommenden Nutztieren sind in erster Linie der Esel, das Kamel, das Maultier, der Stier und der Büffel zu nennen; letztere beiden werden vorzugsweise bei der Feldarbeit und zum Ziehen von Lasten verwendet. Das Schaf liefert den Stoff zu den bereits erwähnten mantelartigen Überwürfen der Landbevölkerung; letztere hält in ihren Behausungen dürftige Gänse, kleine und meist unschmackhafte Hühner (noch jetzt, wie im Altertum grösstenteils künstlich durch Brutöfen gewonnen), Enten und vortreffliche Truthühner.

Die sociale Lage der äg. Landbevölkerung ist trotz mancher Besserungsversuche bis jetzt eine drückende und teilweise unselbständige geblieben. Während nämlich noch Mehemed Ali durch sein Monopolsystem den Bauer zum Tagelöhner der Regierung gemacht, zahlreiche Fronarbeiten, namentlich für Kanalbauten aufgelegt und mit der Aushebung für den Kriegsdienst belastet hatte, trat nach mancherlei Umgestaltungen i. J. 1878 eine entscheidende Änderung in den Besitzverhältnissen insofern ein, als fast der gesamte Grundbesitz des Vicekönigs (Chedive) und seiner Familie zu Staatsdomänen gemacht wurden. Konnten nun die Leute die Steuern wegen Armut nicht bezahlen, so wurden die betreffenden Ländereien an Wohlhabende verliehen, welche, der Regierung Steuern bezahlend, sich an den eigentlichen Steuerpflichtigen schadlos halten konnten. Das meiste Kulturland blieb somit Eigentum des Staates; als Privatbesitz galten nur diejenigen Gebiete, welche, ursprünglich unbebaut, vom Vicekönig an gewisse Personen zur Urbarmachung übergeben worden waren. Doch hat man neuerdings angefangen, ein wirkliches Grundeigentum auch für die Fellachen zu schaffen.

Wenden wir uns schliesslich zu den Stadtbewohnern Ägyptens, so herrscht in Handel und Wandel, in Bildung und Gesittung, im Strassen- und Familienleben der allgemein orientalische Typus vor, wie wir ihn in dem Text zu den vorderasiatischen Bogen, vgl. 90—93, dargestellt haben. Der wesentliche Unterschied bezüglich des öffentlichen Verkehrs besteht eben in der Stellung der Frauen, die hier, wie fast überall im Orient, das Gesicht mit dem schmalen, an das Kopftuch befestigten Schleier („Burko"), die Gestalt mit Tüchern aus Baumwolle oder bauschiger Seide verhüllen. Bezüglich der Städte selbst zeigt sich ein charakteristisches Merkmal darin, dass neben den beiden Grossstädten Alexandria und Kairo, die zusammengenommen fast den zehnten Teil der Gesamtbevölkerung enthalten, nur kleinere Plätze von etwa 40000 Einwohnern und darunter vorhanden sind und zwar giebt es deren 28 zwischen 40000 und 5000. Einige derselben, wie Port Said, Suez, Rosette und Damiette kommen für den auswärtigen Verkehr in Betracht und bilden daher noch buntere Strassenbilder (110 fg. k.) als die übrigen, in denen die ägyptische Bevölkerung mehr unter sich bleibt und besonders bei Gelegenheit der Messen und Märkte viel Eigenartiges zeigt.

An neueren Bauwerken haben die Landstädte wenig oder nichts Ansehnliches aufzuweisen; die Wohnhäuser, aus Lehm oder Nilschlamm, vielfach mit einer Mischung von Lehm und Kuhdünger überschmiert, haben statt des Daches eine Plattform, auf denen man besonders die Abendstunden zuzubringen pflegt. Esneh, 111 fg. a., 9000 Einwohner zählend, ist eine der vorzugsweise von Kopten bewohnten Städte Oberägyptens, Sitz eines kopt. Bischofs und Mittelpunkt eines regen Handelsverkehrs, namentlich mit Kamelen, Töpferwaren, feinen Baumwollstoffen („Malayeh") und Shawls, ferner mit Gummi, Straussenfedern und Elfenbein. Esneh steht auf den Ruinen des alten Latopolis, von

dessen verschüttetem und überbautem Tempel die Vorhalle ausgegraben und zugänglich ist.

Ein wesentlich anderes Bild bieten die beiden Grossstädte schon dadurch, dass in ihnen die Mehrheit der Ausländer (über 70000 ohne die Passanten) sich aufhält. Im übrigen hat jede derselben ihre Besonderheiten. Alexandrien, das durch die Beschiessung seitens der englischen Flotte, wie durch die Mordbrennereien des Pöbels schwer gelitten hat, zerfällt in zwei sehr verschiedenartige Teile, in die Stadt der Eingeborenen mit meist schmutzigen, halbverfallenen Lehmziegelbauten, und in das fränkische Viertel, ausgezeichnet durch grosse Gasthäuser, stattliche Gebäude der Ausländer, besonders der Konsulate und Grosskaufleute, mehrere Kirchen und Schulen und eine Reihe hübscher Villen im italienischen Stile.

Die Landeshauptstadt Kairo, „Masr el Kabira", eine der schönsten Städte des Orients und malerisch am Abhange eines Ausläufers des Dschebel el Mokattam sich ausbreitend, hat ihren hervorragendsten Punkt in der mauerreichen Citadelle, 111 fg. c., die, am Fels emporgebaut und mit der zierlichen Grabmoschee Mohammed Ali's geschmückt, über das Häusermeer, die zahlreichen, hochragenden Kuppeln und Minarebs hinwegschaut. In seiner baulichen Anlage bringt Kairo den Einfluss sowohl der verschiedenen nationalen Bestandteile wie der geschichtlichen Entwickelung seit dem frühen Mittelalter getreulich zum Ausdruck. Der neueste, d. h. fränkische Teil, enthält zwar eine Reihe stattlicher, von Prachtgärten umgebener Villen und gute, baumbepflanzte Strassen, das Hauptinteresse aber wendet sich dem einheimischen Gebiet zu, das ebensosehr durch die malerische Anordnung der prächtig geschnitzten Thore, Erker, Balkone u. s. w., trotz enger, dumpfiger Strassen, wie durch das äusserst bewegte, farbenreiche Strassenleben eine ungemeine Anziehungskraft ausübt. Denn neben Europäern der verschiedensten Nationalitäten kommen hier Asiaten und Afrikaner aller möglichen Stämme zum Vorschein; ausser den früher erwähnten vgl. S. 4 begegnen uns Abessinier, Tuneser, Marokkaner, Kurden, Syrer, Perser, Turkomanen, Bucharer, Chiwanen, Afghanen, Hindu, Malayen u. s. w.; man kann daher ohne Übertreibung sagen, dass es keine Stadt giebt, in der sich so viele verschiedene Vertreter der Rassen und Nationalitäten der Alten Welt ein Stelldichein geben; in der That ist Kairo einem lebenden ethnographischen Museum zu vergleichen. Viel Eigenartiges bietet aber vor allem die Art des Strassenverkehrs selbst; da sieht man Auffahrten vornehmer Personen, vor deren Wagen flüchtige Läufer („Sais") laut schreiend einhereilen, Hochzeitszüge, vgl. nr. 93, i., Begräbnisse, Aufzüge junger Beschneidungskandidaten, Derwische, Märchenerzähler, Schlangenbändiger, wandernde Verkäufer von Waffen, Kleidern, Obst, Speisen u. a., Kameltreiber, Eseljungen, welche ihre Tiere unter lautem Geschrei antreiben. Allgemein orientalisch sind die glänzenden Bazare und offenen Kaffeehallen, 111 fg. e.

Unter den Bauwerken sind es besonders die Moscheen und die Reste sarazenischer Architektur, welche den Blick fesseln. Kairo hat nicht weniger als 523 Moscheen, die teilweise mit Hochschulen und grossen Bibliotheken versehen, zu den glanzvollsten islamitischen Gebäuden gehören, teilweise aber auch in Verfall liegen. Die berühmtesten sind die nach dem Plane der Kaaba ausgeführte Achmedmoschee (a. 877), die mit Spitzbogenreihen gezierte Hâkim M. (a. 1093) und die mit 86 m hohem Minareh versehene Moschee des Sultan Hasan (1356—59). Ungeheure Spitzbogen schliessen bei letzterer den mit bunten Marmorplatten belegten Hof ein, 111 fg. f., in dessen Mitte sich zwei Brunnen erheben. Der grössere von ihnen, für die Waschungen der Ägypter bestimmt, trägt eine Kuppel in der phantastischen Form eines blaugefärbten Erdglobus, der mit dem Neumond geschmückt und von einem breiten, mit goldenen Lettern beschriebenen Gürtel umgeben ist. Der kleinere Brunnen wurde früher nur von Türken benutzt. Hinter dem grösseren Brunnen öffnet sich mit einer Spannung von 21 m der Spitzbogen des Sanctuariumgewölbes mit der von steinernen Säulchen getragenen Kanzel. Zahlreiche Lampen hängen von der Decke tief hernieder, um den geweihten Raum zur Zeit des Abendgebets zu erleuchten. Im äussersten Hintergrunde des Sanctuariums befindet sich die Gebetsnische, auf unserm Bilde eben noch sichtbar.

An der ganzen Ostseite Kairo's dehnen sich die sog. Chalifengräber aus, jenseit der Citadelle als Mamelukkengräber bezeichnet. Dies sind umfangreiche, mit äusserst zierlichen Moscheen versehene Grabdenkmäler früherer Sultane; ehemals reich dotiert und von zahlreichen Dienern unter besonderen Schêch's in stand gehalten, gerieten sie seit Anfang dieses Jahrhunderts in Verfall, weil die zur Erhaltung bestimmten Gelder nicht mehr ausgezahlt wurden. Jetzt dienen sie teilweise als Wohnstätten der Nachkommen der ehemaligen Moscheediener sowie anderer Araber, die durch ihre Bettelei den Besuchern lästig fallen. Auf unserem Bilde, 111 fg. d., stellt der Gebäudekomplex links das Grabdenkmal des Sultan Beris Bei dar, während die beiden schlanken Minarehs und die Anlagen rechts davon dem Andenken des Sultan Barkûk geweiht waren. Im Zusammenhang mit den religiösen Bauwerken verweisen wir noch auf den arabischen Kirchhof im Vordergrunde des Bildes 111 fg. c. und auf den Text zu Abt. 2 nr. 93. In das religiöse Gebiet fällt auch die Darstellung der tanzenden Derwische, 110 fg. h. Diese halten ihre Aufführung, „Zikr", in Kairo jeden Freitag eine Stunde lang in einem kreisförmigen Raum von etwa 6 m Durchmesser ab, wobei jedermann gegen ein entsprechendes Bakschich Zutritt hat. Mit einem langen, hellfarbigen, lockersitzenden Gewande angethan, tanzen sie, nachdem sie vor ihrem Schêch die übliche Verbeugung gemacht, erst einzeln, dann zusammen unter Begleitung einer von der Tribüne tönenden, eigentümlich klagenden Flötenmusik. In der Minute 40, ja 60 Umdrehungen ausführend, wirbeln sie in der Regel 20—25 Minuten ohne das geringste Geräusch und ohne schwindlig zu werden, im Kreise herum und drücken ihre religiöse Empfindung dabei durch entsprechendes Mienenspiel aus. Ausser den tanzenden giebt es in Kairo noch die heulenden Derwische, die, ebenfalls wöchentlich einmal, aber mehrere Stunden lang, unter heftiger Bewegung des Oberkörpers das mohammedanische Glaubensbekenntnis: „lâ ilâha" u. s. w. mit der grössten Anstrengung herschreien.

Werfen wir endlich noch einen flüchtigen Blick auf die Industrie, den Handel und Verkehr des heutigen Ägypten, so ist die erstgenannte nicht sehr entwickelt; man fertigt z. B. durch Handweberei Stoffe aus Leinwand, Baumwolle und Seide, in Kairo feine Gold- und Silberwaren, in den oberägyptischen Städten poröse Thonkrüge, „kulle", und zierliche Gefässe, wovon manches zur Ausfuhr gelangt; auch Fabriken fehlen nicht ganz, namentlich findet man Baumwollspinnereien, Zuckersiedereien und Pulverfabriken. Bedeutend ist der Handel; die Einfuhr an Waren betrug im Jahre 1886 185 Mill. M., die Ausfuhr 212 Mill. M., wovon etwa drei Viertel auf Rohspinnstoffe entfallen. Beteiligt sind am äg. Handel in erster Linie die Britischen Besitzungen, in zweiter Linie Frankreich, die Türkei, Österreich und Italien. Von modernen Verkehrsmitteln besitzt Ägypten 1532 km Eisenbahnen und 8645 km Telegraphen (Linienlänge); ausserdem kam der uralte Karawanenverkehr, namentlich mit dem Sudan, bis vor kurzem in Betracht. Was den Verkehr zu Wasser anbelangt, so bewegten sich (1885) im Hafen von Alexandria 2321 Schiffe mit 1,5 Mill. Tonnen (mehr als Bremen); den Suezkanal, der i. J. 1883 einen Überschuss von 28,6 Mill. M. abwarf, benutzten 3624 Schiffe mit fast 9 Mill. Tonnen (mehr als Hamburg). Den Personenverkehr auf dem Nil (bis Assuan) bewerkstelligt man teils mit Dampfern, teils mit der charakteristischen Nilbarke, der „Dahabîye" oder der „Goldenen". Letztere, 110 fg. i und 111 fg. h., ist ein langes, sowohl zum Segeln als zum Rudern eingerichtetes Boot, das auf der hintern Hälfte die Kabine trägt, auf deren Dach sich die Reisenden gewöhnlich aufhalten. Mit 10 Leuten oder mehr bemannt, führt die „Goldene" die Reise von Kairo nach Assuan und zurück in etwa 60 Tagen aus.

112. Die Bewohner Nubiens und Sudans.

Die Bevölkerung von Nubien und dem östlichen, ehemals ägyptischen Sudan wird dadurch charakterisiert, dass der unzweifelhaft hamitische Grundstock im Laufe der Zeit von fremden Bestandteilen durchsetzt, ja teilweise überwuchert wurde. Vom Süden her drangen negerartige Stämme vor, von Norden, dem Nilthale entlang, kamen die Araber, mit ihnen zugleich der Islam und die arabische Sprache, welche beide aber über die ursprünglich meist heidnischen, teilweise christlichen Ureingeborenen nur einen schwachen Firnis zu ziehen vermochten. Daher bestehen, wie man unter dem äussern Kleid des Islam noch viel Heidnisches findet, zumal im Sudan, neben einem schlechten Arabisch, das als allgemeine Umgangssprache dient, die ursprünglichen Idiome zum grossen Teile noch fort.

Die Zahl der hier in Betracht kommenden Stämme mit Genauigkeit anzugeben, liegt ausser dem Bereiche der Möglichkeit, denn die ägyptische Zählung vom J. 1882 bezog sich auf diese Gebiete nicht. Nach den vorliegenden Schätzungen hat Nubien etwa eine Million; die Bewohnerschaft des Sudans, in der Beschränkung auf die Landschaften Berber, Dongola, Chartum, Faschoda, Sennaar, Fasoglo, Kordofan, Taka, Suakin und Massauah schwankt je nach den verschiedenen Angaben zwischen $4^1/_2$ und 6 Mill. Noch unsicherer erweist sich die Scheidung dieser Gesamtzahl nach Rassen, sowohl wegen der mangelnden Übereinstimmung zwischen Sprache und Abstammung der hierher gehörigen Stämme, als wegen der infolge stattgehabter Mischung vorkommenden Zwischen- und Übergangsformen. Auf Grund der vorliegenden Schätzungen pflegt man für Nubien und Sudan etwa 2,12 Mill. Araber, 1,25 Neger, 1,13 Berabra oder Nubier, 1 Bedja und 0,5 Tigre (Abessinier) anzunehmen; aber es ist nach den obigen Andeutungen wahrscheinlich, dass in Wirklichkeit die Zahl der Araber hinter dem genannten Betrage weit zurückbleibt.

Im folgenden handelt es sich im wesentlichen um die Berabra, die Bedja und die Negerstämme, bezüglich der Araber aber gestatten wir uns auf die Bog. 111 und 112, bezüglich der Tigre auf Bog. 113 zu verweisen.

Die Berabra, sgl. Borberi, hatten in früherer Zeit das ganze Nilthal vom 1. Katarakt bis nach Chartum, sowie einen grossen Teil der Landschaften Kordofan, Taka und Senaar inne, aber da sie durch die Fur, Bedja und Funje vielfach zurückgedrängt wurden, wobei mancherlei Mischungen entstanden, findet man sie gegenwärtig nur noch im Nilthal vom 1. bis zum 4. Katarakt, sowie inselartig südlich davon, nämlich den Stamm der Zogawa in Kordofan bei 15⁰ n. Br. und die Abteilungen der Tumale, Koldadshi und Taklawin bei 12⁰ n. Br. in Takale und Dar Nuba. Die reinsten Vertreter ihrer Rasse enthält das eigentliche Nubien z. B. in Wadi Kenus, Dar Sukkot, Dar Mahas und Norddongola. Die Berabra, nahe Verwandte der eigent. Ägypter, fg. a u. b., sind mittelgross, wohlproportioniert, durchschnittlich sehr hager, von bronzebrauner Hautfarbe und schwarzem, stark gekräuseltem Haar. Der lange Kopf zeigt eine gewölbte, oben nach hinten zurückweichende Stirn, eine vorragende bald gerade, bald leicht gebogene Nase mit stumpfer Spitze und breiten Flügeln, sowie weit geschlitzte Augen von lebhaftem Ausdruck. Abweichungen von diesem Typus mit bald schärferen bald stumpferen Zügen kommen vor. Wie die benachbarten Bedja und Funje lieben es die Berabra, an jeder Schläfe und Wange drei schräge Hauteinschnitte anzubringen.

Die Tracht der Berabra zeigt mit Vorliebe die weisse Farbe. Die Männer, welche die Haare kurz scheren, bekleiden sich mit Hemd, engen Kniehosen, Umhängetuch (Ferda) mit farbigen Kanten, gesteppter Kappe und Sandalen, zuweilen auch mit Seidenkefie, Kaftan, Burnus, Turban und Schnabelschuhen; das gerade, am linken Ellenbogen befestigte Dolchmesser fehlt selten. Das Kostüm der Frauen wechselt; im Norden legen sie lange Pluderhosen und einen weiten, an den Seiten offenen Überwurf, in Mittel- und Südnubien ein Zeugstück um die Lenden und die Ferda, die Mädchen einen Franzengurt an; die Haare werden allgemein zu zahlreichen, am Kopf seitlich herabhängenden Flechten angeordnet. Schmuckgegenstände aus Perlen von Bernstein, Achat und Harz, Muschelstücke, Kaurischnecken, Ohr-, Finger-, Arm- und Beinringe aus Metall sowie Amulette mit Zauber und Koransprüchen sind sehr beliebt. Am Körper sind die Berabra unsauber; sie schmieren sich nämlich, zum Schutz gegen Sonnenbrand mit Ricinusöl, Butter, Talg (mit etwas Krokodilmoschus) oder, wie im Süden, mit einer stark riechenden Pomade ein. Ihre Wohnstätten sind vielfach ärmliche, viereckige Lehmhäuser mit platten Strohdächern, mitunter quadratische Hütten aus Stangen und Durrastroh, bei Wohlhabenderen Gebäudekomplexe, von krenelierten Mauern umgeben, im Süden wohl auch mit pylonartigen Anbauten und vorn offenen, auf Pfählen gestützten Vorhallen versehen. Nicht minder einfach ist die innere Einrichtung; man findet da Lehmbänke mit Fellen, Matten oder Teppichen bedeckt, ein hölzernes, teilweise geflochtenes Ruhebett, Deckelkörbe, Kürbisschalen und Töpfe zum Aufbewahren der wertvolleren Gegenstände, irdene Platten, grosse mit Strohtellern bedeckte Wasserkrüge und riesige Lehmtöpfe zur Unterbringung der Feldfrüchte; vgl. Bog. 122 die Betschuanen. Die ebenfalls einfache Ernährungsweise erinnert an die der Fellachen vgl. Text S. 5. Weizen, Durra oder Dochn zerreibt man auf schräger Steinplatte mittels eines kegelförmigen Steines, vgl. fg. h., und bäckt unter Zusatz von Wasser Brot oder flache Fladen, wozu man Fleisch, Butter und mancherlei Gewürze geniesst. Auch giebt es mancherlei berauschende Getränke als verschiedene Arten von Bier und Dattelbranntwein.

Wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, gewinnen die Berabra ihren Lebensunterhalt vorzugsweise durch Bodenanbau; ausser Weizen, Durra und Dochn ziehen sie Gerste, verschiedene Bohnensorten, Linsen, Pfeffer, Kürbisse, Wassermelonen, Tabak, Kümmel, Ricinus, Sesam, Indigo u. m. a. Doch stehen die Erträge weit hinter denen Aegyptens zurück, denn in Nubien ist das Kulturland häufig sehr schmal, mitunter sind es nur wenige Fuss breite Streifen, welche mit unsäglicher Mühe längs den zum Teil sehr steilen Felsufern unterhalten werden. Dieser Umstand bildet ja auch die Ursache der bereits erwähnten Auswanderung, vgl. oben S. 4. Die Viehzucht ist dürftig und liefert ausser hängeohrigen Ziegen etwas Gutes nur in den edlen Pferden von Dongola. Die Handfertigkeit reicht nur wenig über die oben namhaft gemachten Gegenstände hinaus.

So sind die Berabra jetzt ein armes Volk, aber trotzdem heiter und redselig, zum Trunk wie zum Gesang, unter Begleitung der fünfsaitigen, mit einem grossen Kürbis als Resonanzboden versehenen Laute, stets bereit, vgl. fg. g; auch schauen sie gern den Tänzen zu, welche von den roh geputzten Gawasi berberinischer oder nigritischer Abkunft aufgeführt werden.

Der Verkehr in Nubien ist bekanntlich durch die Naturverhältnisse sehr erschwert; auf dem Flusse benutzt man unbequeme Segelboote aus Holz mit Masten, Rudern und zwei seitlich angebrachten Auslegern. Für den Landtransport dienen Kamele und Esel; hauptsächlich auf der beschwerlichen Karawanenstrasse, welche, den westlichen Nilbogen zwischen Korosko und Abu Hammed umgehend, den Hauptzugang zum östl. Sudan bildet.

Die Hauptausfuhrgegenstände sind Gummi und Datteln. Die Städte Nubiens sind noch dürftiger und armseliger als die Ägyptens; eine Ausnahme machen nur einige wenige wie Berber und Neudongola; von letzterem bietet fgl. eine Ansicht des Gouvernementsgebäudes.

Die Bedja, welche den Raum einerseits zwischen dem Nile und dem Roten Meere, anderseits zwischen dem 25. und 15⁰ n. Br. einnehmen, zerfallen in drei Hauptstämme, die Ababde im N., die Bischarin in der Mitte und die Hadendoa im Süden. Über die Ababde vgl. oben S. 4. Die Geschichte der Bedja ist nicht ohne Interesse, denn sie scheinen das axumitische Reich begründet und eine Zeit lang aufrecht erhalten zu haben. Nach dem Falle von Axum zerstreuten sich die einzelnen Stämme und gerieten in Abhängigkeit erst von Darfur, Sennaar und Abessinien, später von Ägypten. Durch die Einführung des Islam wurden sie bezüglich der kommunalen Einrichtungen und der Sprache grossenteils arabisiert, doch behielten auch manche Zweige, wie die Halenga, die Hadendoa, die Schukurie und Homran ihre eigenen Idiome bei, andere wie die Bagara, die Hamar und Abu Rof aber scheinen vom Islam nur aufs oberflächlichste berührt zu sein.

Vermöge der vorgekommenen Mischungen wechselt der körperliche Typus sehr; er ähnelt, in seiner Reinheit, den Berabra und den Fellachen; häufig aber zeigt er Anklänge an die Neger oder Araber. Ausgezeichnet vor vielen Afrikanern durch Schönheit des Wuchses, anmutige Formen und häufig graziöse oder würdevolle Haltung, tragen die Bedja ihr gekräuseltes schwarzes Haar entweder hoch und locker angeordnet, fgc, oder in lange parallele Zöpfe geflochten oder in freien Locken herabhängend, fgk. Die Männer haben vielfach nur eine Ferda als Bekleidung, seltener noch Hemd, Hosen und Turban; ihre Waffen sind Lanze, Schwert, Dolch und runde Buckelschilde aus mancherlei Fellen. Mädchen tragen den Franzengürtel, die Frauen die Ferda und das Lendentuch. Der Schmuck gleicht dem der Berabra. Als Nomaden wohnen die Bedja in Zelten, die, aus Stangen und Matten hergestellt, eine halbrunde, niedrige Form haben. Die Zuchttiere sind das Zebu, das einhöckerige Kamel, das fettschwänzige wie das dünnschwänzige Schaf und die hängeohrige Ziege, von denen allen sie grosse Herden besitzen; Pferde kommen seltener vor. Die natürlichen Sammelplätze bei dem Wanderleben sind die Brunnen, fgk, und Wasserplätze, an denen mitunter rohe Hebewerke angebracht sind. Die Bedja sind aber nicht nur treffliche Viehzüchter, sondern auch gute Karawanenführer und teilweise geschickte, kühne Jäger. Letztere, eine Art Kaste unter den Ihrigen bildend, erlegen teils mit Waffen, teils mit Schlingen, Fallgruben u. a., bald beritten, bald zu Fuss, Antilopen, Giraffen, Elefanten, Nashörner, Strausse, fgi, u. m. a. Nilpferde und Krokodile fängt man mit Harpunen. Gemäss den eben erwähnten Thätigkeiten leben die Bedja vorzugsweise von tierischer Kost, in erster Linie von saurer Milch, doch verwenden sie auch Durra in verschiedener Zubereitung zu ihren Speisen.

Dem Wesen nach sind die Bedja tapfer, bieder und ehrlich, anderseits aber auch leicht erregbar, rachsüchtig und grausam; wie bei vielen Nomaden, ist auch bei ihnen die Blutrache noch im Schwange. Die nomadischen Bedja sind völlig ungebildet; doch giebt es, zerstreut in Südnubien, Sennaar, Taka und Kordofan auch ansässige, welche, in Tracht und Gebräuchen den Berabra folgend, sich nicht nur mit Ackerbau, Handwerk und Handel befassen, sondern auch die gelehrten Fächer, als Richter und Lehrer, vertreten. Endlich giebt es unter ihnen viele Fukara, welche, ähnlich den Derwischen, eine Art religiöser Gemeinschaft bilden, besondere Gebräuche haben, Amulette schreiben, die Stelle der Ärzte vertreten u. a. m; mitunter, z. B. in Sennaar, wohnen sie in eigenen Dörfern.

Sennaar und die südlich davon, zu Füssen des westlichen Abessinien, gelegenen Landschaften wie Fasoglo und Fadasi werden von einer Reihe negerartiger Stämme wie den Funje, Ingassana, Saukol, Tschai, Niuak, Hammedj, Berta, Amam, Koma, u. a. bewohnt, welche G. Gerland als „isolierte Völker des Ostens“ bezeichnet. Sennaar selbst, früher von teils ansässigen, teils nomadisierenden Berabra und Bedja bewohnt, bildete beim Ausgange des Mittelalters einen Teil des christlichen Reiches Aloa, welches aber von den Funje im Bunde mit anderen Negern erobert und gestürzt wurde. Letztere fielen zwar 1820 unter die ägyptische Herrschaft, doch verloren sie ihre Selbständigkeit nicht vollständig; vor einigen Jahren wenigstens gab es westlich von Hedebat einen König der Funjberge (Melik el Djebal el Fundj).

Die Funje des Melik, fg. f., gewissermassen den Übergang von den Bedja zu den Negern bildend, sind wohlgebildet, mittelgross, mit schlanken, muskulösen Gliedmassen, aber schwachen

Waden versehen und von wechselnder, gelbbrauner bis schwarzer Hautfarbe. Die Nase, entweder gerade oder leicht gebogen, zeigt breite Flügel und stumpfe Spitze, die Lippen sind fleischig, aber nicht sehr aufgeworfen, der Bart ist schwach; das Haupthaar stark gekräuselt, fast wollig und lang wachsend, wird auf sehr mannigfache Weise getragen. Die Kleidung ähnelt derjenigen der Bedja, ebenso der Schmuck. Stets bewaffnet, tragen sie einen länglichen, in der Mitte gebuckelten Lederschild, Wurf- und Stosslanzen, hölzerne und eiserne, teilweise sichelartige Wurfinstrumente („Trumbasch“ und „Kulbeda“), einen krummen Dolch, zuweilen auch hübsch verzierte Schwerter. Ihre Wohnstätten sind jene in Ostafrika so weit verbreiteten Togule, d. h. kreisförmige und mit spitzigem Kegeldache versehene Hütten aus Pfählen, Astwerk und Gras, seltener aus Stein oder Lehm. Diese regendichten und sauber gehaltenen Hütten werden, soweit zu einer Familie gehörig, mit einer Zeriba, einem Dornenverhau oder einem Stackete aus Baumgeäst umgeben und so vor wilden Tieren als Hyänen und Schakalen geschützt. Im Innern der Tokule findet man Ruhebänke, hübsch geflochtene Matten, Kochtöpfe, Bratpfannen, hölzerne Essschüsseln, Reibsteine, Kürbisschalen u. a., letztere mit besonders zierlich geflochtenen Decken und Untersätzen. Den Lebensunterhalt gewinnen die Funje durch Ackerbau, Viehzucht, Jagd und einzelne Gewerbe. Der Boden, den sie mit Spaten oder Hacke aus Eisen bearbeiten, liefert ihnen Sorghum, Penicillaria, Mais, Zwiebeln, Pfeffer, Bohnen u. m. a.; durch Viehzucht gewinnen sie Esel, Kamele, Zebu, Schafe, Ziegen, Hunde, Hühner und Tauben. Durch Handfertigkeit stellen sie Filigranarbeiten aus Gold und Silber, Waffen aus Eisen, grobe Gewebe aus Baumwolle her; auch verstehen sie Felle zu gerben und Leder zu färben. Diese und andere Gegenstände werden auf den Märkten gegen fremde Erzeugnisse, die sie brauchen, vertauscht. Dem Wesen nach sind die Funje offenherzig, gutmütig, gastfrei und friedliebend, ohne den Kampf zu scheuen. Heitere und unbefangene Leute, sind sie Freunde von Scherz, Musik (Laute, Rohrschalmei, Handtrommel) und Tanz, teilweise aber auch der Völlerei ergeben.

Was die andern oben erwähnten Stämme anbetrifft, so nähern sie sich je weiter nach Süden und Südosten, desto mehr dem Negertypus, wie das Mädchen aus Fasoglo, fg. d., und der Westkordofaner, fg. e., zeigt. Specieller auf sie einzugehen, verbietet der Raum; nur mag bemerkt werden, dass sie teilweise noch Heiden sind. Unter den Städten des Sudan ist Chartum, fg. m. die belebteste und volkreichste (50000 Einw.) Vorwiegend zwar aus engen Strassen mit elenden Lehmbaracken bestehend, enthält sie doch auch einige stattlichere und solidere Gebäude, wie den ehem. äg. Regierungspalast, die Hauptmoschee, das deutsche Konsulat u. s. w.; auch fehlte es vor der bekannten Katastrophe nicht an wohlversorgten Läden und Märkten mit Lebensmitteln, Früchten u. s. w. Von dem bedeutenden Verkehr zeugten früher besonders die Anlegeplätze am blauen Flusse; denn hier wimmelte es von grösseren und kleineren Barken; selbst Dampfschiffe ankerten hier.

113. Die Abessinier, Gala und Somal.

Auf dem Bogen 113 sind diejenigen Völker hamitischer Grundlage und semitischer Beimischung zusammengefasst, welche an der Ostküste von der Mündung des Baraka bis zu der des Tana reichen, im Innern aber von den Bedja, den Negern des Oberen Nils, den Wanyoro und Masai begrenzt werden und als Hauptvertreter die Abessinier, die Somal und Gala aufweisen. Insgesamt auf 18 Mill. (sehr vage) geschätzt, stehen diese Leute grösseren Teils auf einer Art Halbkultur, während sie nach der Religion in Christen, Mohammedaner und Heiden, zu ungleichen Teilen, zerfallen.

Der bekannteste Staat in diesen Gegenden ist das Kaiserreich Abessinien, dessen Ausdehnung sich aber nicht mit der Verbreitung der abessinischen Rasse deckt. Die Urbewohner des Landes sind, nach R. Hartmann, die Agau, nahe Verwandte der Berabra und Bedja, vgl. 112, und noch jetzt den Grundstock der Bevölkerung, namentlich in den Provinzen Agau und Agaumedr, bildend. Zu ihnen gehören in anthropologischer wie sprachlicher Beziehung die Falascha, welche über viele Provinzen verstreut, fälschlich als Juden bezeichnet werden, weil sie gewisse israelitische Gebräuche innehalten, ferner die ebenfalls über mehrere Provinzen verteilten Koemanten, die Bilen oder Bogos am roten Meere bei Massauah, die Mensa auf der gleichnamigen Hochfläche und die Woito am Tsanasee und in Amhara. Von den Agau unterscheiden sich die Amhara und Tigre in mehrfachen Beziehungen. Die Amhara, in den Prov. Amhara, Schoa und anderen vorkommend, sind Mischlinge aus Agau und Gala und sprechen einen der abessin. Ursprache, dem „Gheez“, verwandten, aber mannigfach gemischten Dialekt. Die Tigre, in der gleichnamigen Landschaft lebend und eine Tochtersprache des Gheez redend, sind ziemlich stark mit semitischen Bestandteilen gemischt. Ausserdem finden sich in Abessinien und in dessen Grenzgebieten mehrere Nomadenstämme, welche sich ethnologisch den Bedja anzuschliessen scheinen, so die Beni Amer am Baraka, die M(B)area südlich davon, die Schoho in der Samhara, die Homran an den Flüssen Setit und Mareb, die Habab u. a.

Die echten Abessinier, d. h. die Agau nebst Verwandten, fg. a. u. h., sind mittelgrosse, wohlgebaute, braune Leute von langem Kopfe, sanft gerundeter Stirne, vorstehender Nase, fleischigen Lippen, kleinem, rundem, etwas zurücktretendem Kinn, schwachem Bartwuchs und krausem, kleingelocktem Haar, das sie in mannigfacher Weise (als Toupé, in vielen Flechten geordnet, oder kurz geschoren) tragen.

Die Kleidung der Männer setzt sich aus engen Hosen, faltiger Leibbinde, kurzärmeligem Hemd und weisser, farbig gestreifter Toga („Schama“) zusammen; doch liebt man es, den Oberkörper entblösst zu lassen. Die Frauen, die auf kunstvolle Frisur grossen Wert legen, bekleiden sich mit langem, weitärmeligem Hemd, Taillengürtel, Schama und Kopftuch; als Schmuck tragen sie (in Schoa) silberne Ketten und Glasperlen um den Hals, Metallringe an Handgelenke und Fussknöchel; auch färben sie die Augenbrauen und bemalen Wangen, Hände und Füsse. Übrigens wechselt die Tracht der Abessinier nach Stand, Reichtum und Religion. Die Christen z. B. machen sich u. a. durch eine dunkelblauseidene Halsschnur, die Geistlichen derselben, fg. i., durch bunten Turban, Rosenkranz am Halse und Fliegenwedel (das Krucifix darstellend), die Mohammedaner durch Sandalen bemerklich. Militärische Anführer sind durch eine massive Silberstange vor der Stirn, silberne Armschienen, Stahlhandschuhe u. a. ausgezeichnet. Gewöhnliche Krieger endlich, fg. g., legen zottig behaarte Schaf- oder Ziegenfelle oder ausgezackte Pelzkragen aus Leoparden- oder Löwenfell an. Ihre Bewaffnung aber besteht aus Feuergewehren, Lanzen, sichelförmigen Schwertern und rundem Schild aus Elefanten- oder Büffelhaut mit metallenen Verzierungen.

Die Wohnstätten der Abessinier, fg.g links und im Hintergrunde, sind meist klein und roh gebaut, aber von doppelter Art, entweder würfelförmige oder rechteckige Steinhäuser mit Dach aus Holzstangen, Lehm und langem Gras oder runde Hütten mit Unterbau aus Lehm und mit Kegeldach aus Gras. Die Wohnungen der Fürsten sind wohl geräumiger, aber nicht viel besser gebaut als die der Unterthanen. Das einzige grössere Monumentalgebäude ist der Gemp, fg.k, der alte Kaiserpalast in Gondar, eine imposante, aber geschmacklose Schöpfung portugiesischer Werkmeister, reich an Kuppeltürmen und Zinnenmauern, aber jetzt grossenteils in Trümmern liegend. Interessant dagegen ist die Lage der Dörfer, die sich meist an Bergabhängen oder auf den Ambas befinden. Hauptnahrung der Abessinier ist rohes Fleisch, vorzüglich von Rindern, das am liebsten von frischgeschlachteten Tieren noch blutend und zuckend hinabgeschlungen wird, ja es kommt vor, dass man von lebenden Tieren Stücke herausschneidet und sofort verzehrt. Ausserdem geniesst man mancherlei Brotarten mit verschiedenen scharfen Brühen. Als Getränk dienen bes. Sorghumbier und gegorenes Honigwasser, die beide, aus gedrehten Hornbechern oder rohen Hörnern getrunken, berauschend wirken. Die wichtigsten Erwerbsformen sind Ackerbau und Viehzucht, daneben kommen mancherlei Gewerbe und etwas Handel vor. Das Ackerland, hauptsächlich in der Region der Woina-Dega von beträchtlicher Ausdehnung und mit ochsenbespanntem Pflug bearbeitet, liefert Sorghum, Penicillaria, Weizen, Gerste, Roggen, Eleusine, Mais, Erbsen, Linsen, Bohnen, Flachs, Sesam, Tomaten, Pfeffer, Zwiebeln, Senf, Tabak, Baumwolle u. a. Das Ausdreschen des Getreides erfolgt auf besonderen Tennen mit Stöcken oder durch Austreten; das Korn selbst wird in Erdgruben oder hohen Körben aufbewahrt und für den täglichen Bedarf von den Weibern oder Sklavinnen zwischen zwei Steinen zu Mehl zerrieben. Die Viehzucht bezieht sich auf Zebu- und Sankurinder (auch zum Reiten und Lasttragen verwendet), verschiedene Schafarten, Ziegen, einhöckrige Kamele, Pferde, Maulesel, Esel, Hühner und besonders auf Bienen, deren Honig in bedeutenden Massen verbraucht wird. Gewerbe als Schmiederei, Weberei, Töpferei, Silberarbeit u. a. werden hauptsächlich von den Falascha betrieben. Die Woito sind vorzugsweise Jäger.

Obwohl Christen (monophysitischen Bekenntnisses vgl. S. 3 Kopten) seit anderthalbtausend Jahren, haben es die Abessinier in der Gesittung nicht weit gebracht; innerlich sind sie eben Barbaren wie ihre heidnischen und halbmohammedanischen Nachbarn. Nach allen Berichten sind die religiösen Verhältnisse höchst unerquicklich, die Satzungen der Kirche stark mit heidnischen, jüdischen und mohammedanischen Anschauungen und Gebräuchen durchsetzt; der Marienkultus steht sehr hoch. Der Gottesdienst, fg.i, täglich drei bis viermal abgehalten, besteht im Ablesen der sehr ausgedehnten Liturgie und der im Gheez verfassten Gebote. Kirchen giebt es nach Harris mehr als in irgend einem christlichen Lande, darunter einige stattliche Steinbauten, vielfach aber auch kaum besser gebaut als gewöhnliche Hütten, vgl. fg.i im

Hintergrunde. Der höchste Geistliche, „Abuna“ und die Oberpriester bleiben im Prinzip ehelos; neben ihnen giebt es eine grosse Zahl Weltpriester, Mönche und Nonnen, die sich im Müssiggange vom Schweisse der arbeitenden Klassen nähren. Mehrfache, von Europa aus unternommene Versuche, die abess. Kirche zu reformieren, sind ergebnislos verlaufen.

In socialer Beziehung zerfällt das abess. Volk in mehrere Stände, in politischer Hinsicht aber in mehrere Teilstaaten, deren Fürsten nicht immer die Oberhoheit des Kaisers oder Negus Negesti anzuerkennen bereit sind. Unser Bild, fg.h, zeigt diesen Herrn nebst Gemahlin in königlicher Pracht auf dem Throne kauernd und von den obersten Würdenträgern umgeben.

Südlich von Abessinien bis an die Mündung des Tana, also durch fast 15 Parellele, aber in verschiedener Breitenausdehnung erstrecken sich die Gala oder Orma, fgc u. d. Über ihre ethnologische Stellung sind mancherlei Ansichten geäussert worden, aus denen man so viel entnehmen darf, dass die Gala zu den Hamiten gehören, aber je nach ihren Wohnsitzen verschiedenen Typen sich nähern. Während nämlich die nördlichen Stämme eine offenbare Verwandtschaft mit den Abessiniern zeigen, haben die südlicheren entschieden etwas Negerhaftes; auch araberähnliche giebt es. Auch der Volkscharakter scheint dualistisch zu sein; die Wollogalla, Mohammedaner, gelten nämlich für fanatisch, treulos und räuberisch, den Heiden im Süden dagegen schreibt man Treue, Offenheit und Redlichkeit zu.

Im weiteren Sinne rechnet man zu den Gala auch noch die Somal, die Danakil, die Masai, die Wakuafi und Wahuma. Die Somal, fg.e u. f, und Danakil, welche die Küsten zwischen Massauah und dem Äquator, nach dem Innern zu bis an die Gala innehaben, sind nach Paulitschke, Hamiten, aber gekreuzt mit Arabern und zwar die Somal Bastarde zwischen Gala und Arabern. Im folgenden werden wir die wesentlichsten Merkmale der Gala und Somal zusammenfassen.

Die Tracht, vgl. fg.l, besteht aus einem Unter- und Obergewand; ersteres, aus Baumwolle, reicht von den Lenden bis zu den Knien; letzteres, eine Art Toga aus Baumwoll-, Kamel- oder Ziegenhaarstoff, wird von den Männern so angelegt, dass Oberkörper und Schenkel frei bleiben; die Frauen bedecken die Brust durch ein besonderes Tuch. Den Kopf trägt man teils frei, teils mit einem Turban bedeckt, Das Haar wird im ganzen einfach gehalten: von den Männern meist abgeschoren, von den Frauen zu kleinen Flechten angeordnet, mitunter aber auch in einem Netz zusammengefasst. Der Körper, mitunter auch die Kleider, werden mit Hammelfett eingerieben, daher jene abscheuliche Ausdünstung, die selbst Weihrauch nicht vertreibt. Als Schmuck verwendet man im Innern elfenbeinerne, messingene und eiserne Armringe, Drahtspiralen und Perlenschnüre, an der Küste silberne Gegenstände für Finger, Handgelenk und Oberarm, die Mohammedaner einen Koranvers am Oberarm. Die Männer gehen nie ohne Waffen aus, von denen besonders die Somali gute Exemplare besitzen; gebräuchlich sind grosse Dolchmesser, lange Speere, runde Schilde aus Rhinoceros- oder Büffelhaut, Dolche und Wurfkeulen, Feuergewehre aber wenig vorhanden. Die Wohnstätten sind verschieden, fg.l; die nördlichen Gala haben Strohhäuser mit kegelförmigem Dach und von steinernen Schutzwällen umgeben; die Dörfchen liegen oft im schattigen Versteck kleiner dunkelgrüner Haine von hochragenden, cedernartigen Wachholderbäumen. Die südlichen Gala wohnen teils in festen Dörfern, teils in zeltähnlichen Bienenkorbhütten aus Baumästen, Matten und Fellstücken; die Stadtbewohner an der Küste endlich besitzen sowohl leichte viereckige Hütten als solidere Häuser aus Steinen und Lehmziegeln.

Die Erwerbsformen bestehen vorzugsweise in Ackerbau und Viehzucht; auch leistet man in gewissen Gegenden, zumal der Küste, Ansehnliches in Gewerbe und Handel. Die Somali bauen Durra, Weizen, Mais und Erbsen. Die Gala von Enarea haben sogar Kaffeepflanzungen und machen kunstvolle Waffen, z. B. Dolche mit eingelegten Elfenbeingriffen, gute Flechtereien (Reiseflaschen) und Holzschnitzereien. Die Somal an der Küste sind vielfach Kaufleute, Makler und Dolmetscher; die Nomaden unter ihnen treiben ausser Viehzucht gelegentlich etwas Jagd und Fischfang oder sammeln Orseille, Weihrauch, Myrrhen und Harz. Von der nördlichen Somaliküste führt man einige Gegenstände wie Gummi, Weihrauch, Indigo, Dumfrüchte und Matten aus.

In politischer Beziehung herrscht Zersplitterung in Stämme, deren Häupter auf Zeit gewählt werden; auch kommt Neigung zu Kastenabsonderung vor. Von den Somali haben die moham. Eissa und Gadabursi Könige, „Ugas“, doch, wie scheint, mit geringer Macht bekleidet. Die Hauptverrichtungen der Häuptlinge sind Krieg (Rinderraub), Verteilung der Beute und Friedensschlüsse. In religiöser Hinsicht sind die Gala dreifach geteilt; in der Nähe Abessiniens sind sie Christen und zwar teils Reste des alten, wie scheint, früher bis zum 4° n. Br. verbreiteten monophysitischen Bekenntnisses, teils neuerdings von Abessinien aus gewaltsam bekehrt. Die Nachbarn der Somal sind teilweise seit langer Zeit fanatische Anhänger des Islam, der, nach Krapf, die an und für sich schon verderbte Galanatur noch verschlechtert hat. „An Treulosigkeit und Rachsucht kann nicht leicht ein Volk die Wollo übertreffen, so freundlich und höflich sie von aussen erscheinen.“ Die übrigen Gala sind Heiden, aber sie besitzen mancherlei ausgebildete Vorstellungen z. B. von einem obersten Wesen, von guten und bösen Geistern, u. s. w., denen sie durch Priester opfern lassen.

Die Somali sind fast durchgehend Mohammedaner, die westlichen unter ihnen bekennen sich nach Paulitschke zur Sekte der Safiten, beobachten aber die Satzungen des Koran nur oberflächlich. „Jeder Somali ist bereit, die Weisungen des Islam sich zurecht zu legen, wie es sein augenblickliches Interesse erheischt.“ Fanatismus ist nirgends zu finden; auch giebt es weder ordentliche Moscheen noch Bethäuser. Die vorhandenen Gebetplätze sind ohne Einfriedigungen von Lehm oder Stein oder einfache Hütten. Im Volksleben herrschen viele heidnische Anschauungen und Gebräuche als Blutrache und Sühnung der Blutschuld durch Loskauf. Eide werden zwar auf den Koran geleistet, aber nicht selten gebrochen. Der Aberglaube wuchert. Der Jugendunterricht ist von geringer Bedeutung; die Knaben lernen einige Abschnitte aus dem Koran auswendig, aber weder lesen noch schreiben. Es giebt wohl einige wenige Priester, die im Lande herumreisen, aber keinen Einfluss auf die Leute ausüben. Nur die Waschungen werden einigermassen den Vorschriften gemäss vollzogen.

114. Die Bewohner von Tunis und Algerien.

Für die Zusammenfassung der Bewohner von Tunis und Algerien auf einem Bogen waren, abgesehen von dem Raummangel, zwei Hauptgründe massgebend; einmal nämlich stehen beide Gebiete, sei es mittelbar oder unmittelbar, unter französischer Herrschaft; zweitens aber setzt sich die Bevölkerung, mit Ausnahme der eingewanderten Europäer, aus denselben Bestandteilen: Berbern, Mauren, Arabern und Juden zusammen. Die zwischen beiden Ländern bestehenden, immerhin noch grossen Unterschiede aber werden es rechtfertigen, wenn wir im folgenden jedes für sich allein betrachten.

Tunis soll nach den vorliegenden Schätzungen 1,5 Mill. Einwohner haben, unter denen sich etwa 45000 Juden und 30000 Europäer (u. a. 10249 Italiener, 8979 Malteser und 4500 Franzosen) befinden. Was den Grundstock der Bevölkerung, die Berber und Araber, anbelangt, so bilden die letzteren scheinbar den überwiegenden Teil, eher aber kommt diese Stellung den mehr oder weniger gemischten Berbern zu. Diese bedienen sich zwar meist des Arabischen, aber ihre eigene Sprache ist noch nicht ganz erloschen; man findet sie in dialektischer Form z. B. auf der Insel Djerba, bei dem Stamme der Urghamma sowie bei den Bewohnern des Djebel Duirât und des Dj. Metmâta. Im allgemeinen kann man nicht sagen, dass eines der beiden Elemente entschieden die Oberhand hätte, sondern beide sind vielfach in einander übergegangen und die scharfen Unterschiede, die man in den westlicheren Atlasländern zwischen Arabern und Berbern trifft, finden sich in Tunis nicht; dem reinen Berbertypus begegnet man daher nur selten, z. B. auf der Insel Djerba und bei den südlichen Stämmen. Vor der französischen Besetzung teilten sich die tunesischen Stämme in zwei Parteien, „sof“, die Ashimiya und die Bachîya. Zu den Ahsimiya, den Anhängern des Bey, gehörten die Hamâma, die Aulad-Ayar, die Zlas (bei Kairwan), die Nefed, die Urghamma und Akka. Zu den Bachîya, d. h. den unabhängigen Arabern, rechneten sich die Metalit, die Snâs, die Madjer, die Fraschisch und die Hazem. Die Mahadeba gehörten zu keinem Sof, die Nefzaua dagegen waren geteilt.

Die Araber in den Städten sind stark gemischt; besonders deshalb, weil sie den grössten Teil der im 15. u. 17. Jahrh. aus Spanien eingewanderten Mauren in sich aufgenommen haben. Nur wenige Familien von den letzteren haben sich abgesondert erhalten; diese heissen „Andalus“; auch sollen die Gärtner von Testur und Teburba, sowie die Töpfer in Nebel maurisch-spanischer Herkunft sein. Die städtischen Araber, „Tunsî“ genannt, haben im allgemeinen eine hellere Hautfarbe als die Landbewohner; sie sind fromm, aber nicht fanatisch, im Verkehr ernst, würdig und wohlwollend, auch von einer gewissen Redlichkeit. Eigentliche Türken sind in Tunis kaum noch vorhanden; auch die sog. „Kulngli“, Mischlinge zwischen Türken und Eingeborenen, werden allmählig seltener. Die Juden sind sowohl in der Hauptstadt wie in anderen Städten der Küste und auf der Insel Djerba zu Gemeinden organisiert. Die tunesischen Juden, welche sich sehr stark vermehren und im allgemeinen mit ihren Glaubensgenossen in Algerien und Marokko nach Typus, Tracht und Lebensweise übereinstimmen, zerfallen in zwei Gruppen; die eine umfasst diejenigen, deren Vorfahren bereits vor der arabischen Einwanderung im Lande waren; die zweite begreift die aus Spanien, Portugal und anderwärts zugezogenen, welche als „Grana“ bezeichnet werden; letztere standen bis zur französ. Besetzung unter

italienischem Schutze und wurden daher weniger bedrückt als die erstgenannten, von denen übrigens einige zum Islam übergetreten sind, während andere verschiedene moh. Gebräuche annahmen.

Die Tracht der tunesischen Bevölkerung ist die allgemein orientalische; wir bringen nur in Erinnerung, dass der Unterschied, den die Städterinnen zwischen Haus-, fg. e, und Strassenkleidung streng festhalten, bei den Landbewohnerinnen, fg. d., minder beachtet, teilweise sogar vernachlässigt wird. Letzteres gilt besonders von den Berberinnen; dieselben gehen mit unverhülltem Gesichte einher, sprechen in geschäftlichem Verkehre mit Männern und geniessen überhaupt eine freiere Stellung als ihre übrigen moham. Schwestern: sie essen mit Mann und Kindern zusammen und begleiten den ersteren in den Kampf, wo sie die Verwundeten verbinden, gelegentlich sogar zum Gewehre greifen. Bezüglich der Erwerbsthätigkeit zerfallen die Bewohner von Tunis in Ansässige und Nomaden; auch giebt es Halbnomaden und bis vor kurzer Zeit lebten einige Stämme wie die Urgamma, die Hanencha und Hamâma von Krieg und Raub. Die Nomaden und Halbnomaden besitzen einen ansehnlichen Viehstand, hauptsächlich an Schafen und Ziegen. Für die Ansässigen kommt hauptsächlich der Ölbaum in Betracht, von dem es gegen 10 Mill. Stämme geben soll. Gartenbau wird, abgesehen von den Oasen des Südens, wegen zu hoher Besteuerung und ungenügender Wasservorräte wenig betrieben; die meisten Städte erscheinen daher mitten in die Steppe gestellt. Von Wichtigkeit, namentlich für die Zukunft, sind die bedeutenden Flächen von Halfagras und die ansehnlichen Bestände von Korkeichen, Aleppokiefern u. a.

Die Stadt Tunis, fg. k., auf einer Landzunge zwischen dem See von Tunis und der Sebcha el Sedjumi gelegen, und etwa 70 000 Einwohner zählend (darunter 25 000 Juden und 16 000 Christen), hat bedeutende Fabriken von Seiden- und Wollwaren, Juwelierarbeiten u. a., ist Ausgangspunkt einer nach Innerafrika führenden Karawanenstrasse und steht durch seinen Vorhafen Goletta mit einigen südeuropäischen Häfen in direkter Dampfschiffverbindung.

Algerien hat nach der Zählung vom 30. Mai 1886 eine Bevölkerung von 3 752 196 Seelen, darunter 435 876 Europäer und 42 595 Juden; die übrigen sind Mohammedaner. Unter der seit der französischen Besetzung so stark angewachsenen europ. Kolonie nehmen die Franzosen mit 219 627 Köpfen die erste Stelle ein, dann folgen die Spanier, im weiteren Abstande Italiener und Malteser, welche alle im Lande sich nach und nach acclimatisiert haben. Wenn bezüglich der Eingeborenen, wie vorher angedeutet, in Algerien der Unterschied zwischen den Berbern und den Arabern schärfer als in Tunis hervortritt, so ist es doch zur Zeit unmöglich, denselben zahlenmässig auszudrücken und zwar der eigentümlichen sprachlichen Verhältnisse halber. Denn neben den Berberstämmen, welche noch ihre eigene Sprache reden (1860 nach Hanoteau: 855 159 Köpfe), giebt es solche, welche das Arabische reden und, obwohl von unzweifelhaft berberischer Abkunft, sich einen arabischen Stammbaum beilegen, während anderseits einzelne Arabergruppen auch das Berberische angenommen haben. Immerhin aber wird man das Berberelement auf die Hälfte der Eingeborenen veranschlagen dürfen. Die Berber kommen in allen Teilen des Landes vor, am wenigsten vermischt aber in der sog. grossen Kabylie (dem Durdschdschuragebirge) und in den Städten der Beni Mzab. Wennschon aber die echten Berber sich deutlich von den Arabern unterscheiden, so bieten sie doch unter sich noch mancherlei Verschiedenheiten dar. Die Mehrheit hat wohl braune Haare und hellbraune Hautfarbe, doch fehlt es auch nicht an solchen mit blonden und roten Haaren; in allen Stämmen begegnet man Leuten mit hellen Haaren und selbst mit blauen Augen. Weitere Merkmale sind kleine, lauernd unter der Stirne hervorblickende Augen und schmale Lippen. Im Unterschiede zu den Arabern sind die Berber mit Vorliebe Bergbewohner und demokratisch angelegt; sie bauen gern Stein- und Lehmhäuser und sind auch als Hirten nicht Nomaden; gern treiben sie Ackerbau und vielfach Gewerbe als Weber, Fabrikarbeiter, Töpfer, Korbflechter, vornehmlich aber Schmiede in Eisen, Gold und Silber; so werden z. B. die silbernen Armspangen aus den Werkstätten der Kabylie selbst von Europäern viel gekauft. Im Gegensatz zu dem Araber, der viel auf saubere Kleidung hält, trägt sich der Berber schmutzig und nachlässig; ausser dem Burnus oder dem meist schwarzfarbigen Obergewand legt er ein langes wollenes Hemd und wollene Gamaschen an; das Haupt bleibt meist unbedeckt. Die Lebensweise ist frugal und knapp. Obwohl Mohammedaner, ist der Berber in Glaubenssachen nicht fanatisch; er ist durchaus Monogamist und betrachtet seine Ehefrau als vollberechtigte Genossin. Jedes Kabylendorf hat eine Moschee mit Minareh sowie ein Rathaus, wo der Gemeinderat seine Sitzungen abhält. Die Befugnisse der Gemeindevorsteher aber sind sowohl durch geschriebenes wie mündlich überliefertes Recht bestimmt, welches sich eine ziemliche Unabhängigkeit vom Koran bewahrt hat.

Die ursprünglichen Zustände findet man noch bei den Beni Mzab oder den Mozabiten, fg. b. u. c., welche, etwa 60000 Köpfe stark, die Oasen Gardaia, Berrian und el Atef bewohnen. In Gardaia befindet sich die Hauptstadt Beni Isgen mit lebhaftem Verkehr, namentlich nach den Oasen der westlichen Sahara; auch steht der Sklavenhandel in Blüte. Die Ortschaften der Beni Mzab bilden einen Bund mit hierarchischer Regierungsform. Die Centralbehörde besteht aus der gesamten Geistlichkeit, mit dem Scheikh el Baba an der Spitze, der von den Oberhäuptern der Einzelpriesterschaften, wie der Papst von den Kardinälen, auf Lebenszeit gewählt wird. Auf die Erziehung der Jugend, namentlich der männlichen, wird grosse Sorgfalt verwendet. Die Knaben müssen täglich mehrere Stunden lang die von der Priesterschaft geleiteten Schulen besuchen, wo ihnen Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen und Landesgesetzkunde gelehrt wird. Die Unterrichtssprache ist das Arabische, während im allgemeinen Verkehr die Berbersprache verwendet wird; neuerdings lernt man auch vielfach das Französische. In der fast durchaus monogamischen Ehe wird die Frau nicht gekauft, auch bringt die letztere in den nach freier Wahl oder elterlicher Verabredung geschlossenen Bund eine Mitgift mit, die gesonderter Verwaltung unterliegt. Frauen und Mädchen dürfen das Mzab unter keinen Umständen verlassen, aber den Männern ist ebenso streng verboten, fremde Weiber zu ehelichen. Neben dem Handel, der die Hauptbeschäftigung bildet, wird etwas Industrie und Gartenbau betrieben. Die Mozabiten unternehmen grosse Handelsreisen, doch nur wenn sie als Familienväter Kindersegen besitzen oder wenigstens solchen in Aussicht haben. Obwohl gute Mohammedaner und streng an dem Buchstaben des Korans (ohne Kommentar) festhaltend, gehören die Mozabiten doch zu keinem der vier grossen Riten des Islam, sondern gelten als Ketzer, „Kamfia“; ebensowenig haben sie den religiösen Adel der Marabut. Die Moscheen sind reich, da sie von den Bürgern regelmässige Abgaben erhalten; die Priester führen förmliche Zivilstandsregister und schreiben Chroniken über die Ereignisse in Land und Volk. Noch mag erwähnt werden, dass die Mozabiten das Sonnenjahr mit den aus dem Lateinischen abgeleiteten Monatsnamen haben und dass manche ihrer Gebräuche an das Christentum anklingen.

Was die Araber anbetrifft, so zerfallen sie, wie in Arabien und in Ägypten, in Städtebewohner und in Beduinen. Die ersteren sind mit den Mauren die Träger der höheren moham. Kultur. Die letzteren verbringen den Winter nomadisierend vorzugsweise am Wüstenabhange des Atlas, im Sommer dagegen lassen sie ihre Herden auf dem Hochplateau zwischen den beiden Ketten des Gebirges weiden. Die Beduinen, fg. g., haben die Sitten ihrer Stammväter rein bewahrt; sie treiben keinen Ackerbau und vermischen sich nur ausnahmsweise mit Berbern, selten oder nie mit Negern. Im übrigen beliebe man das zu Nr. 93 Gesagte nachzulesen.

Die Mauren, Mischlinge aus allen Völkern, welche von den ältesten Zeiten im Lande vertreten gewesen sind, aber an Zahl hinter den Arabern und Berbern zurückstehen, zeichnen sich sowohl durch vorteilhaftes Äussere (hohen Wuchs, schöne römische Nase, grosse, feurige, schwarze Augen, volles Haupt- und Barthaar) als durch reiche farbige Tracht (besonders mit Gold und Stickereien) aus; ihr Charakter dagegen wird selten gerühmt. Weniger mit Gewerbe als mit Handel beschäftigt, nähern sie sich vielfach, auch durch Zwischenheiraten, den Europäern.

In Tracht und Aussehen haben übrigens auf den ersten Blick die Mauren viel mit den Juden, fg. a. u. f., gemeinsam. Auf völlig gleichem Fusse mit einander verkehrend, besitzen beide schöne stattliche Gestalten mit vollen Bärten und würdigem, gemessenem Benehmen. Abgesehen aber davon, dass die Juden das französische Bürgerrecht haben, unterscheiden sie sich, in der Stadt Algier wenigstens, von den Mauren auch durch gewisse Eigentümlichkeiten der Bekleidung. So trägt, nach W. Kobelt, der Jude immer Strümpfe bis zum Knie herauf, der Maure nur Halbstrümpfe, der Jude hat die Ärmel an der maurischen Jacke bis zum Ellenbogen geschlitzt und den Schlitz an beiden Rändern mit breiten Goldlitzen besetzt, beim Mauren sind die Ärmel bis vorn hin ganz und vom Ellenbogen bis zum Handgelenk mit einer Goldlitze und vielen kleinen Knöpfchen geziert; ausserdem trägt er stets irgendwo an seiner Kleidung befestigt ein feines buntes Schnupftuch. Sonst sind Turban, Jacke, Schärpe, Hosen und Pantoffeln ganz gleich in Schnitt und Farbe. Allerdings europäisiert sich das jüngere Geschlecht der seit langem aus Spanien eingewanderten und bis auf die Religion und den lebhaften Spekulationsgeist arabisierten Juden auffallend schnell, und nur die Alten halten noch zäh an der maurischen Tracht fest. Was die jüdischen Frauen anbelangt, so tragen die älteren unter ihnen noch vielfach die schweren, glatten Seidenkleider mit goldgestickten Leibchen, den bunten Shawl und das mit Goldstickerei und Tressen versehene Kopftuch, die meisten von den jüngeren dagegen kleiden

sich nach der neusten Pariser Mode. Infolge ihres Unternehmnngsgeistes sowie wegen der Verleihung des französ. Bürgerrechts erfreuen sich die Juden einer durchaus günstigen socialen und materiellen Lage; der Bazar von Algier ist ganz in ihre Hände übergegangen; alle Villen der Umgehung gehören ihnen; was dagegen vom Mauren noch übrig, ist zum Kleinhandwerker, Hausierer oder noch tiefer herabgesunken. Daher herrscht bei den Mauren eine grosse Erbitterung gegen die Juden.

Alle die vorgenannten Rassen und Nationalitäten Algeriens, zu denen noch Neger, Tuarik, Marokkaner und Tunesen kommen, hahen ihre Vertreter in der Hauptstadt Algier, die sich, wie durch Buntheit der Bevölkerung, so auch durch malerische Lage auszeichnet; fg. i. Vom Meere aus gesehen, gleicht sie einer weissen Häuserpyramide, überragt von den Wällen der Kasbah, hüben und drüben von grünen Hügeln flankiert, von denen zahllose weisse Landhäuser herüberleuchten. Besonders imponierend wirkt der mächtige Terrassenbau, über welchen die Strasse vom Hafen hinaufführt, mit den stattlichen Häusern vielfach europäischen Gepräges, die vom Boulevard de la République herunterschauen. Die Oase Biskara oder Biskra, fg. h., von Norden her die dritte Oase der sogen. algierischen Sahara und ein wichtiger französischer Militärposten, zerfällt in die von den Franzosen angelegte Neustadt und die ursprünglich vorhandene Altstadt. Reich an warmen Mineralquellen, hat sie eine üppige Vegetation, u. a. 140 000 Dattelpalmen, und prächtige Gärten; zugleich ist sie eine wichtige Karawanenstation und treibt ansehnlichen Handel mit Getreide, Datteln, Stoffen, Wein u. a.; ja sie dient vielen Parisern als Winteraufenthalt. Alt-Biskra, von etwa 7000 arabisierten Berbern bewohnt, besteht aus sieben Quartieren, deren Häuser aus Lehmziegeln erbaut sind.

Zum Schluss noch ein Wort über Algerien als Kolonie! Seit 1830 im Besitz der Franzosen, die heftige nnd vielfache Kämpfe zu führen hatten, hat sie unzweifelhaft beträchtliche Fortschritte gemacht, wenngleich diese dem gewaltigen Kostenaufwande (in 56 Jahren etwa 4 Millarden Mark; jährl. Zuschuss jetzt 60 Mill. Mark) nicht ganz entsprechen. Ein bedeutendes Areal ist von den Eingewanderten dem Ackerbau dienstbar gemacht worden und der Weinbau hebt sich zusehends. Die Handelsbewegung hatte i. J. 1885 einen Wert von 350 Mill. Mark, d. h. reichlich zwei Drittel von derjenigen Ägyptens. Strassen und Eisenbahnen (1886: 2075 km) sind angelegt worden, und der Verkehr erfreut sich einer hemerkenswerten Sicherheit. Den mohammedanischen Eingeborenen freilich stehen die Franzosen fast noch so fremd gegenüber wie zur Zeit der Besetzung, ja sie haben sie durch die Verleihung des Bürgerrechts an die Juden tief verletzt, zu ihrer Europäisierung aber nur wenig gethan. Ehen zwischen Europäern und Eingeborenen finden nur in bescheidenstem Masse statt und zur Aufrechterhaltung der an und für sich vorhandenen Kluft trägt nicht am wenigsten der Umstand bei, dass die Besteuerung der Eingeborenen eine unverhältnismässig viel höhere ist, als die der Kolonisten, zu deren Schutze eine Armee von 50 000 Mann gehalten wird.

115. Die Bewohner Marokko's und der Sahara.

Die Bevölkerung von Marokko, das wir zuerst betrachten, gleicht insofern derjenigen von Algerien und Tunis, als sie der Hauptsache nach aus Berbern, Arabern und Mauren nebst Juden und Negern besteht, erhält aber dadurch ihr besonderes Gepräge, dass wegen der bisher aufrecht erhaltenen politischen Selbständigkeit der europäische Einfluss auf einige wenige Küstenplätze beschränkt blieb und auch hier nur ein geringfügiger genannt werden kann; leben doch im ganzen Sultanat nur etwa 1500 Europäer. Nach O. Lenz befinden sich die Bewohner Marokkos in einem Zustande der Halbkultur, der ungefähr dem unseres Mittelalters entspricht. Sie zehren von den Resten der unter den Kalifen erreichten Blüte, aber sie haben diese nicht zu erhalten gewusst, geschweige denn Fortschritte gemacht. In den Städten bestehen zwar zahlreiche Schulen, und die Mauren sind zum grössten Teile des Lesens und Schreibens kundig, aber die Landbewohner, seien sie nun Berber oder Araber, entbehren jeden Unterrichts. An einigen Moscheen werden zwar auch einige Zweige der Wissenschaft und Kunst gepflegt, aber in durchaus einseitiger Weise und ausschliesslich mit Berücksichtigung des Koran. Die Verfassung und Verwaltung des innerlich völlig zerfallenen Reichs ist ihrer äusseren Form nach eine rein despotische, in Wirklichkeit aber eine anarchische. Das staatliche Oberhaupt ist eigentlich auch das geistliche. Aber bei dem Überwuchern des Ordenswesens und der Macht des religiösen Adels der Marabut hat sich eine Art besonderen geistlichen Fürstentums gebildet. Die Inhaber desselben, die von dem Urenkel des Propheten abstammenden Grosscherife von Uësan (nahe bei Fês gelegen) geniessen einen ungeheuren Einfluss und, als die eigentlichen geistigen Oberhirten betrachtet, üben sie nicht nur eine unbedingt moralische Herrschaft über die Bewohner der Wüstengebiete, sondern beziehen auch von den Gläubigen sehr beträchtliche Einkünfte in Form von regelmässigen Abgaben und von Geschenken. Der wirtschaftliche Zustand des Landes ist schlecht, die Besitzverhältnisse sind trostlos. In kaum einem anderen Lande sieht man so viel Bettelhaftigkeit und Armut, und wer etwas Geld oder Geldwert besitzt, vergräbt oder versteckt es an einem sicheren Orte, damit es ihm nicht unter irgend einem Vorwande von den Regierungsbeamten genommen werden kann. Die Handelsbewegung, 1886, im Werte von 58,5 Mill. Mark, steht weit hinter derjenigen Algeriens zurück; die Ausfuhr (27 Mill. Mark) liefert an Rohstoffen: Hülsenfrüchte, Mandeln, Wolle, Häute und Felle, Ochsen, Geflügel, Gummi, Straussenfedern, Wachs, Olivenöl, Mais und Halfa, von gewerblichen Erzeugnissen fast nur Pantoffeln und Teppiche.

Unter der Bevölkerung, die mit 6,14 Mill. wahrscheinlich zu hoch veranschlagt wird, bilden die Berher oder Scheluch, fg. a. u. f., als die Ureinwohner des Landes den Hauptbestandteil. Im Durchschnitt grosse, kräftige, kriegerische und freiheitliebende, aber auch wilde und grausame Leute, die neben dem Arabischen vielfach noch ihre eigene Sprache reden, teilen sie sich nach O. Lenz in zwei wenig von einander verschiedene Stämme, die Amazirg, im höheren Gebirge lebend und vorwiegend mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt, und die eigentlichen Scheluch, welche das Hügelland bewohnen und neben Ackerbau auch etwas Viehzucht treiben. Während die Scheluch im allgemeinen dem hamitischen Typus entsprechen, zeigen d die Ruwafah oder Rifioten, fg. e links, breite blonde Gesichter und mancherlei Eigentümlichkeiten, die möglicher Weise auf germanischen Ursprung zurückzuführen sind, denn nach Lenz' Auffassung blieben die vandalischen Einwanderer meistens in Marokko und mischten sich unter die Eingeborenen. Die Berber sind natürlich Mohammedaner, nehmen es aber mit den Religionsübungen nicht so genau wie die Araber.

Die schwache Hälfte der Gesamtbevölkerung Marokkos entfällt zu gleichen Teilen auf die Araber und Mauren, die unter sich wie mit den Berbern zahlreiche Mischungen eingegangen haben. Die Araber, soweit rein erhalten, sind dunkler von Farbe als die Berber, weniger kräftig gebaut, aber intelligenter und gastfreundlicher; sie leben meist auf dem Lande als Ackerbauer oder Nomaden. Die Mauren, fg. b. u. c., charakterisiert durch helle Farbe, hohe Intelligenz, feines verweichlichtes Wesen, zierliche Kleidnng und glattes Benehmen, sind Städtebewohner, hauptsächlich in den Küstenorten wie Tetuan, Sela, Rabat u. a. Teilweise Nachkommen der einst aus Spanien vertriebenen Mohammedaner, haben sie fast alle den oben erwähnten Grad von Halbkultur. Sie können lesen und schreiben, wissen eine Anzahl Koransprüche auswendig, glauben an die Alchymie und Astrologie der Gelehrten, verehren einen Scherif und suchen sich auf jede Weise ein Vermögen zu erwerben, entweder durch Handel oder als Beamte des Sultans. In der Strassenkleidung der Frauen ist neben der Kopfhülle (dem Haïk) besonders der breitrandige Hut, in der Hauskleidung der breite, buntgemusterte und verzierte Leibgürtel erwähnenswert.

Juden, früher zu 200000, neuerdings zu 60000 veranschlagt und wie ein Teil der Mauren aus Spanien eingewandert, kommen sowohl in den grossen Städten des Innern, wo sie eigene Quartiere innehaben, wie in den Küstenplätzen vor, wo sie grössere Freiheiten geniesen. Ausgezeichnet durch Wohlstand und glückliches Familienleben wie durch Fleiss und Geschicklichkeit, haben sie einen etwas höheren Bildungsgrad als die Mauren; sie besitzen zahlreiche Schulen, teilweise mit akademischen Lehrern besetzt, die sie durch Vermittelung der Alliance Israélite beziehen. Übrigens sind die maurischen Juden nur teilweise mit Handel beschäftigt; viele von ihnen sind tüchtige und emsige Handwerker.

Etwas zahlreicher als die Juden sind die Negersklaven, die durch Araber und durch Mauren meist aus den Bambaraländern geholt, auf den Märkten verkauft und, wie scheint, überall gleichmässig gut behandelt werden. Alle haben den Islam angenommen und sind als Unterthanen des Sultans zu betrachten. Bei den religiösen Umzügen, bei denen es überaus roh und wild hergeht, spielen männliche und weibliche Neger die Hauptrolle. Auch giebt es in Marokko wie anderwärts in Nordafrika herumziehende Negerharden.

Unter den Städten Marokko's nimmt Tanger insofern eine besondere Stellung ein, als sich hier die Vertreter der auswärtigen Mächte aufhalten und überhaupt der Hauptverkehr mit dem Auslande stattfindet. Unser Bild fg. g. giebt die Darstellung einer echt morgenländischen Strasse mit den kleinen Verkaufsbuden und den kubischen fensterarmen Häusern, die, wie fg. i. zeigt, ihre schönste Seite im Innern entfalten. Auf ein anderes Gebiet führt das Bild fg. h., eine Fantasia darstellend, d. h. einen fingierten Kampf, wie er als solcher in ganz Nordafrika beliebt ist.

An Marokko schliesst sich die Bevölkerung der Sahara insofern eng an, als sie aus Mauren, Arabern, Berbern (Tuarik), Negern und Negermischlingen bei völligem Ausschluss des Eu-

ropäertums besteht. In ethnologischer Beziehung ist die Sahara dadurch interessant, dass trotz der Wüstennatur und der teilweise ungeheuren Entfernungen zwischen den dauernd bewohnbaren Punkten mancherlei Verschiebungen und Kreuzungen stattgefunden, reine Rassentypen sich aber nur unter besonderen Verhältnissen erhalten haben. Dass die Saharabewohner im allgemeinen in ansässige, — Inhaber von Oasen — und in Nomaden zerfallen, ist bekannt ebenso, dass die Oasen zugleich die Hauptstationen für die Karawanenwege sowohl für den Verkehr der Wüste unter sich als mit den Aussenländern bilden. Alle diese Gesichtspunkte nur berührend, müssen wir uns aus räumlichen Gründen auf die etwas nähere Betrachtung derjenigen Völkerschaften beschränken, welche ausserhalb der Wüste nicht vorkommen. Diese aber sind die Tuarik und die Teda oder Tibbu.

Die Tuarik, echte Berber, welche, zusammen etwa 200 000 Köpfe stark, die centrale Sahara westlich der Karawanenstrasse Tripolis-Tsadsse innehaben, teilweise aber auch im mittleren Sudan vorkommen, stammen nach dem arabischen Schriftsteller Ibn Khaldun von den Sanhadscha ab, welche, vor der Einwanderung der Araber, die ganze westliche Sahara bewohnten, aber nach der Zerstörung ihres Reiches durch den Sultan von Gogo in die schwer zugänglichen Hochebenen, ihre gegenwärtigen Wohnsitze, zogen. Eine eigne Sprache, das „Temahak" redend, zerfallen die Tuarik („die Verlassenen") oder Imoschach („die Unabhängigen") seit dem 15. Jahrh. in vier grosse, zahlreiche Unterstämme enthaltende Abteilungen: die Adscher im nördlichen Tassiliplateau, die Ahaggar nordwestlich davon, die Kel-Aïr oder Kelowi in der Oase Aïr und die Auelimmiden in dem bergigen Adghagh und den flachen Gegenden bis über den Niger hinaus. In sozialer Beziehung hat man bei ihnen drei Klassen oder Stände zu unterscheiden: die Ahhoggâr, die als Edle eine bevorzugte Stellung einnehmen und dem echten Berbertypus entsprechen, die Imrad, die, von mehr negerhafter Bildung, aus ehemaligen Sklaven oder gewissen Mischlingen hervorgegangen, Diener oder Vasallen sind und endlich einen Zwischenstand, dessen Angehörige, ähnlich wie bei den fahrenden Reisigen des Mittelalters, sich den verschiedenen Gemeinschaften der Edlen verdingen. Letztere betrachten jede Handarbeit als ihres Standes unwürdig. Dagegen lernen sie Lesen und Schreiben, weil diese Kenntnisse für den Verkehr über so ausgedehnte Gebiete nötig sind. Über den moralischen Charakter der Tuarik lauten die Ansichten verschieden; H. Duveyrier entwirft eine vorteilhafte Schilderung davon; von Bary dagegen erklärt sie für treulos und hinterlistig; jedenfalls sind sie tapfer und üben Gastfreundschaft, haben aber auch manchen Mord auf dem Gewissen.

Die Tuarik, fg. d, sind durchschnittlich von hohem, nervigem Wuchs, magern, aber höchst elastischen Gliedern, schwarzen, glatten Haaren, in der Kindheit heller, später bronzefarbiger Farbe, edlem Gesichtsschnitt und meist dunklen Augen. Das Antlitz selbst wird bei den Männern mit einem schwarzen oder blauen, (bei den Imrad, weissen) Schleier verdeckt, der nie abgelegt wird. Die Kleidung der Männer, überall die gleiche, besteht aus langem Ärmelhemd von weisser Baumwolle, bauschiger bis zu den Knöcheln reichender Hose von glänzendem, blauem Baumwollenstoff, langem, indigoblauem Überwurf, bei Wohlhabenden mit Stickerei verziert, langem, blauem oder rotem Stoffgürtel, hoher Mütze mit Seidenquaste, kamelledernen Sandalen oder hohen Maroquinstiefeln; um den Hals trägt man eine Kette von Amuletten oder einen Rosenkranz. Die gebräuchlichsten Waffen sind Schwert, Dolch und Lanze, wohl auch Flinte. Das weibliche Geschlecht, in der Jugend hübsch und anmutig, aber früh alternd, legt in geschmackvoller Weise eine oder mehrere weisse, faltige Blusen mit Gürtel, ein langes, buntfarbiges Wolltuch, Sandalen und über die bandartig geordneten Haare ein Wolltuch an und schmückt sich mit Ringen, Armbändern und Halsschnüren aus Silber oder Glasperlen.

Als Wohnstätten dienen leder- oder wollbedeckte Zelte von der bekannten Beduinenform für die Edlen vgl. 114 fg. g, und Strohhütten für die Leibeigenen. Sechs bis zwölf solcher Bauten, in der Nähe wasser- und weidereicher Stellen zu einer Gruppe vereinigt, schliessen einen kreisförmigen Binnenraum ein, in dem nachts die Herden untergebracht werden. Die Zahl der Hausgeräte und sonstigen Ausrüstungsgegenstände ist gering wie deren Wert; man findet u. a. Matten, Lederkissen, Binsenkörbe, lederne Schläuche und Säcke, hölzerne und irdene Krüge, eiserne Schüsseln und Getreidemörser. Die Ernährungsweise ist im ganzen dürftig und unregelmässig, denn je nach dem Vorrat an Lebensmitteln können die Leute ebenso enthaltsam wie unmässig sein. Hauptspeisen sind Milch in frischem, saurem oder geronnenem Zustande und ein aus Korn, Gerste oder Negerhirse bereiteter Mehlbrei; Datteln und andere Früchte, im Lande nicht zu häufig, werden meist roh genossen, Nutztiere in der Regel nur bei Anwesenheit eines Gastes geschlachtet. Wildfleisch von Muflons, Gazellen und Antilopen wird selten frisch gegessen, sondern in der Regel an der Sonne gedörrt und für die Reise aufbewahrt, ebenso die gesalzenen und in Öl eingemachten Wanderheuschrecken. Fische, Vögel und Vogeleier werden von den Edlen als unrein verschmäht, von den Marabut und Imrad aber verzehrt. Als Delikatesse gelten Honig und Talbagummi. Von Reizmitteln sind Thee und Kaffee nur den Wohlhabenden zugänglich; Tabak dagegen, aus Fessan, Tripolis und Tuat eingeführt, wird von allen geraucht, geschnupft oder gekaut. Die Hauptbeschäftigung besteht in Viehzucht und Karawanenverkehr, der trotz des Gebrauchs der schnellen Meharikamele bei den gewaltigen Entfernungen sehr viel Zeit erfordert. Ebenso gering wie die Gewerbthätigkeit ist der Bodenanbau (Datteln, Feigen und Getreide); in dem etwa 1 Mill. qkm grossen Gebiete der Ahaggar sollen etwa nur 10 qkm (in den Oasen Rhat, Ideles, Rhadames, Dschanet) bebaut sein.

Im Verhältnis zwischen Mann und Frau herrscht Monogamie und Gleichstellung. Die Frau erhält eine angemessene Erziehung und Bildung, verfügt über ihre Hand und verwaltet, wenn verheiratet, ihr Mitgebrachtes selbst, ohne zu den Kosten des Haushaltes beizutragen; sie erzieht ihre Kinder und wird nicht selten zu den Ratsversammlungen der Männer zugezogen; endlich, da in allen Familien Sklaven gehalten werden, so geniesst die Tuarikfrau eine in jeder Beziehung freiere und unabhängigere Stellung als dies bei den andern Mohammedanern der Fall ist. In religiöser Hinsicht sind die Tuarik zwar Anhänger des Propheten, aber sie vernachlässigen, wenn sie nicht Marabut sind, die Vorschriften des Koran dermassen, dass sie von den Arabern als Ungläubige betrachtet werden; giebt es doch weder Moscheen noch Kapellen, weder Imame noch Mufti und die Zauia von Timassanin ist der einzige religiöse Sammelpunkt. Was die oben erwähnten Marabut anbelangt, so sind dies Edle, welche, aller politischen Macht entsagend, als Priester, Richter und Lehrer herumziehen und je nach ihrer Persönlichkeit einen grossen Einfluss ausüben können. In politischer Beziehung früher geeint, dann zersprengt, erkennen die Tuarik auch jetzt noch die Autorität erblicher Schekhs, der Amgar, an, doch sind die Edlen allein im Besitz der wirklichen Macht; sie behandeln die Stammesangelegenheiten in besonderen Versammlungen und üben eine Art Polizei aus. Übrigens ist ein geschriebenes Recht vorhanden, wonach die Häuptlinge gewisse Strafen verhängen. Gefängnis und Todesstrafe aber giebt es nicht. Totschlag und Mord verfallen der Blutrache, die in einigen Gegenden mit Blutgeld aufgesühnt werden kann. Die Tuarik sind nicht ohne Bildung; sie besitzen eine eigne den vier Mundarten gemeinsame Schrift, das „Tefinagh", welches nur wenig von den Typen der Tugga-Inschriften aus karthagischer Zeit abweicht. Die Kenntnis der arabischen Schriftzeichen dagegen ist äusserst beschränkt.

Die vorstehende Skizze gilt nur von den Tuarik der Wüste; die im Sudan oder an dessen Grenzen befindlichen haben im Typus, Charakter und Beschäftigung viel von den Negern angenommen. Unter den Auelimmiden z. B. giebt es Abteilungen, welche den Gebrauch des Kameles fast ganz aufgegeben haben und stattliche Hornviehherden halten. Die Kelowi endlich leben in Dörfern, welche aus festen, unbeweglichen Häusern bestehen.

Die westlichen Nachbarn der Tuarik sind die Tubu, welche, in Teda und Dâza zerfallend, das ungeheure Wüstengebiet zwischen dem 24.° und 15.° n. Br. und dem 12.° und 20.° öst. L. innehaben, aber unter Einschluss der Baele (in Ennedi, Wajanga u. s. w.), nach Nachtigal, nur 100 000 Seelen ausmachen. Ihre ethnologische Stellung wird verschieden beurteilt; während man sie früher zu den Berbern rechnete, war H. Barth geneigt, sie zu den Negern zu zählen. Wenn sich nun, nach Nachtigal, die Tubu, besonders die Teda, in physischer Hinsicht zu den Tuarik hinneigen, so zeigt ihre Sprache unleugbar eine innige Verwandtschaft mit dem Kanûriidiom; es scheint also, dass die Tubu ein Mischvolk sind, welches durch die Zwischenstufen der Dâza und Baele den Übergang zu den Sudanbewohnern darstellt. Die Tubu sind schlanke, sehr hagere Leute von dunkelschwarzer bis kupferroter Hautfarbe, langen Haaren, lebhaften Augen, gerader Nase und mässig dicken Lippen. In Mattenzelten wohnend, weichen sie bezüglich der Tracht und der Waffen nicht wesentlich von den übrigen Saharabewohnern ab. Mit Ackerbau, Viehzucht, Handel und Karawanendienst beschäftigt, besitzen sie ausgezeichnete Esel und Kamele, führen aber, zumal im äusserst felsigen Tibestilande ein dürftiges Dasein. Laxe Anhänger des Islam, dem sich viel Heidnisches beimischt, zeigen sie ein durch Härte, Grausamkeit und Roheit hervorstechendes Wesen. Ihre Verwandten in Borku und Wajanga sind der Mehrzahl nach noch reine Heiden, doch hat sich neuerdings die propagandistische Sekte der Senussija auch ihnen zugewandt, und das Bekehrungswerk dürfte, wenn auch in äusserlichster Weise, bald gethan sein.

Unter den Gefahren, welche die Wüste ihren Bewohnern wie allen Reisenden bereitet, steht neben dem Wassermangel der Samum obenan, jener heisse Wüstensturm, der schwere Staub- und Sandwolken erregt, die Temperatur über 50° C. steigen lässt und den Wüstenboden bis auf 70° und darüber erhitzt. Der Horizont verschwindet in dem dicken Dunste, der Himmel ist verschleiert, die Atmosphäre, staubig und glühend,

nimmt eine gleichmässig rötliche Färbung an. Die häufigen Todesfälle, welche beim Samum thatsächlich vorkommen, erfolgen durch Austrocknung. Unser Bild fg. k. zeigt, wie sich die Einheimischen gegen den Sturm zu schützen suchen.

Im Zusammenhang mit den eigentlichen Wüstenbewohnern mag noch kurz der Bevölkerung der nördlichen Vorländer der Sahara, d. h. Tripolitaniens, Fessans und Barkas gedacht werden.

In Tripolitanien, das etwa 700000 Einwohner zählt, hat man es hauptsächlich mit Berbern und Arabern zu thun; die ersteren sind sehr wahrscheinlich die zahlreicheren, aber zum grossen Teil in Sprache, Religion und Lebensweise arabisiert, zudem vielfach gemischt. Dem ursprünglichen Berbertypus entsprechen noch am meisten die Bewohner der Berge Ghurian und Yefren, tüchtige Ackerbauer und Obstzüchter und zum Teil in unterirdischen Wohnungen lebend. Die Berber des Djebel Nefusa haben teilweise ihre ursprüngliche Sprache bewahrt. Unter den mehr oder weniger rein arabischen Nomadenstämmen sind am mächtigsten die Aulad Sliman an der grossen Syrte. Ausser Berbern und Arabern kommen noch Neger, Türken, Juden und Europäer in Betracht. Die Neger, entweder Mischlinge oder reine, durch Sklavenhandel eingeführte, sind zum kleineren Teile Hausdiener; die meisten leben in kleinen Dörfern zusammen und bedienen sich, obschon aus allen möglichen Teilen des Sudan stammend, vorwiegend der Haussasprache. Türken, obwohl die Herren des Landes, sind wenig zahlreich, ebenso ihre Mischlinge mit Afrikanerinnen, die Kulugli, die meist als irreguläre Soldaten dienen, aber nach Ablauf ihrer Dienstzeit auf das Land geben und sich unter die dortige Bevölkerung mischen. Juden, schon seit vorchristlicher Zeit im Lande, sind die einzigen Handwerker Tripolitaniens. Man findet sie sowohl im Dj. Ghurian als in der Hauptstadt (8000). Europäer zählt man etwa 5000, davon 4000 Malteser, die übrigen sind meist Italiener. In Fessan (43000 Einw.) findet man alle vorstehenden Rassen ausser dem Europäer vertreten, ausserdem noch einige Tubu und Tuarik.

Die Bevölkerung von Barka, nach Camperio 246000 Köpfe betragend, besteht aus mehr oder weniger gemischten Arabern, welche sich selbst für reine Araber halten und den ägyptischen, mit magrebinischen Bestandteilen gemischten Dialekt reden. Reste der ehemals hier ansässigen Griechen und Römer scheinen sich nicht erhalten zu haben, die Berber aber fast vollständig in die Araber aufgegangen zu sein. In den Städten herrscht der ägyptische Zuschnitt des Volkslebens; die Leute gruppieren sich nach der Beschäftigung, nicht nach Stämmen. Ausserhalb der Städte haben die Stämme, Aïlet, bestimmte Gebiete inne.

Seit Mitte dieses Jahrhunderts haben, infolge der Senussijaniederlassungen, die Araber von Barka in materieller Kultur und an moralischem Zusammenhalt gewonnen, aber an Freundlichkeit verloren. Im J. 1845 gründete hier Senusi el Medjahiri in der Nähe von Kyrene seine erste Zauia in el-Beïda; er bekam starken Zuzug besonders von Algier her. Gegenwärtig ist in Barka der Vorstand der Senussi die Hauptperson; doch hat er seinen Sitz in der Oase Farêdgha. Die Sekte der Senussija, welche sich nach H. Duveyrier vom Senegal bis nach Mesopotamien ausgebreitet hat und $1\frac{1}{2}$ Mill. Anhänger zählt, verfolgt den Zweck, die Macht des Islam wieder herzustellen, bzw. auszubreiten.

116. Die mohammedanischen Sudanbewohner.

Die Bevölkerung des mittleren und westlichen Sudan, in der Ausdehnung von Kordofan bis nach Senegambien, bietet ein vielseitiges Interesse dar. Denn sie ist nicht nur für afrikanische Verhältnisse dicht zusammengedrängt, sondern besteht auch aus einer bunten Reihe anthropologisch wie sprachlich verschiedenartiger Gruppen, welche die Vermutung nahe legen, dass in vorhistorischer Zeit eine lebhafte Völkerbewegung, verbunden mit mannigfachen Mischungen und Kreuzungen, stattgefunden habe. Neben ganz primitiven Stämmen finden sich höher entwickelte als Herrscher, deren Lebensformen und Leistungen auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiete sich wohl nicht ganz durch die stellenweise frühzeitige Annahme des Islam erklären lassen. Dass die Kenntnis des Sudan vorzugsweise deutschen Forschern zu verdanken ist, glauben wir nicht unerwähnt lassen zu dürfen.

Nach den vorliegenden Schätzungen beträgt die Bewohnerzahl der hier in Betracht kommenden Gebiete als Darfor, Wadai, Bagirmi, Bornu, Haussa-Fellatastaaten mit Adamaua und Sonrhay zwischen 33 und 35 Mill. Köpfe, doch dürfte wohl selbst die erstere Zahl noch zu hoch sein. In ethnologischer Beziehung treten uns vier Hauptverschiedenheiten entgegen; diese sind die Araber, die Fellâta oder Fulbe, die jeweilig herrschenden Stämme von negroidem Typus und die unterworfenen Völker von gleicher oder ähnlicher Rasse, aber von niedriger Kultur. Die ersteren beiden wollen wir, als dem ganzen Sudan gemeinsam, ein für alle mal besprechen, die zwei anderen Gruppen aber einer nach Landschaften oder Staaten gesonderten Betrachtung unterziehen.

Die Araber, eine Million im ganzen wohl nicht übersteigend, nehmen im allgemeinen von Osten nach Westen ab; am zahlreichsten sind sie in Darfor (500000 nach Mason Bey), wo sie sich durch helle Hautfarbe und regelmässige Gesichtszüge von der übrigen Bevölkerung deutlich abheben. In Bornu, wo sie höchstens 100000 Köpfe zählen, zerfallen sie in „Wassili" (gewissermassen passante Kaufleute und Krieger aus Nordafrika) und „Schoa" (seit längerer Zeit Ansässige); die letzteren, teils rein erhalten, teils vermischt und weniger zahlreich als in Wadâi, aber wahrscheinlich von Osten her eingewandert, scheinen nicht sonderlich zu gedeihen. Die Schoa haben übrigens die Kamelzucht aufgegeben; sie halten Pferde und Rinder, bebauen zum Teil den Boden und versorgen den Markt in Kuka mit ihren Erzeugnissen. In den Haussastaaten endlich treten die Araber wohl nur inselartig auf und bewohnen in den grösseren Orten, z. B. in Kano, besondere Quartiere.

Die Fellata oder Fulbo, auch Pullo oder Pōl genannt, jene fanatischen, kriegerischen Verbreiter des Islam, von H. Barth auf 6—8 Mill. geschätzt und von Darfor bis nach St. Louis teils in grossen Massen, teils in einzelnen Gemeinden verbreitet, beherrschen eine Zone von 35 Längengraden und 11 Breitengraden. In Futa Djalon bilden sie, nach G. Krause, den Hauptbestandteil der Bevölkerung, weiter östlich besitzen sie an beiden Ufern des oberen Niger das Reich Massina und seit 2 Jahrhunderten das Bambarareich Segu. Auch die Landschaften zwischen Massina und dem mittleren Niger enthalten Fulbe. Östlich und zum Teil westlich des Niger sind die beiden mächtigen Reiche Sokoto und Gando von ihnen beherrscht; in Bornu, Bagirmi, Wadai und Darfor sind sie wohl ansässig, haben aber noch keinen vorwiegenden Einfluss gewinnen können. In Adamaua dagegen sind sie am weitesten gegen Süden vorgedrungen und erweitern ihr Reich durch unbarmherzige und ununterbrochene Kriege gegen die heidnischen Nachbarvölker. Frühzeitig zum Islam bekehrt, trieben sie eifrige Koranstudien; in jeder ihrer Gemeinden befinden sich Schulen, so dass jeder reine Pulo lesen und schreiben kann. Neben dem Arabischen pflegen sie, zumal in den Reichen Sokoto und Gando, ihre eigene Sprache, deren Schriftzeichen nur wenig von den arabischen abweichen. Einer ihrer hervorragendsten Führer, Otman dan Fodio mit Namen, war zugleich ihr grösster Dichter und dessen Sohn Bello war nicht nur ein erfolgreicher Eroberer, sondern auch Verfasser von zahlreichen Werken geschichtlichen, geographischen und religiösen Inhalts. Die Fulbe selbst betrachten sich als Abkömmlinge der Araber; die Ethnologie schliesst sich zwar dieser Auffassung nicht an, ist aber ihrerseits noch zu keinem festen Ergebnis gelangt. Die Fulbe, fg. a. d. n. f., sind schlanke, sehnige Leute, hellfarbig, mit langem, mässig krausem Haar und ziemlich edlem Gesichtsschnitt, die Frauen ausgezeichnet durch weiche, biegsame Formen, länglich-ovale, scharf ausgeprägte Physiognomie, grosses, schönes Auge und langes in Flechten geordnetes Haar. Von Charakter sind die Fulbe verschlagen, schlau, voll Leidenschaft, oft hochmütig und anmassend, geizig, rachsüchtig und nachtragend, anderseits aber auch ernst, streng gegen sich, dankbar, treu zu ihrer Überzeugung haltend. Ordnung und Gesetz achtend, empfindsam und von gut ausgebildetem Familiensinn. Abgeschlossener als ihre Nachbarn lebend, gegen Fremde oft unzugänglich, haben sie weder Industrie noch Handel und tauschen ihre geringen Bedürfnisse gegen die Überschüsse der Erträge ihrer Herden aus, die sie von Weidegrund zu Weidegrund treiben, in patriarchalischer Art unter einem Familienoberhaupt in Gruppen lebend und bei zunehmender Vermehrung sich trennend. Nur die nomadischen Fulbe sind von reiner Rasse; die in den Städten lebenden wie auch die Herrschergeschlechter sind teilweise stark gemischt.

Wenden wir uns zu der negroïden Bevölkerung der einzelnen Länder, so kommen in Darfor die For und die Tukruri vor. Die For, nach R. Felkin 2 Mill. (nach Mason nur 750000) zählend und ein echter Negerstamm, wohnen weniger in Bienenkorbhütten aus Gras, als in Lehm- und Steinhäusern. Die Bergbewohner besitzen ansehnliche Viehherden; in den Niederungen treibt man vorzugsweise Ackerbau.

Wadai hat nach G. Nachtigal 2,6 Mill. E., darunter 250000 Nomaden. Die übrigen, sämtlich ansässig, zerfallen in fünf ungleich starke Abteilungen, nämlich die edlen Mabastämme, welche zuerst den Islam annahmen und nördlich von Betcha wohnen; die Mabastämme, welche, edle und weniger edle Teile umfassend, dem Islam später huldigten und zwischen Betcha und Batba wohnen; die Nicht-Mabaleute, darunter auch Araber, im Norden und Osten, die unterworfenen, unedlen Stämme im Süden des Reiches sowie die Bewohner der Vasallonländer Fittri, Sula und Tama. In Wadai herrschen Sprache und Sitte der Araber vor, letztere aber ohne Strenge; die Frauen, im rechten Nasenflügel ein Stück Koralle tragend, bedecken nicht das Antlitz beim Herannahen der Männer, die übrigens ebenso mutig wie gewaltthätig sind. Handel und Industrie sind wenig entwickelt; auch giebt es keine grossen Städte ausser der Hauptstadt Abeschr, welche, etwa 20000 Bewohner zählend, vorwiegend aus Strohhütten besteht. Nur der König besitzt ein ge-

räumiges, von hohen Thonmauern umgebenes Haus mit grossen Binnenhöfen.

Das eigentliche Bagirmi, dessen Seelenzahl durch den letzten Krieg auf 1 Mill. herabgesunken ist, hat ausser den Arabern und Fellata die Bagirmi, die Kuka, Bulâla und Bernuleute aufzuweisen. Die Bagirmi, etwa drei Viertel der Gesamtbevölkerung ausmachend, sind kein einheitlicher Volksstamm, sondern eine „Vereinigung mehrerer, wenn auch verwandter Elemente", auf die der Name des Staates übertragen wurde. Ihre Sprache steht nach dem formalen Charakter denen der westlichen Nachbargebiete nahe, in stofflicher Beziehung dagegen schliesst sie sich eher der Mabasprache an. Die Bagirmi, fg. i. u. k., zeichnen sich vor den übrigen Sudanbewohnern durch schönen Wuchs und gefällige Züge aus und ihre Frauen, die hübschesten des ganzen Sudan, übertreffen selbst die Fulbinnen an Stattlichkeit und Gleichmässigkeit der Gestalt wie an Schönheit der Augen. Ihr sittlicher Lebenswandel dagegen ist nicht der beste. Überhaupt zeigt der Charakter der Bagirmi viele Schattenseiten: sie sind hochmütig, anspruchsvoll, roh, rücksichtslos, unzuverlässig, grausam, sorglos und durch die Gewöhnung an Krieg und Raub den Arbeiten des Friedens entfremdet; die verkommenden Gewerbe als Weberei, Färberei und Lederarbeit werden daher vorzugsweise von andern Stämmen ausgeübt. Die oben erwähnten Kûka und Bulâla, den Bagirmi sprachlich sehr nahe stehend, haben hauptsächlich das Fittrigebiet und das Ufer des Tsadsees inne. Im Südosten endlich giebt es eine Reihe kleiner Heidenvölker, welche fast nackt einhergehen und seitens der Bagirmi das Ziel von grausamen Raubzügen sind. Unter ihnen giebt es solche, welche die Lippen durchbohren und dann mit Stäbchen verzieren.

Unter der Bevölkerung des Sultanats Bornu (5 Mill.) bilden die Kanûri mit 1,5 Mill. die relative Mehrheit; sie sind ein ziemlich kompliziert zusammengeschmolzenes Mischvolk, hauptsächlich hervorgegangen aus der Kreuzung eingewanderter, hellfarbiger Tubu und Kânemhu mit dunklen Uransässigen. Demgemäss zeigen die Kanûri, welche vorzugsweise das Westufer des Tsadsees sowie die Umgebungen des Komadugu Joo innehahen, in Hautfärbung, Gestalt und Gesichtsbildung sehr grosse Verschiedenheiten, haben aber alle ausser grosser Hässlichkeit (besonders bei den Frauen) Sprache, Lebensweise und Sitte durchaus gemeinsam. Wie sich von den Eingewanderten manche Gruppen mehr oder minder rein von Vermischung zu halten wussten z. B. die kamelzüchtenden Kai und die Tomâghera, so haben auch einige der eingeborenen Stämme ihre ursprüngliche Physiognomie, Sprache und Sitte bewahrt. Zu letzteren gehören die sehr dunklen und plumpen, jetzt islamisierten Makari im Südosten, welche fleissig Ackerbau, Industrie und Fischfang treiben; ferner das ein zerstreutes Waldleben führende, mit Bogen und Pfeil bewaffnete Jägervölkchen der Keribina, die ebenso bewaffneten Manga am oberen Jooflusse, die unansehnlichen, mit Viehzucht und Baumwollenbau beschäftigten Mobber u. a. Von den an den Grenzen des Bornureiches wohnenden Stämmchen haben einige den Islam angenommen, die meisten aber sind Heiden geblieben; dasselbe gilt teilweise auch von den Budduma, den Bewohnern der Inseln des Tsadsees. Unter der Bevölkerung des jetzt zu Bornu gehörenden Kânem wollen wir nur der Kânembu gedenken, die sich von den Kanûri durch edlere Formen und hellere, ins Rötliche spielende Hautfarbe, von den stammverwandten Tubu aber durch weit geringere Magerkeit und Leidenschaftlichkeit des Wesens unterscheiden; sie treiben Ackerbau, Rinderzucht und etwas Handel. In wirtschaftlicher Hinsicht stellt Bornu, im wesentlichen ein Steppenland, untermischt mit Urwaldstrecken und mehr oder weniger sumpfigen Gebieten, den Übergang von der nomadischen Viehzucht zu Ackerbau, Gewerbe und Handel dar, welche letztere Erwerbsarten in den Haussastaaten ihren Höhepunkt erreichen. Der Ackerbau liefert Penicillaria, Sorghum, Mais, Baumwolle, Indigo, Erdnüsse, Sesam, Bohnen, an einigen Stellen, teilweise mit künstlicher Bewässerung, auch Weizen und Gerste. Beide Geschlechter teilen sich in die Arbeit; das Ausdreschen des Getreides geschieht durch Rinder oder mit der Hand. Mit Hilfe von Sklaven fertigt man mancherlei gewerbliche Gegenstände als Baumwollgespinste, wasserdichte Körbe (durch Flechterei), Ackerwerkzeuge, hölzerne und thönerne Gefässe, Geschirre für Reit- und Packtiere, Holzkohlen u. s. w. Der Handel, allerdings in der Hauptsache auf Kuka beschränkt, steht in hoher Blüte sowohl wegen der äusserst günstigen Lage dieser Stadt am Endpunkte der berühmten Karawanenstrasse über Tripolis und Mursuk als wegen des Mangels aller erschwerenden Beschränkungen, denn „kein Gewerbe unterliegt einer Steuer, und alle Waren gehen zollfrei ein; selbst die Geschenke an den Sultan und seine Beamten, die sonst in allen Negerländern verlangt werden, kommen in Wegfall." Daher ist der Vorrat europäischer, wie überhaupt nicht bornuanischer Waren auf dem Markte in Kuka ein sehr bedeutender.

Westlich von Bornu folgen die drei Haussastaaten Sokoto mit Adamaua (12 Mill.), Gando (5,8 Mill.) und Massina (4,5 Mill.). Nach H. Barth ist hier die Bevölkerung viel dichter als in Marokko und Algerien. Nur die Grenzgegenden zwischen den Mohammedanern und den Heiden sind mehr oder weniger entvölkert. Als menschenreichste Distrikte bezeichnet H. Barth z. B. das Gebiet von Kano, das Land Kebbi (zwischen Sokoto und Niger) und das Land Musgu. Die Haussa, das eigentliche Kulturvolk des Sudan, in ihre gegenwärtigen Wohnsitze von Norden her eingewandert, verteilen sich über 14 Provinzen, sieben echte (Daura, Gober, Kano, Rane, Katsena, Saria und Segseg) und sieben unechte. Ausserdem ist ihre, isoliert dastehende, Sprache weit verbreitet, da sie die Rolle einer Verkehrssprache spielt, die Haussa selbst aber in allen Heidengebieten der näheren und weiteren Nachbarschaft als Krieger, Ratgeber, Handwerker und Händler sehr beliebt sind. Stark vermischt, sind die Haussa, fg. c., im allgemeinen von untersetzter Gestalt, gedrungen, fleischig, von guter Muskulatur, dunkelfarben, mit kurzem Wollhaar und echter Negerphysiognomie, doch hübscher als die Kanûri. Ihrem geistigen und sittlichen Wesen nach sind sie klug, einsichtsvoll, tolerant in Glaubenssachen, mutig, dem Lebensgenuss ergeben und doch auch wieder mässig, witzig, heiter, freigebig, gastfrei und gemütvoll, anderseits aber auch streitsüchtig und leichtgläubig, zuweilen ebenso gedankenlos wie lügenhaft und aufschneiderisch, selbstsüchtig, betrügerisch und eigenmächtig. Alter und Erfahrung werden hoch geachtet, dagegen ist das Familienleben oft sehr locker. Zu den freisinnigsten Vertretern des Islam gehörend, dessen schönste und edelste Seiten sie erfasst haben, sind sie wie kein anderes afrikanisches Volk geeignet, Glauben, Sprache und Sitte bei tiefer stehenden Völkern einzubürgern, wie den Verkehr zwischen Europäern und anderen Afrikanern zu vermitteln. Ihr Land ist wohl das einzige in ganz Afrika, in dem alle Hauptzweige der materiellen Kultur als Viehzucht, Ackerbau, Gewerbe, Handel und Verkehr eine hohe und gleichmässige Entwickelung genommen haben; es enthält eine stattliche Reihe blühender, in stetem Wachstume begriffener Städte und die Könige, welche es regierten, zählen zu Hunderten und reichen weit in die Vergangenheit zurück. Bezüglich der Verfassung hat man es mit Lehnsstaaten zu thun. Der Herr von Sokoto z. B., der von den ersten Würdenträgern seines Vorgängers gewählt wird und den Titel Sariki-n-Mussulmein, „König der Gläubigen" führt, setzt Gouverneure über die einzelnen Provinzen, über einzelne Städte mit grösserem oder kleinerem Gebiete, überhaupt kirchliche und weltliche Beamte aller Art ein; jeder Provinzherr hat in Sokoto seinen Agenten, bestellt aber die Beamten in seiner Provinz selbst. Der wichtigste Handelplatz der Haussa ist Kano, das, etwa 30 000 Einwohner zählend, aus einem Gemenge von Thonhäusern und Strohhütten mit konischem Dache besteht. Der Handel im Kano hat eine bedeutende Ausdehnung; im Norden reicht er bis Mursuk, Rhât, ja bis Tripolis, im Westen über Timbuktu bis an die Küsten des atlantischen Oceans, ebenso im Süden, im Osten endlich über ganz Bornu. Ausgeführt werden z. B. Baumwollenzeuge (Toben, Gesichtsschleier, Frauengewänder), Sandalen, gegerbte Häute, Kola oder Gurunüsse, Sklaven, Natron, Salz, Elfenbein u. a. Gegenstände der Einfuhr, teilweise aus Europa, sind u. a. Kattun, Seide, Zucker, Glasperlen, Papier, Spiegel, Nadeln, Schwertklingen, Weirauch, Gewürze und Rosenöl. Die Bauart der Häuser in den Haussastaaten, wie in manchen anderen Teilen des Sudan zeigt das Bild fg. g.; ohne Zweifel war dabei arabischer Einfluss im Spiele; das Material ist vorwiegend Lehm. Einen in Afrika weit verbreiteten Hüttenstil finden wir auf fg. b. dargestellt, zugleich mit der primitiven Art, mit der das Schmiedehandwerk in Adamaua wie bei vielen anderen Negerstämmen ausgeübt wird.

Das Land zu beiden Seiten der grossen Nigerkurve zwischen Timbuktu und Berni wird von den Songhay, (nach H. Barth etwa 2 Mill.) bewohnt, jenem Volke, das während des Mittelalters ein wohlorganisiertes Reich besass, nach dessen Verfall aber erst in die Gewalt der Marokkaner, dann der Tuarik fiel. Die jetzigen Songhay, dürftige Reste ihrer einst mächtigen und gebildeten Vorfahren, eine isoliert dastehende, aber weit über ihr Gebiet verbreitete Sprache redend, gehören zu den besser gebildeten Negerstämmen; sie besitzen feinere, edlere Züge, krauses, ziemlich lang wachsendes und gut flechtbares Haar, schlanke Gestalten und hell- bis dunkelbraune Hautfarbe.

Das Land südlich von den Songhay innerhalb der grossen Nigerkurve ist fast unbekannt, scheint aber nach H. Barth von einer einzigen, durch sprachliche Einheit verbundenen Rasse bewohnt zu sein, zu der u. a. die Gurma, die Tombo und Mossi, zusammen etwa 3 Mill., gehören. Die ersteren beiden sind stark von den Fulbe beeinflusst, die letzteren dagegen, noch heidnisch, besitzen ein ziemlich starkes Reich.

Unter den meist mohammedanischen Stämmen am oberen Nil und am Senegal sind vor allem die Soninke, die Mandingo, Bambara und Wolof zu erwähnen. Die Soninke, fg. c, auch Serra-

kolet, Assuanek u. a. benannt, sind kein reines Negervolk, sondern mit Berbern gemischt. Neuerdings grossenteils in die Mandingo aufgegangen und, wenn rein, in einzelnen kleinen Gemeinden über die Landschaften Taganet und el Hodh zerstreut, sind ziemlich helle, kleine und schlanke Leute von nachgiebigem Wesen und vorzugsweise mit Ackerbau beschäftigt. Die Mandingo, fg.b, von H. Barth auf 6—8 Mill. geschätzt, haben eine grosse Ausdehnung, denn sie erfüllen die ganze Nigerquellregion und reichen tief hinein nach Senegambien. Sie sind von hoher, schlanker Statur, mit offenen, aber sehr wechselnden Zügen, im allgemeinen vom Negertypus, mit stark gekränseltem, aber lang wachsendem Haare und kaffeebrauner bis schwarzbrauner Hautfarbe. Einst das mächtigste Volk des westlichen Sudan (sie besassen das grosse Reich Melle), sind sie von heiterem, zu Lustigkeit und Tanz stets aufgelegtem Wesen, in hohem Grade intelligent und arbeitsam, ausgezeichnete Ackerbauer, Handwerker und Händler; in letzterer Eigenschaft haben sie noch jetzt den Grosshandel (Erdnüsse, Wachs, Vieh, Häute, Baumwollgewebe) in den Händen.

Die Bambara, auf 2 Mill. geschätzt, sind den Mandigo, deren Schicksale sie vielfach geteilt haben, in körperlicher Beziehung ähnlich, aber weniger schlank. Sehr entwickelt ist bei ihnen die Gold- und Silberindustrie sowie die Sangeskunst, welche letztere von den weit herumziehenden Griot ausgeübt wird. Die Bambara sprechen einen Dialekt der Mandingosprache und enthalten einen durch gewisse Rechte bevorzugten Adel, während der grössere Teil des Volkes dem Sklavenstande angehört.

Die Wolof endlich, südlich des Senegal, besonders in den Landschaften Walo und Kayor, sind eifrige Mohammedaner, aber sie gelten als eitel und lügenhaft. Ihre Zahl wurde von Wilson auf 1 Mill. geschätzt.

117. Die Bewohner der Westküste.

Auf dem Bogen 117 fassen wir die Bewohner der Küstenländer von Oberguinea, Unterguinea und der sog. Kalahari bis zum Verbreitungsgebiet der Hottentottenrasse zusammen. Die hierhergehörigen Völker, vereinzelt vom Islam, fast allgemein aber vom Europäertum beeinflusst, zerfallen nach sprachlichen Gesichtspunkten in zwei Hauptgruppen. Die erste derselben umfasst die Stämme von Oberguinea, von Liberia an bis wenig über die Mündung des Niger reichend und wieder in zahlreiche sprachliche Unterabteilungen zerfallend, unter denen wir das Ewe am Voltaflusse und das Ewfik am Kalabar hervorhoben. Die zweite Gruppe, am Kamerungebirge anhebend, fällt in den Bereich der Bantusprachen, von deren Hauptabteilungen die Kongogruppe, die Lundagruppe und die Hererogruppe vertreten sind.

Bezüglich der Körperbildung sind die Bewohner in Ober- und Niederguinea zwar echte Neger, von meist vorteilhaftem Bau, aber doch mit mannigfachen Abweichungen von dem sog. Negertypus behaftet. Nicht selten findet man gerade Nasen und nicht sehr dicke Lippen, intelligente Gesichtszüge, wenig entwickelten Prognathismus, selten auffallend gebildete Langköpfe und mancherlei Abtönungen der Hautfarbe von tiefem Schwarz bis zu lichtem Gelb, wobei Dunkelbronzefarben vorherrscht; teilweiser Albinismus, vielleicht häufiger als anderwärts, wird besonders an der Nigermündung beobachtet. Auch unterscheiden sich die Küstenstämme mitunter, so z. B. am Kongo, von denen des Hinterlandes in ziemlich deutlicher Weise. Mischlinge zwischen Europäern und Eingeborenen endlich sind nicht sehr häufig; man findet sie vorzugsweise in den Gegenden, welche die Portugiesen besitzen oder früher inne hatten.

Die ursprüngliche Tracht ist längs der Küste meist verloren gegangen; die gegenwärtig übliche besteht vorwiegend aus Gegenständen europäischer Einfuhr. Vielfach gebräuchlich ist ein langer, faltenreicher Hüftenschurz, fg. b, h. u. i, ausserdem trägt man Jacken, lange, bunte Umschlagtücher, fg. g. u. h., Uniformstücke, Livreen, europäische Kopfbedeckungen, Weiberstrümpfe u. dgl. Völlige Unbekleidetheit gilt für anstössig, abgesehen von den Kindern. Im allgemeinen aber kleidet sich der Mann vollständiger als die Frau. Bei ersteren fehlen selten Kopfbedeckungen in Form von Mützen aus Pflanzenfasern oder Antilopenfell, für Häuptlinge mit Perlen dicht besetzt u. a. Das Haar wird meist kurz gehalten und erst abseits von der Küste treten jene kunstvollen Frisuren auf, auf welche die Stämme des Innern einen so grossen Wert legen, vgl. fg. a. Auch die Verzierung des Körpers wird an der Küste weniger ausgeübt als im Innern, dagegen ist es allgemeine Sitte, den ganzen Leib mit Öl einzusalben und mit Farbstoffen zu bestreuen. Ziernarben an Schläfen, Stirn, Schultern oder Brust sind häufig zu finden, umfängliche Tätowierungen z. B. bei den Dualla in Kamerun. Als Tanzverzierungen dienen Arm- und Beinringe, Perlschnüre, Glöckchen u. a. Die ursprünglichen Waffen sind meist abgekommen; man kauft mit Vorliebe europäische Feuerstein-, mitunter auch bessere Gewehre; das dazu nötige, ebenfalls eingeführte Pulver schlechtester Beschaffenheit trägt man in Taschen oder Hörnern; die Geschosse dagegen macht man selbst und zwar aus Eisen; gelegentlich ladet man aber auch Messingstücke oder kleine Steine. Dolche mit Verzierungen an Klinge, Griff und Scheide sind in Oberguinea und am Gabun gebräuchlich. Die sog. Kriege, meist aus viel Geschrei, Lärm und Geknalle bestehend, wollen im ganzen wenig besagen; nur in Aschanti und Dahome findet man wohl ausgerüstete und geübte Heere; das von Dahome besteht aus einigen Tausenden gleich bewaffneter und uniformierter Männer und Frauen; letztere, in ihren Kasernen von Eunuchen bewacht, dürfen sich nicht verheiraten.

Die Wohnstätten der Westafrikaner, meist leicht und flüchtig aus Pflanzenstoffen hergestellt, sind teils von rechteckiger, teils von kegelförmiger Gestalt. Rechteckige Hütten, fg. l., breite Strassen bildend, herrschen längs des Kongo, am Ogowe, am Gabun und in Kamerun vor. In letzterem Gebiet machen sie nicht selten den Eindruck der Wohlhabenheit und fassen gelegentlich bis 100 Personen. Das Innere ist durch Scheidewände in eine Anzahl Räume als Küche, Weiberzimmer, Männerzimmer u. dgl. geteilt. Kegelförmige Gebäude, fg. n., entweder zerstreut oder im Kreise angeordnet, treten in Benguela, Angola und Oberguinea auf; in ersterer Landschaft wie in Bihé, fg. i., giebt es auch verschanzte Wohnstätten. Die Dörfer, meist von mässiger Grösse, werden bald entlang der Flussläufe, wie am Niger, bald abseits davon, wie am Kongo, bald an offenen Stellen, bald im Walde angelegt.

Die Erwerbsthätigkeit der Westafrikaner ist nicht bloss auf Beschaffung der nötigen Nahrungsmittel und der beliebten Schmuckgegenstände beschränkt, sondern vielfach von dem Streben nach Besitz und Reichtum beeinflusst. Letzteres gilt besonders von den Handelsstämmen oder Familien, wie sie sich in Kamerun und im portugiesischen Gebiete, aber auch in Oberguinea vorfinden. Der Ackerbau, überall betrieben und vorzugsweise in den Händen der Frauen liegend, liefert mässige Erträge von Maniok, Mais, fg. i., Jams, Erdnüssen, Koko, Ngondakürbissen, gelegentlich Kohl, Erbsen und Bohnen, in Oberguinea auch Reis, Bananen, Mango u. s. w. Für Handelszwecke gewinnt man viel Öl von der Ölpalme, die aber nur stellenweise wirklich kultiviert wird. Als Haustiere findet man Schafe ohne Wolle, Ziegen, Schweine und Hühner, Rinder aber nur stellenweise z. B. bei den Kru, Bangala und Bondo. Die vielfach betriebene Bienenzucht liefert Honig und Wachs; letzteres bildet im portugiesischen Gebiet wie anderwärts einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel. Die Kost der Westafrikaner, die bei ihren Mahlzeiten teilweise schon europäische Geräte und Gefässe benutzen, ist, da auch Fischfang und Jagd keine bedeutende Ausbeute liefern, vorwiegend aus Pflanzenstoffen zusammengesetzt. Als Reizmittel dienen Hanf und Tabak, stellenweise aus dickbauchigen Kalebassen mit Hilfe eines langen Rohres geraucht, als Getränk der einheimische Palmwein und der eingeführte, auch als Tauschmittel verwendete Branntwein. Die Handfertigkeit steht je nach den Örtlichkeiten auf sehr verschiedener Stufe. Beachtenswerte Leistungen erzielt man stellenweise durch Holzschnitzerei, Perlstickerei, Guss- und Schmiedearbeit und besonders durch Elfenbeinschnitzerei (Loango und Kamerun); ferner arbeitet man gute Töpferwaren, Flechtereien und baut stellenweise grosse und verzierte Kähne, fg. m. Weberei wird vielerwärts betrieben; unser Bild, fg. k., zeigt einen jungen Mann von der Sklavenküste, der sich eines ganz primitiven Webstuhls bedient. Für den Handelsbetrieb endlich zeigt der Westafrikaner eine hervorragende Befähigung; dies gilt besonders von den Bibeños, den Bangala und den Dualla; als Mittelswert haben die Kauri keine allgemeine Geltung mehr; an ihrer Stelle sind vielfach Gegenstände europäischer Einfuhr als Baumwollenzeug, Branntwein, Metallstücke u. dgl. getreten.

In den gesellschaftlichen Verhältnissen ist im Gegensatz zu Tracht und Erwerb durch den Verkehr mit Europäern eine wesentliche Änderung nicht eingetreten. Vielweiberei, Frauenkauf und Sklaverei herrschen nach wie vor; die Sklaven, vorzugsweise Haus- und Feldarbeit verrichtend, wohnen oft in besonderen Dörfern und erfahren für gewöhnlich keine harte Behandlung. In staatlicher Beziehung sind wohl verschiedene Versuche gemacht worden, grössere Gebilde zu schaffen, aber diese waren meist nicht von langer Dauer. Die gegenwärtigen Häuptlinge oder „Könige“ haben zwar in Tracht und Schmuck einige Abzeichen ihres Ranges, unterliegen, zumal bezüglich der Erbfolge, gelegentlich wohl auch gewissen überlieferten Gewohnheiten; im grossen und ganzen aber sie haben nicht mehr Macht und Einfluss, als ihnen ihr Wohlstand auch ohne die Würde verschaffen würde.

In religiöser und sittlicher Beziehung spielt zwar der Glauben, dass die Seele eine Zeitlang beim Körper bleibt und gelegentlich zu ihm zurück kehrt, wie auch manche bessere Anschauung, eine gewisse Rolle, aber den breitesten Raum nimmt doch das Fetischwesen ein. Als Fetische dienen zahlreiche Dinge, z. B. rote Zeugstücke mit einem Pflanzenteile, Antilopen-

hörner mit Zauberpulvern, vielfach zusammengeknotete Schnüre, Wurzeln, menschliche Figuren und Karikaturen; auch Fetischhütten kommen vor, fg. n. Die Priester, mit allem möglichen Zeug behangen und bunt bemalt, mitunter auch von Gehilfen unterstützt, üben ihre Verrichtungen unter lautem Schreien, unruhigem Hin- und Herlaufen, Schütteln und Peitschen einer Holzpuppe u. a. aus. Gottesgerichte kommen vielfach vor und finden unter längern Palavern und mit Anwendung eines heftig wirkenden Giftstoffes statt. Kannibalismus scheint bei manchen Stämmen im geheimen zu bestehen, ungescheut wird er von den Dualla betrieben; menschliche Schädel und Kinnladen gehören in Dahome zu den beliebten Hausverzierungen. Nicht ganz aufgeklärt ist das Wesen der Geheimbünde, die im Leben der Westafrikaner eine grosse Rolle spielen; die Mitglieder tragen besondere Tracht, wohnen mitunter in besonderen Hütten und üben bei einigen Stämmen eine Art Polizei aus.

Wie alle Neger, sind auch die Westafrikaner grosse Freunde geselliger Unterhaltung, deren Reiz sie durch Tanz und musikalischen Lärm, erzeugt durch allerhand Knarren, Klappern, Trommeln u. s. w. zu erhöhen suchen. Die Trommeln werden bei den Kamerunern auch zu Signalzwecken verwendet. Von soustigen Musikinstrumenten findet man besonders die Marimba, holzgeschnitzte Pfeifen, Büffelhörner, hohle Elefantenzähne mit Seitenloch, Glocken u. a. Die geistige Begabung drückt sich einerseits in ihren mythischen Erzählungen grössern Umfangs, anderseits in scharfer Beobachtung und treffendem Urteil, namentlich über Fremde aus, deren Charaktermerkmale, namentlich die etwas komischen, sie sofort auffassen und bezeichnen, aber auch in Bild und Skulptur wiederzugeben verstehen. Endlich besitzen sie eine nicht geringe Begabung für das Erlernen fremder Sprachen; die Kenntnis des Englischen bezw. des Portugiesischen, welche sich viele unter ihnen erworben haben, dient namentlich zur Erleichterung des Verkehrs mit Europäern.

Die letzten Glieder der Westafrikaner vom Bantustamme sind die Ovambo und Ovaherero nebst ihren Verwandten. Da sich dieselben in manchen Beziehungen von ihren im Vorstehenden generell geschilderten nördlichen Verwandten unterscheiden, so wollen wir einige Bemerkungen über sie anfügen.

Die Ovaherero oder Damara, welche das Gebiet zu beiden Seiten des 20.° s. Br. innehaben, sind in ihre heutigen Wohnsitze nach ihren eigenen Überlieferungen vor etwa 100 Jahren eingedrungen. Bald darauf in kleine, von einander unabhängige, machtlose Stämme zersplittert, wurden sie von den Matabele aus dem Ngamigebiet verdrängt, von den Nama, ihren südlichen Nachbarn, aber sogar eine Zeitlang unterjocht, bis neuerdings, nach langen und blutigen Kämpfen, der kühne Häuptling Kamaherero die Seinen befreite. Dem Charakter nach gelten die Herero für feig, misstrauisch und lügenhaft, anderseits für ausdauernd und leistungsfähig; in körperlicher Beziehung dem Kafferntypus genähert, gehören sie zu den best ausgestatteten Negerstämmen. Die Kleidung besteht für beide Geschlechter aus ein oder zwei um die Lenden geschlagenen Ziegen- oder Schaffellen, die meist, wie die Leute selbst, mit dicken Lagen von rotem Ocker und Fett beschmiert sind. Die gebräuchlichsten Waffen sind Wurfspeere, Schlagstock, Bogen und Pfeil, neuerdings auch Feuergewehr. Da die Hauptbeschäftigung in Viehzucht besteht, so haben die Herero in der Hauptsache keine festen Dörfer, ihre flüchtig gebauten Hütten sind vielmehr zum Mitnehmen eingerichtet. Rinder bilden nicht nur den wichtigsten Bestandteil des Handels zwischen dem Damara- und Kapland, sondern überhaupt den allgemeinen Wertmesser, ihre Pflege aber die ehrenvollste Beschäftigung. Um die Herden von Rindern, Ziegen und Schafen (mit Fettschwanz, aber ohne Wolle) dreht sich das ganze Leben der Herero, die ihre Tiere nach Wesen und Aussehen aufs genauste kennen; mit ihnen bestreitet man die Kosten für Bündnisse, Heiraten, Einkäufe, religiöse Feierlichkeiten u. a. Da der Viehstand bei Reichen aus Zehntausenden besteht, so haben diese neben der Hauptwerft, wo der Besitzer sich aufhält, eine entsprechende Zahl von Aussenposten, auf denen jüngere Brüder oder die Söhne u. dgl. die Aufsicht führen; das Hüten selbst wird von Knechten besorgt. Der Ackerbau, den Herero früher ganz unbekannt, wurde erst durch die Missionäre aus Barmen eingeführt, die sich bis 1883 1544 getaufte Anhänger erworben hatten. Entsprechend dem Vorwalten der Viehzucht bilden tierische Erzeugnisse die Hauptnahrung, vornehmlich saure Milch; Fleisch von Zuchttieren, von dem die Leute grosse Massen zu sich zu nehmen vermögen, wird nur bei Anwesenheit von Gästen oder bei Festlichkeiten (z. B. der Zahnverstümmlung) aufgetischt; ausserdem kommen Wild und mancherlei wilde essbare Gewächse in Betracht. Den jetzt üblichen Genuss von Tabak und geistigen Getränken scheinen die Herero erst durch die Nama kennen gelernt zu haben. Im Umgange sind die Herero heiter, gesellig, Liebhaber von frei erfundenen Geschichten, auch tüchtige, stimmbegabte Sänger.

Neben den Herero, am Durchschnitt des 20.° Länge und Breite, leben die Bergdamara oder Haukoin, dunkler als jene und die Sprache der Nama redend. Ihre Stellung ist eine sehr gedrückte, denn sie werden von ihren Nachbarn gering geschätzt, misshandelt und verspottet.

Die Ovambo, hässliche, knochige Menschen, zwischen den Herero und dem Kunene in dichter Menge, etwa 50 auf dem qkm, ein fruchtbares Land bewohnend, gehören zu den tüchtigsten und thätigsten Ackerbauern Afrikas, haben aber auch eine umfangreiche Viehzucht. In sittlicher Beziehung stehen die Ovambo nach C. H. Hahn auf einer noch niedrigeren Stufe als die Herero; sie sind treulos und heimtückisch; Meuchelmord, namentlich durch Vergiftung, ist an der Tagesordnung; durch den fortwährenden Druck einer tyrannischen Regierung der kleinen Potentaten, die eine unumschränkte Gewalt über Leben und Tod ausüben, hat das Volk einen sklavischen, unzuverlässigen Charakter erhalten. Die Mission der Finnen, welche i. J. 1870 ins Land kamen, hat bisher nur sehr geringe Erfolge zu erzielen vermocht.

118. 119. Die Völker des inneren Afrika.

Die auf den Tafeln 118 und 119 dargestellten Völker bilden insofern eine Einheit, als sie sämtlich in tropischen Binnengebieten leben und bezüglich ihrer Kulturverhältnisse bis auf die neueste Zeit von fremden Einflüssen, wenn man von gelegentlichen Berührungen (wissenschaftliche Unternehmungen, Handelsreisen, Landerwerbungen, Sklavenraub u. s. w.) absieht, verschont blieben. Man kann daher wohl sagen, dass sie ihre volkstümliche Ursprünglichkeit unter allen Eingeborenen Afrikas mit am reinsten und treusten bewahrt haben, wenn schon sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen dazu nicht mehr lange im Stande sein werden. In sprachlicher, teilweise auch in anthropologischer Hinsicht zerfällt diese grosse binnenafrikanische Kulturgruppe in zwei Hauptteile; der eine umfasst die Völker des oberen Nilgebietes, die andere begreift die im Binnenlande wohnenden Zweige der Bantu, die bekanntlich eine sprachliche, weniger eine anthropologische Einheit bilden. Ausserdem giebt es an vereinzelten Stellen des centralen Afrika kleine Gruppen sogenannter Zwergvölker, deren anthropologischer Zusammenhang mit den Buschmännern neuerdings sehr wahrscheinlich geworden ist. Dazu gehören z. B. die Watwa oder Batua im Kongogebiete, die Obongo im Ogowogebiete und die Akka, 118 fg. e, im oberen Nilgebiete. Von letzteren hat G. Schweinfurth einen voll ausgewachsenen Mann gemessen und seine Körpergrösse zu 146 cm bestimmt. Messungen an anderen Akka ergaben einen noch geringeren Betrag.

118. Die Völker des oberen Nilgebietes.

Die Völker des oberen Nilgebiets zerfallen auf den ersten Blick in dunklere und hellere Stämme. Aus der grossen Zahl der dunklen heben wir die folgenden hervor. Die nördlichsten derselben sind die kriegerischen Schilluk, in zerstreuter Weise vorzugsweise das Westufer des weissen Nil von 12° bis 6° n. Br. bewohnend; dann folgen am Gazellenfluss die zahlreichen, teilweise recht wohlhabenden Dinka; zwischen dem Gazellenfluss und dem Sobat finden sich die kriegerischen Nuër, in der Nähe von Lado am Nil die durch kräftigen und schönen Körperbau ausgezeichneten, vorwiegend nackt gehenden Bari, 118 fg. b, ganz einseitige Viehzüchter, denen sich die Moru (Madi) und Schuli, fg. g, beide friedliche Ackerbauer, sowie die sehr dunklen, hoch gewachsenen, tapferen Lango anschliessen. Ferner gehören zu den dunklen Stämmen kleineren Umfangs die Makaraka, fg. i, und die Abaka, fg. f, beide den helleren Völkern benachbart. Die meisten der vorgenannten Stämme gliedern sich wieder in Unterabteilungen, die, obschon von gleicher Abstammung, nicht immer auf dem friedlichsten Fusse zu einander stehen. Bei allen aber sind Ziernarben, Tätowierung, Zahnverstümmlung, Verunstaltung der Lippen, Einfettung und Färbung des Körpers mehr oder weniger verbreitet. Die westlichen Stämme tragen in den Lippen ein 8—10 cm langes, geschliffenes Quarzstück und zwar die Schuli in der unteren, die Nuër in der unteren, die Djur und Djanhari (Schilluk) in beiden; die Moruweiber gebrauchen zu gleichem Zweck Holzscheibchen oder eherne, perlenbesetzte Ringe. Im übrigen besteht der Körperschmuck aus meist eisernen Ringen für Arme, Beine und Hals, teilweise auch für den Kopf, ferner aus Eberzähnen, Halsbändern, aus Hunde-, Schaf- und Menschenzähnen, Schnuren von Schneckenhausscheibchen u. dgl. Seltsame Kopfbedeckungen werden vielfach gefunden, ebenso groteske, zeitraubende Frisuren. Die Kleidung dagegen beschränkt sich auf das Notwendigste und fehlt oft ganz z. B. bei den Schilluk, Nuër, Djur und Bari. Die Morumänner dagegen legen ein Leoparden- oder Ziegenfell an, die Frauen einen befranzten Ledergürtel. Als Waffen, vgl. fg. g. u. i., findet man Keulen, Lanzen mit Eisenspitze, Bogen und Pfeile nebst reichverziertem Köcher, sowie Fellschilde von verschiedener (runder, ovaler, viereckiger) Form. Im Hüttenbau, vgl. fg. h., herrscht der

Kegelstil, aber die Wohnstätten sind weder sonderlich gross noch sorgfältig angelegt. Die Grösse der Dörfer wechselt; im allgemeinen haben die Hirten umfangreichere Dörfer als die Ackerbauer (Madi, Schuli, Bongo). Vor den Verwüstungen durch die Sklavenhändler gehörte das obere Nilgebiet zu den dichtest bevölkerten Teilen des ganzen Afrika; die Schillnk z. B. hatten i. J. 1871 etwa 3000 Dörfer mit mehr als 1 Mill. Einwohner. Nach G. Schweinfurth bietet ihr Gebiet den Anblick eines einzigen Dorfes, dessen einzelne Abteilungen höchstens 1000 Schritt von einander entfernt sind und nach Antinori ist das Land der Djur vielleicht das bevölkertste am Bahr el Ghasal.

Was die Erwerbsformen anbetrifft, so treiben einige Stämme nur Ackerbau, andere nur Viehzucht; am wohlhabendsten sind diejenigen, welche beides verbinden. Der Ackerbau, vorzugsweise von den Männern betrieben, hat sowohl bezüglich der Erträge wie der grossen Zahl der Früchte eine hohe Stufe erreicht, wennschon die Felder nur mit spitzigen Stäben und langstieligen Hacken zugerichtet werden. Für eignen Bedarf bauen z. B. die Bongo Durra, Dochn, Eleusine, Mais, Bohnen, Erderbsen, Erdnüsse, mehrere Jamsarten, Kürbisse, Gemüse und Gewürze, Tabak sogar für die Ausfuhr. Die Dinka nnd Bari, einseitige Viehzüchter mit den Gebräuchen der Kaffern, vgl. 120, besitzen sehr grosse Herden von Rindern und Schafen, demnächst züchten sie Ziegen, Pferde, Esel und Hühner, ein Wohlstand, der leider auf Räuber und Plünderer eine bedenkliche Anziehungskraft ausübt. In gewerblicher Hinsicht stehen die Völker des oberen Nil auf der mittleren Negerstufe; hervorragendes aber leisten sie in der Lederbereitung nnd Schmiedearbeit, vgl. fg. h. Eisen wird hier überhaupt höher geschätzt als Kupfer oder Messing; daher tragen manche eiserne Schmucksachen im Gewichte bis zu einem halben Centner mit sich herum.

Südwestlich von den eben beschriebenen Stämmen breiten sich die hellfarbigen Völker aus. Zu ihnen gehören in erster Linie die Niamniam oder Sandeh (fg. c. u. d.) ein hellfarbiges, in keiner Weise negerhaftes, gut begabtes Volk, das vielleicht mit den Hamiten Ostafrikas verwandt oder aber aus der Vermischung hellerer und dunklerer Bestandteile entstanden ist. Zu letzterer Vermutung führt vornehmlich der Umstand, dass die Niamniam eine grosse Zahl zersplitterter dunkler Stämme, wie die Liggi, Abaka, fg. f., Mondu, Moru u. a. umschliessen. Die Sandeh und ihre Verwandten sind grosse, kräftige, untersetzte Leute von starkem, negerartigem Haarwuchs (zu Flechten nnd Zöpfchen angeordnet), grossen, mandelförmig geschnittenen, etwas schief gestellten Augen, breiten Lippen, rundem Kinn, entschlossenem, ja wildem Gesichtsausdruck nnd mattbrauner Hautfarbe. Als Stammeszeichen dienen punktierte, quadratische Tätowierungen auf Stirn, Schläfen und Wangen, sowie eine x-förmige Figur über dem Nabel, als individuelle Erkennungszeichen aber mancherlei Muster auf Brust und Oberarm. Die übrigen Körperverunstaltungen entsprechen denen der benachbarten Neger. Beliebt sind sorgfältige Frisuren, u. a. ein mit Draht hergestellter Strahlenkranz. Die Bekleidung besteht aus Fellen, Häuten nnd Zeugstücken. Die Hütten, fg. l., sind kegelförmig, aber sehr mannigfaltig nnd meist gut gebaut. Unter den Erwerbsformen steht der Bodenanbau in erster Linie; bezüglich der Fruchtarten vgl. oben die Bongo; wild wachsen Banane, Kaffee, Batate, Ölbaum, Butterbaum n. a.; besonders gut kultiviert ist nach W. Juncker das Land der leibeigenen Kalika (3^{0} n. Br.). Die Niamniam halten weder Kühe noch Ziegen, dagegen züchten nnd mästen sie viele Hunde, deren Fleisch als höchster Leckerbissen gilt; auch sind die Leute starke Raucher (mit kurzen Thonpfeifen ohne Rohr) und Trinker. Charakteristische Waffe ist das Wurfmesser, bis 50 cm. lang und scharf geschliffen, ausserdem kommen Dolche und sorgfältig geflochtene nnd mit kreuzartigen Verzierungen versehene Schilde vor.

Die Monbuttu, am Uëlle, von G. Schweinfurth auf eine Million geschätzt, von ihren Nachbarn durch eine breite Waldzone getrennt, unterscheiden sich von den Niamniam durch hellere Hautfarbe, weniger entwickelte Muskulatur, stärkeren Bartwuchs nnd auffallend semitischen Gesichtsschnitt bei echtem Negerhaar. Da Weberei völlig unbekannt ist, so machen die M. ihre Bekleidungsstoffe aus Feigenbaumrinde nnd färben sie rothbraun. Die Frauen tragen vielfach nur eine Schamhülle aus Bananenblatt von Handgrösse, bemalen dagegen den Körper mit schwarzem Pflanzensaft in mancherlei Mustern, die etwa zwei Tage halten. Die Haartracht beider Geschlechter, vgl. fg. m. im Vordergrunde, ist ein langer, schräg gestellter cylindrischer Chignon, inwärts mit Binsen befestigt. Auf dem Chignon haben die Männer randlose cylindrische Strohhüte, die Frauen Kämme nnd Haarnadeln. Die Hütten sind vorzugsweise von rechteckigem Grundriss, gelegentlich sehr geräumig und meist gut gebaut, fg. m. Die Waffen gleichen denen der Niamniam. Beachtenswertes leisten die Monbuttu in der Herstellung sichelförmig gebogener Messer und trefflicher, verzierter Holzschilde. Ausser der Schmiederei (Eisen und Kupfer) und der Holzschnitzerei hat auch die Töpferei einen hohen Grad der Vollendung erreicht. Der Ackerbau, auf Elensine, Mais nnd Ölpalme, wird ohne Eifer betrieben. Tabak fehlt, dafür kaut man die Kolanuss. Hunde und Hühner sind die einzigen Haustiere. Halbgezähmt kommt gelegentlich das Sumpfschwein vor. Die Monbuttu sind Anthropophagen der schlimmsten Sorte.

119. Die Bantuvölker des innern Afrika.

Die Bantuvölker, von denen die an der Westküste wohnenden Zweige bereits auf No. 117 betrachtet wurden, haben, als Ganzes betrachtet, die ganze Südhälfte Afrika's mit Ausnahme der von den Europäern und den Hottentotten-Buschmännern bewohnten Gebiete des Südwestens und des äussersten Südens inne. Die Grenze gegen die nördlichen, teils dunklen, teils helleren Stämme bildet eine unregelmässige, vielfach noch nicht festgestellte Linie, welche vom Kamerungebirge zunächst an das Nordufer des Ukerewesees nnd von da, mehrfach gebrochen, in südöstlicher Richtung nach der Ostküste läuft. Die Bantuvölker, welche hinsichtlich ihrer anthropologischen und kulturellen Eigenschaften mancherlei Verschiedenheiten zeigen, dagegen unbedingt eine sprachliche Einheit bilden, zerfallen zunächst in drei Hauptabteilungen, eine nördliche, eine mittlere und eine südliche. Die nördliche umfasst die nordwestlichen Stämme, ihre Grenzen sind aber noch nicht genügend festgestellt. Die mittlere Abteilung, die grösste von allen, gliedert sich wieder in fünf Unterabteilungen oder Gruppen; diese sind nach G. Gerland die Kongogruppe, die Seengruppe, die Lundagruppe im südlichen Kongo- und oberen Sambesigebiet, die Suaheligruppe an der Ostküste und die Sambesigruppe am mittleren und untern Sambesi sowie an der Ostküste vom 12.^{0} bis 21.^{0} s. Br. Die südliche Abteilung endlich hat drei Unterabteilungen aufzuweisen, nämlich die Hererostämme, die Zulustämme nnd die Bechuanastämme. Wie auf S. 15 des näheren ausgeführt wurde, haben die Bantu der Westküste durch den Einfluss der Europäer viel von ihrer ursprünglichen Eigenart verloren; letzteres gilt auch von denen der Ostküste, nur mit dem Unterschiede, dass mit Ausnahme des äussersten Südostens (Kaffern) der europäische Einfluss sehr bedeutend hinter den arabischen zurücktritt. Die Araber, deren Hauptstützpunkt bekanntlich auf der Insel Sansibar liegt, haben von da aus zwar nur die gegenüberliegende Küste islamisiert, ihre Handelsunternehmungen nnd Sklavenjagden aber bis weit in das Innere ausgedehnt, ja sie sind neuerdings von ihrem äussersten Vorposten, Njangwe am Kongo, bis zu den Stanleyfällen und noch weiter vorgedrungen. Wie die allerneuesten Ereignisse zeigen, suchen sich die Araber der lästigen Konkurrenz der Europäer mit aller Kraft zu erwehren.

Bei der näheren Besprechung der hierher gehörigen Bantuvölker beginnen wir mit den Völkern an den Nilquellseen, die sich an die Niamniam und Monbuttu insofern anschliessen, als sie im Vergleich zu den übrigen Bantu durch helle Hautfarbe und edlere Gesichtsbildung ausgezeichnet sind. Die wichtigsten Stämme am Nordwest- nnd Westufer des Ukerewe sind die Wanyoro, fg. h, die Wahuma nnd die Waganda, die letzteren besitzen das bekannte Reich Uganda (5 Mill.) Die Waganda, die Herrschenden, sind bronzefarbene, bis hellrotgoldene, kräftige, wohlproportionierte Leute mit kurzem Wollhaare. Die Wahuma, hochgewachsene Menschen von ovaler Gesichtsbildung, schmalen Lippen nnd gerader Nase (besonders schöne Frauen), treiben vorzugsweise Viehzucht nnd wohnen, fremde Gemeinschaft meidend, in besonderen Dörfern.

Die Waganda und Wanyoro bekleiden sich vom Kopf bis zu den Füssen; wer in mangelhafter Bekleidung ausgeht, verfällt dem Tode. Nationalgewand ist der Mbugu, eine Art Toga aus Rindenstoff; dazu kommen Sandalen aus Büffelhaut, Turbane aus Baumwollenstoff oder farbigen Tüchern, bei Häuptlingen Oberkleid aus Ochsenhaut, Ziegen-, oder Antilopenfellen. Die Waganda tätowieren, verstümmeln nnd beschmieren sich nicht; sie sind sehr reinlich, scheren das Haar kurz und lassen den Bart wachsen. Die Wanyoro haben als Stammeszeichen zwei Brandnarben an den Schläfen. Die Hütten sind kegelförmig, sorgfältig gebaut, dauerhaft, geräumig, mit genügenden Thüröffnungen nnd etwas Architektur ausgestattet. Bekannt ist aus Stanleys Beschreibung der Gebäudekomplex des Königs Mtesa in Rubaga, 118 fg. k, der aber nach dessen Tode verlassen wurde.

Wenden wir uns zu den Völkern des Kongobeckens, so tritt auch bei diesen der Unterschied zwischen helleren

und dunkleren, besser und schlechter geformten Menschengruppen entgegen. Die Bakongo und Bazombo z. B. sind nach Stanley hübsche, hellbraune Leute, aber kleiner als die Babwende, Basesse und Bateke; letztere bemalen sich an Gesicht und Körper in abscheulicher Weise. Die Bangala, 119fg. a, einer der stärksten Stämme am mittleren Kongo, sind breitschulterig, von starken Muskeln, hochgewölbter Brust, zarter Taille, ziemlich bedeutender Grösse, aber sehr wechselnder Farbe. Körperverzierung sowohl in Form einfacher Einschnitte als vollständiger Muster sind vielfach üblich. Die Bangala z. B. haben als Stammeszeichen leichte Einschnitte auf der oberen Hälfte jeder Wange und drei fleischige Wülste mitten auf der Stirn. Die Rubunga aber sind von den Haarwurzeln bis auf das Knie tätowiert. Alle Stämme, die am Kassai, Kongo, Tschuapa und Lulongo von K. v. François gesehen wurden, pflegen diesen auch am Kuilu, fg. h, geübten Gebrauch, die Baschilange verstehen es besonders schöne Muster herzustellen; und bei den Bangombeweibern tritt die Tätowierung ganz an Stelle der Kleidung. Wie ferner das Ausfeilen der Zähne, so ist auch der Gebrauch, bizarre Frisuren zu machen, vgl. 119fg. h—f, verbreitet. Die Muster der letzteren sind zahllos. Die westlichen Bahwende z. B. gehen zottelköpfig einher und durchbohren sich ausserdem die Ohrläppchen wie die Wasagara und Wagogo. Die meisten Männer des Kiamwo am Kuango sowie manche Frauen tragen ihr Haar nach Art eines bayrischen Raupenhelmes. Die Bekleidung fehlt in einzelnen Fällen, wie angedeutet, gänzlich, in anderen beschränkt sie sich auf das Notwendigste. Originell ist z. B. die Tracht der Warua. Die Männer legen an einen aus Büffelfell oder Elefantenhaut zusammengedrehten Riemengurt Lendentücher, welche, etwa 50 cm breit und aus gefärbten Pflanzenfasern in hübschen Mustern gewebt, oft bis 20 m lang sind und vorn zu einem riesigen Wulste zusammengerafft werden. Die Stämme, welche von François sah, trugen das gewöhnliche Hüfttuch, das bei den Männern durchgängig reichlicher bemessen war, als bei den Frauen. „Höchst eigentümlich waren die Queu's der Balohofrauen am Tschuapa, die gestutzten roten Pferdeschwänzen nicht unähnlich sahen".

Die Hütten der Kongoneger, fast durchgängig aus Pflanzenstoffen errichtet, entsprechen teils dem Kegelstil, teils haben sie einen viereckigen Grundriss und sind mitunter geräumig und gut gebaut. Die Baschilange z. B. leben in grossen, hübschen Häusern, die von eingezäunten Gärtchen umgeben, sich in schnurgeraden Strassen aneinanderreihen, überschattet von Ölpalmen und Bananen. Die Dörfer, vielfach in der Nähe der Wasserläufe gelegen, sind in der Regel von mässiger Grösse (durchschnittlich 80 Hütten mit je fünf Bewohnern); doch findet man auch grössere Ansammlungen. Die Niederlassung Iboko z. B., den Bangala gehörig, zieht sich 25 km weit dem Kongoufer entlang und hat etwa 17000 Einwohner. Auch an den Nebenflüssen des Kongo giebt es dicht bevölkerte Gegenden, z. B. am Tschuapa und Bussera. Dass auch Pfahlbauten vorkommen, zeigt unser Bild 119fg. h. Man findet sie aber nicht nur in dem von L. Cameron besuchten Mobryasee, sondern auch am Nyassa, wo Young Pfahldörfer mit hundert Hütten auf einer einzigen Plattform sah. Die Hauptnährquelle bietet der Bodenanbau; die Fruchtarten sind örtlich etwas verschieden; am häufigsten trifft man Maniok, Erdnüsse, Bohnen, Mais und Jams, ausserdem Bananen, Ölpalme, Tabak u. a. Daneben kommen Fischfang und Jagd in Betracht, aber es giebt nur wenig Stämme, die diesen Beschäftigungen ausschliesslich oder auch nur vorwiegend nachgeben. Zu den letzteren gehören z. B. die Wenja, die das Räuchern der Fische verstehen und dieselben als Tauschmittel gegen Frauen, Kanus, Waffen u. a. benutzen, ferner sind die Bavumbo an den Ufern des Lokenje ausgezeichnete Jäger, die mit ihren primitiven Waffen (Speer, Bogen, Pfeil) ihr Ziel sehr selten verfehlen. Die Ackerbauer treiben in der Regel auch etwas Viehzucht (Ziegen, Schafe, Schweine, Hühner). Die gewerblichen Leistungen der Kongobinnenstämme zeigen einen beachtenswerten Grad von Geschicklichkeit und Geschmack, vgl. 119fg. i (fast ausschliesslich Gegenstände aus Holz). Die verschiedensten Rohstoffe werden verarbeitet, so von den Stämmen am Tschuapa, Lulongo und Bussera Thon, Holz, Pflanzenfasern, Eisen, Messing, Kupfer und Elfenbein. Die Bangala sind tüchtig in der Herstellung verzierter Kanu, breiter Schwerter, scharfer und glänzender Speere, guter Fischnetze, geflochtener Proviantbeutel u. s. w. Auch die Wenja rühmt Stanley wegen ihres mannigfachen Gewerbfleisses. Tauschhandel wird überall getrieben und einige Stämme, wie die Kioko, zeigen darin ein bemerkenswertes Geschick; auf ihren Märkten entwickelt sich ein reges Leben und Treiben. Eine Eigentümlichkeit dieser wie der meisten anderen Negerstämme sind die Unterhandlungen oder Palaver, 119fg. l, welche bei allen wichtigen Angelegenheiten stattfinden und wegen ihrer langen Dauer den europäischen Reisenden besonders lästig sind. Die Bezeichnung „Palaver" stammt, wie der Ausdruck Fetisch („feitiçao") aus dem Portugiesischen, wo „palahra" das „Wort" bedeutet.

Die familiären und religiösen Verhältnisse wie die Gesittungsstufe entsprechen im allgemeinen dem Negertypus. Wir wollen nur bemerken, dass die Anthropophagie im südlichen Kongogebiete weit verbreitet ist; namentlich gilt dies von allen neuentdeckten Stämmen am Kassai und Tschuapa. In politischer Beziehung finden wir insofern eine gewisse Mannigfaltigkeit als neben den gewöhnlichen kleinen Dorfstaaten auch grössere Gruppierungen und ausgebildete Verfassungen vorkommen. Eine grössere Gruppierung stellen z. B. die Bangala am Kongo dar, bei denen ausserdem eine scharfe Gliederung des ganzen Volkes in drei Stände (Vornehme, Freie und Sklaven) beobachtet wird. In der Zahl der ausgebildeten Verfassungen ist vor allem das Lundareich des Muata Jamwo, etwa so gross wie das deutsche Reich und gegen 2 Mill. Einwohner zählend, zu nennen. Im südlichen Kongogebiet gelegen, aber scharfer Begrenzung entbehrend, ist das Lundareich ein absoluter Lehensstaat, in dessen einzelnen Abteilungen die betreffenden Häuptlinge (Muata, Mona, Muene) alle inneren Abteilungen selbständig verwalten, so lange es dem Muata Jamwo nicht gefällt, einzugreifen. Letzterer verlangt von den Vasallen Heeresfolge und jährliche Abgaben an Elfenbein, Salz, Kupfer, Flechtwaren, Tierfellen, Baumwollzeug u. a. Zur Aufrechterhaltung seiner Herrschaft besitzt er eine gefürchtete Polizei; auch müssen Söhne und sonstige Verwandte der Vasallen, als Unterpfand für deren Treue, an seinem Hofe verweilen. Merkwürdigerweise steht neben dem Könige als oberste Würdenträgerin ein unverheiratetes Weib, die Lukokescha; sie gilt als Mutter des Muata Jamwo, obwohl sie nur dessen Halbschwester ist, hat ihre besondere Hofhaltung und eigenen Tributfürsten und giebt bei der Wahl eines neuen Oberkönigs die Entscheidung.

Südlich vom Lundareiche, am oberen und mittleren Sambesi, dehnt sich das Reich der Marutse-Mahunda aus. Etwa halb so gross wie das Deutsche Reich und von 18 grösseren Stämmen mit zahlreichen (83) Unterabteilungen bewohnt, ist es ebenfalls eine Despotie, sich stützend einerseits auf eine Art hohenpriesterlicher Macht des Königs, anderseits auf die Feigheit der Unterthanen, die mit Beil und Peitsche im Zaume gehalten werden. Die Bevölkerung selbst zerfällt in Herrschende, tributzahlende und Sklavenstämme. Die ersteren sind die Barutse, 119,fg. c, zu beiden Seiten des Samhesi von Sekhose bis Kapomho-Liha, und die Mahunda weiter nördlich und nordöstlich; beide zahlen Steuern in Form von Feld- und Walderzeugnissen, Vieh, Kähnen, Waffen, Musikinstrumenten u. a. Unter den tributzahlenden (Elefantenzähne, Affenfelle) sind besonders die Batoka und Makalaka, beide in der Nähe der berühmten Viktoriafälle, zu nennen. Der König ist, formell, unumschränkter Beherrscher und Besitzer von Land und Leuten, zugleich aber auch der erste, beziehungsweise der einzige Kaufmann.

Bezüglich der materiellen Kultur zeigt das Marutse-Mahundareich manche den Kaffern verwandte Züge, hat aber auch viel Eigenartiges aufzuweisen. So tragen die Männer Lederschürzen und Radmäntel aus Fell, verheiratete Frauen einen bis zu den Knien reichenden Fellrock. Als Schmuck trägt man zahlreiche Amulette, vielfache übereinander liegende Ringe aus Eisen, Messing, seltener aus Kupfer um Arme und Beine, ausserdem Gegenstände aus Elfenbein und Holz. Die Waffen sind mannigfaltig und gut gearbeitet, in erster Linie der Assegai, dann Beile, Keule, Messer, Bogen und Pfeil; Dolche trägt man in zierlich geschnitzten, mit schwarzen Brandornamenten versehenen Scheiden. Im Hüttenbau leisten die Sambesistämme ungewöhnlich Tüchtiges. Die Barutse haben auch zahlreiche Städte, meist in der Nähe der Flussläufe gelegen und von einem Kranze von Dörfern umgeben, in denen die Sklaven wohnen. Hauptbeschäftigung, namentlich in dem äusserst fruchtbaren Barutselande, ist der Ackerbau, der zahlreiche Fruchtarten als Kafferkorn, Hirse, Mais, Kürbisse, Manga, Erdnüsse, Bohnen, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle u. a. liefert. Viehzucht ist wegen der Tsetsefliege vielerwärts unmöglich, dagegen wird ein schwunghafter Fischfang mit mancherlei Mitteln getrieben. Die gewerblichen Arbeiten stehen nach Umfang und Güte auf hoher Stufe, beispielsweise macht man ausser den schon erwähnten Waffen ausgezeichnete Flechtereien als kugelförmige Kornsäcke und Fischkörbe, ferner gutgeformte und geschmackvoll verzierte Töpferwaren, ornamentierte Holzgefässe, Kalebassen u. a. vgl. 119fg. i. Von ausserordentlicher Mannigfaltigkeit sind die Musikinstrumente, teils friedlichen teils kriegerischen Zwecken dienend. Ganze Musikbanden werden ausgerüstet mit Trommeln, Zithern, Geigen, Glocken, Pfeifen und besonders mit Marimbas. Letztere, etwa 20 cm breit und 1 m lang, geben laute und harmonische Töne. Wie

die Musik ist auch der Tanz sehr beliebt; unter den zahlreichen, verschiedenen Arten erwähnen wir nur den für die Marutse-Mabunda charakteristischen Kischitanz, der, in Anlauf, Annähern und Zurückweichen bestehend, von verkleideten und bizarr herausgeputzten Männern ausgeführt und von Trommlern und Sängern begleitet wird.

Im Anschluss an die Marutse-Mabunda sind mehrere westlich davon wohnende Stämme zu nennen, denen das Zurücktreten der Viehzucht, starke Eisenindustrie, reger Handel und viereckiger Hüttenstil gemeinsam sind; so die Ganguella zwischen oberem Cubango und Kuanza, die Luchaze und Ambuella, 119 fg. e u. f. Die bereits erwähnten Batoka dagegen, Ackerbauer von sehr dunkler Farbe und ungelehrigem Wesen, bilden in manchen Beziehungen den Übergang von den Sambesi- zu den Nyassastämmen.

Unter den Nyassastämmen nennen wir die Manjanga am Schirwasee und im Südwesten des Nyassa, die Babisa zwischen Nyassa, Bangweolo und Tanganika, die Basungu südlich davon und die Masitu am Nordwestufer des Nyassa.

Die meisten dieser Stämme wie auch die zwischen dem Nyassa und der Ostküste wohnenden sind politisch ausserordentlich zersplittert und durch Sklavenraub stark decimiert, besonders die einst mächtigen und wohlhabenden Manjanga, auf deren Gebiet allein, nach Young, jährlich 20 000, meist Frauen und Kinder, als Sklaven fortgeschleppt wurden. Geschickte Ackerbauer und Handwerker, zeichnen sie sich ganz besonders durch den Gebrauch des „Pelele“ aus; dies ist ein bis 6 cm im Durchmesser haltender Ring, der in einem in der Oberlippe angebrachten und allmählich erweiterten Loche getragen wird.

Werfen wir zum Schluss noch einen kurzen Blick auf diejenigen Stämme, welche zwischen den grossen Seen und der Ostküste wohnen und teilweise in die Interessensphäre der Deutschen ostafrikanischen Gesellschaft fallen, so zeigt sich die auffällige Thatsache, dass abseits von der Küste eine reichere Kultur und eine dauerhaftere Staatenbildung vorliegt als unmittelbar an der Küste. Die Ursache für die Verkümmerung und Verarmung liegt einerseits in dem seitens der Araber betriebenen Sklavenhandel, vgl. 119 fg. g, anderseits in dem beständigen Vordringen der nördlichen Nomadenvölker wie Gala, Somal und Masai. Daher ist z. B. das Terrassenland Usaramo dünn bevölkert; die Dörfer sind weder zahlreich noch gross, aber die Häuptlinge erheben Wegsteuer von den Karawanen. Die Wasaramo, die sich gut mit Baumwollstoffen bekleiden, aber den Körper mit Fett und Ocker beschmieren und seltsame Frisuren machen, ernähren sich hauptsächlich von Sklavenhandel, dann vom Verkauf von Ziegen und Getreide. Die Bewohner von Usagara sind arme, scheue Geschöpfe, auf schwer zugänglichen Bergen in Grashütten, vereinzelt in Tembe wohnend, halb nomadisch, halb ackerbauend, von Sklavenjägern verfolgt und decimiert. Ugogo, mit ziemlich zahlreicher Bevölkerung versehen, die Feldbau und Viehzucht treibt, ist dadurch bemerkenswert, dass hier zuerst die Tembe als vorwiegende Wohnstätte auftritt. Diese offenbar nach arabischem Vorbild entstandene Hausform besteht aus einem rechteckigen Balkengerüste, dessen meist 2 m hohe Wände wie das flache Dach mit Lehm umkleidet sind; die Zimmer öffnen sich nach dem Hofraume, der, nachts dem Vieh als Aufenthalt dienend, nur einen Zugang hat. Das auf Ugogo folgende Land Unjamwesi ist das wichtigste und belebteste Handelsgebiet des innern Ostafrika und zugleich eines der fruchtbarsten und bevölkertesten. Die Bewohner dagegen, die Wanjamwesi, haben ein wenig vorteilhaftes Äussere; sie sind verhältnismässig dunkel, mangelhaft bekleidet, durch Zahnverstümmlung entstellt, starke Raucher und Trinker, anderseits aber auch fleissige Ackerbauer, gute Handwerker, Händler und Träger; sie bauen hauptsächlich Mais und Reis, weben Baumwolle, schmelzen und schmieden Eisen und vermitteln den Verkehr zwischen Sansibar und Udschidschi. Leider hat das Land in der Nähe dieses Karawanenweges durch die Araber schwer gelitten; letztere sind hier häufig grosse Grundherren mit umfangreichem Viehbesitz und führen Krieg mit den eingeborenen Häuptlingen, die nicht selten dem weiblichen Geschlechte angehören.

Nördlich von dem genannten Verkehrswege haben die Eingeborenen wie die Wakamba und Wanika, echte Bantu von etwas niedrigerer Kulturstufe als die vorerwähnten, sehr viel von den Gala und Masai zu leiden und sind daher in einer raschen anthropologischen und ethnologischen Zersetzung begriffen.

Da auf dem folgenden Bogen nur Südafrikaner zur Darstellung kommen, so mag hier noch bemerkt werden, dass der Sambesi eine beachtenswerte ethnographische Scheidelinie selbst innerhalb der Bantuvölker bildet. Nördlich von diesem Flusse tritt nämlich die Viehzucht wegen der Tsetsefliege zurück, oder hört ganz auf. Der Ackerbau herrscht vor und zeitigt teilweise andere Erzeugnisse; Fischfang und Schiffahrt spielen eine ansehnliche Rolle. Die Handfertigkeit ist besser ausgebildet, die Bauart von anderem Stil und etwas vollkommener, die militärische Organisation dagegen minder straff. Livingstone, der die Gebiete nördlich vom Sambesi, von Süden herkommend, zuerst betrat, fühlte die vorhandenen Unterschiede deutlich heraus; insonderheit bemerkte er die ausgeprägteren Negermerkmale (mehr wolliges Haar und dunklere Hautfarbe), den weicheren Charakter und die grössere Religiosität dieser centralen Bantustämme. Auf die Südsambesivölker bezieht sich noch das Bild 119 k, den Tanz der Landin darstellend, eines Zuluzweiges, der das südliche Sambesiufer bei Sena innehat. Diese Landin kommen alljährlich nach Sena und Schupanga, um einen ziemlich hohen Tribut an Perlen, Messingdraht und Kattun einzufordern. Die dort ansässigen Kaufleute entrichten ihn, weil sie wissen, dass im Verweigerungsfalle die Landin Gewalt brauchen würden.

120. Die Bewohner der Küstengebiete Südostafrika's.

Der Bogen 120 beschäftigt sich mit denjenigen Eingeborenen von der südlichen Abteilung der Banturasse, welche auf den Gebieten des britischen Südafrika und der beiden Boerenfreistaaten leben. Diese haben zusammen nach den neuesten Angaben eine Gesamtbevölkerung von etwa 3 Mill., von denen mindestens 2 Mill. auf die Bantu entfallen, während sich der Rest auf Weisse, Hottentotten, Buschmänner, Malayen, Indier u. a. verteilt. Das Verhältnis der südafrikanischen Bantu (etwa 2 Köpfe auf dem qkm) zu den übrigen Bevölkerungsbestandteilen der genannten Länder gestaltet sich in jedem einzelnen Gebiete in eigenartiger Weise. Im eigentlichen Kaplande bilden die Bantu die Minderheit der Gesamtbevölkerung und kommen im grösseren Teile desselben überhaupt nur vereinzelt vor; im Oranjefreistaate stellen sie die kleinere Hälfte dar; in den übrigen Abteilungen Südafrika's aber, besonders in Transvaal, in Kaffraria, Basutoland, Natal, Zulu-, Pondo- und Bechuanaland herrschen sie durchaus über die anderen Bestandteile vor.

Durch die neuere politische Entwickclung Südafrika's sind die Zustände der Eingeborenen stark verändert worden, insofern diese nicht nur ihre ursprünglichen Wohnsitze mit anderen vertauschten, sondern auch vielfach ihres Stammesverbandes verlustig gingen und ein gutes Teil ihrer altbergebrachten Lebensführung aufgaben. Immerhin aber lässt sich der Hauptunterschied, wonach sie in Zulu- und Bechuanastämme zerfallen, noch jetzt festhalten. Als Vertreter der Zulustämme, welche das südöstliche Küstenland vom Grossen Fischflusse bis über den Limpopo hinauf innehaben, nennen wir, der Richtung von Süden nach Norden folgend, die Fingu, Ama-xosa, fg. a., Amatembu, Amagaleka, Amampondo, fg. e., Amatongo, Amazulu, Makwamba und Matabele. Die Bechuanastämme dagegen bewohnen ausschliesslich Binnengebiete. Diese, im Süden am oberen Oranje beginnend, reichen im Norden über die europäischen Besitzungen hinaus, teilweise bis an den mittleren Sambesi und werden im Westen durch den 23.° östl. Länge Gr. begrenzt. Die Bechuana teilen sich wieder in östliche (als: Basuto und Mantati), westliche (als: Batlapi, Barutse, Barolong, Bangwaketse, Bakuena) und nördliche (als: Bamangwato, Makalaka oder Bakaa, Bakololo u. a.)

Die Zulu, fg. a—g, wohl auch schlechthin „Kaffern“ genannt, zeichnen sich durch kraftvolle Energie und selbstbewusstes, stolzes Wesen vor anderen Bantu aus und gehören wegen ihres hohen Wuchses, ihrer kräftiger Muskulatur und ebenmässigen Gestalt zu den in körperlicher Beziehung am besten ausgerüsteten Völkern der ganzen Erde, während sie bezüglich der Gesichtsbildung und Hautfarbe von ihren Stammverwandten wenig oder gar nicht abweichen. Ihre Kulturstellung dagegen bietet manches Eigentümliche. Die Bekleidung, bei Kindern ganz fehlend, beschränkt sich fast allgemein auf einen Lederschurz, fg. c., an welchem der Mann vorn und hinten je ein bis 50 cm langes Lederstück oder einen Tierschwanz trägt, während die Frau jenen mit Glas- und Metallperlen verziert, ausserdem aber auch wohl noch ein Schultertuch anlegt. Das weibliche Geschlecht pflegt das Haupthaar bis auf einen Schopf, das männliche bis auf einen 10—12 cm im Durchmesser haltenden Kranz abzuscheren, der durch Einschmieren mit Fett, Ocker und Gummi steif gemacht wird. Stirnrosetten aus Federn und Federbüsche vervollständigen gelegentlich den Haarputz. An sonstigen Schmucksachen findet man Perlen, erzene Armringe, Fingerringe, Gallenblasen und Fellstreifen für den Oberarm, Pflöcke und Knöpfe für das erweiterte Ohrläppchen; für Krieg und Festlichkeiten bemalt man sich mit Fett und

roter Erde. Als Waffen, vgl. fg. d., dienen Speer, Schild und Keule. Der Speer war ursprünglich nur eine Wurflanze von 2 m Länge mit 10 cm langer, schmaler, eiserner Klinge; seit Tschaka's Zeit aber gebraucht man den Stossspeer, „Assegai", mit 1 m langem Schaft, 15 cm langer, 3 cm breiter, zweischneidiger Stahlklinge. Die Kriegsschilde, aus Ochsenhaut, oval, etwas über 1 m hoch, sind von aussen verschiedenfarbig: schwarz, weiss, rot u. a. bemalt.

Die Hauptbeschäftigung der Zulu bildet die Viehzucht, namentlich auf Rinder. Diese spielen im Leben der Zulu eine ganz hervorragende Rolle. Sie dienen nicht nur zum Reiten und Jagen, sondern auch ihre Milch als tägliches Nahrungsmittel, ihr Fleisch zur Feier von Festen und Opfern, ihr Fett zum Essen und Einsalben, ihre Häute zu Mänteln, Decken, Schildern und Riemen. Die Rinder sind Kapital und Tauschmittel; wer keine besitzt, wird nicht geachtet. In die Viehhürde tritt nur der Mann; er weidet, tränkt und melkt die Tiere, die er aufs genaueste kennt. Neben der Viehzucht wird etwas Feldbau betrieben, und zwar unter einer gewissen Arbeitsteilung. Der Acker, in der Regel nahe bei der Wohnung gelegen und mit Zaun oder Hecke, Stein- oder Rasenwall eingefriedigt, wird von den Männern roh geklärt, von den Frauen aber näher bearbeitet und mit Kafferkorn, Mais, einheimischem Zuckerrohr, Tabak, Dacha u. a. bepflanzt. Zur Verscheuchung körnerfressender Vögel sind primitive Wachttürme angelegt. Die Aussaat, deren Zeitpunkt früher vom Häuptling bestimmt wurde, erfolgt im September, im Januar die Ernte, welche durch ein fröhliches Fest abgeschlossen wird. Früchtevorräte werden innerhalb der Viehhürden in Höhlen aufbewahrt. Zur Nahrung verwendet man ausser meist gesäuerter Milch Mais und Hirse, die von den Frauen mittels Steinen gequetscht, fg. g., und in geschlossenen Töpfen gekocht werden. Ausser dieser Speise, die man mit bald kunstvoll, bald bizarr geschnitzten Löffeln zu sich nimmt, geniesst man gern und in starken Portionen gekochtes oder gebratenes Fleisch. Schnupfen und Rauchen sind sehr beliebt.

Die Ansiedelungen der Zulu bestehen in erster Linie aus einer, ähnlich wie die Felder, eingefriedigten Viehhürde, um welche sich die bienenkorbartigen Hütten, fg. k., aus Pfählen, Rohr und Gras gefertigt, etwa mannshoch und 4—5 m im Durchmesser haltend, reihen, und zwar je eine für den Mann, seine Mutter, jede Frau und die sonstigen Angehörigen. Mehrere solcher Familienniederlassungen, neben einander angelegt, bilden ein Dorf von durchschnittlich 500 bis 1000 Seelen, das ebenfalls eingehegt ist und, wie jede Viehhürde, nur einen Eingang besitzt. Die Häuptlingskrale zeichnen sich durch besondere Grösse aus.

In der Handfertigkeit sind die Zulu weder so fleissig noch so geschickt wie die Bechuanen; immerhin aber leisten sie, insonderheit die nördlichen Stämme, Ansehnliches in Erzgiesserei (Ringe, Barren, Knöpfe, Perlen) und Schmiederei (Hacken, Speerklingen).

Das gesellschaftliche Leben hatte seiner Zeit durch die stramme militärische Organisation unter Tschaka und Ketschwayo viel von der freien Bewegung eingebüsst. Charakteristisch ist, dass der Frauenkauf, an dem das weibliche Geschlecht selbst mit grosser Zähigkeit festhält, nirgends so konsequent durchgeführt erscheint als bei den Zulu. Ein gewöhnliches Mädchen gilt 4 bis 6 Rinder, eine Häuptlingstochter 25 bis 100. Die Hochzeitsfeier besteht in feierlicher Überführung der Braut unter Geleite der Verwandten nach der Hütte des Eheherrn. Da dieser sich beliebig viel Frauen kaufen kann, die seine Arbeitskraft, wie die Herden sein Kapital, ausmachen, so hat jedes Weib seine bestimmten Rechte, Besitzanteile und Verpflichtungen. Was die Kinder anbetrifft, so werden missbildete oder kränkliche mit Gewalt beseitigt, die überlebenden aber einer strengen Zucht unterworfen; sind sie noch klein, so werden sie von den Müttern, wie fg. g zeigt, bei der Arbeit auf dem Rücken getragen. In bestimmtem Alter erfolgt die Beschneidung zugleich unter Namenswechsel, Bemalung mit weisser Farbe und Untertauchen in einem Flusse. Ist eine Person gestorben, so nehmen alle Mitglieder der betreffenden Familie Arznei ein und waschen sich, um die Ansteckung abzuwenden. Der Tote selbst wurde früher auf das Feld geworfen und den wilden Tieren überlassen, dann stimmten die Einwohner des ganzen Dorfes ein Klagegeheul an.

Die politische Organisation, jetzt bei den meisten Stämmen zu Grunde gegangen, bei den Matabele aber noch vorhanden, ist eine Art beschränkter Despotismus, wobei der König im Einverständnis mit den zwei ersten Ministern und dem Obergeneral alle wichtigen Angelegenheiten entscheidet und die übrigen Beamten ernennt. Dem König aber steht das Eigentumsrecht zu über alles Land und alle Habe des Volkes, das trotz dieser Einrichtung und der ausserordentlich strengen und grausamen Regierung diesem in vielen Fällen grosse Anhänglichkeit bezeigte. Die bedeutendste Leistung der Zulukönige von Dingan bis Ketschwayo war ihr vollkommen discipliniertes Heer, dessen Angriffe, meist in Überfällen bestehend, selbst guten europäischen Truppen zu schaffen machte. Neben dem Heerwesen hat auch das Rechtswesen einige Züge, die eine höhere Entwickelung verraten, wie Instanzen, Regelung der Strafen u. a. aufzuweisen.

Im gewöhnlichen Leben sind die Zulu heiter, harmlos und grosse Freunde von Musik, Tanz und geselliger Unterhaltung; auch verfügen sie über eine reiche, wenn auch ungezügelte, Phantasie, die in Gesängen, Hymnen und poetischen Erzählungen zum Ausdruck kommt. Hohes Ansehen geniessen die Zauberer, weil man glaubt, dass sie mit den Geistern der Abgeschiedenen im Verkehr stehen.

Die Bechuanen sind den Kaffern ähnlich, aber im ganzen mehr nach der Richtung des Weicheren und Milderen abgestimmt. Wie ihr Gesichtsausdruck Sanftmut, Gefügigkeit bis Schlaffheit verrät, so ist Haltung und Gestalt des Körpers weniger massiv und bestimmt, die Grösse geringer, die Schultern weniger breit, die Muskulatur weniger entwickelt, die Leistungsfähigkeit geringer und die Hautfarbe etwas dunkler als bei den Zulu. Sehr wechselnd, von der plumpsten negerhaften bis zur verfeinerten nubischen, zeigt sich die Gesichtsbildung. Die Hauptstärke der Bechuanen beruht eben in friedlicher Beschäftigung; zugleich zeigen sie sich zu Lohnarbeit geneigt wie der Mission zugänglich.

Die Tracht der Bechuanen, vgl. fg. h, weit vollständiger als die der Zulu, besteht aus breitem Lederschurz, mehreren übereinander gelegten, teilweise mit Perlen und Franzen verzierten Vorder- und Hinterschürzen, sowie aus mannigfach verzierten Schulterdecken (Kaross) von Fell oder Pelzwerk. Haare und Körper werden mit metallglänzender Salbe eingeschmiert, bei älteren Personen aber gewisse Teile des Gesichts mit Ocker bemalt. Als Schmuck verwendet man Ringe aus Metall, Elfenbein, Leder oder Haar, deren Anzahl einen Massstab der Wohlhabenheit abgiebt, ferner Schnüre von Glas- und Metallperlen, Amulette und selbst kleine Werkzeuge. Die Waffen, als Wurfspiesse mit Widerhaken, Streitäxte, zweischneidige Dolchmesser und zierlich geschnitzte Keulen, sind gut und von sorgfältiger Arbeit. Den Haupterwerbszweig bildet die Viehzucht, zu der je nach den örtlichen Verhältnissen bald Ackerbau, aber ohne besondere Sorgfalt, bald Jagd hinzutritt. Einige Stämme besitzen ansehnliche Herden von Rindern, Schafen und Ziegen, ausserdem Hunde und Hühner, andere wie die Bakalahari sind arm und buschmannähnlich. Zur Nahrung und zum Genuss dienen etwa dieselben Stoffe wie bei den Zulu.

Die Hütten der Bechuanen, fg. h, von den Frauen errichtet, sind kreisförmig, mit spitzzulaufendem Dach und zwei konzentrischen Wänden versehen, von denen die äussere aus Dorngestrüpp gemacht wird. Die Dörfer, aus einer Anzahl besonders eingehegter Familienkrale bestehend, und häufig an geschützten Stellen, nicht selten inmitten von Mimosenhainen angelegt, sind mitunter von stattlicher Grösse; so hatte Schoschong nach Chapman 12—15 000 Einw., Kuruman 5000. Die Hausgeräte verraten grosse Kunstfertigkeit; so macht man originell und zierlich geschnitzte Löffel (mit Tierfiguren), Becher, Mörser, Schüsseln, dreibeinige Bierkrüge, ausserdem irdene Gefässe, besonders mächtige Vorratstöpfe, geflochtene Matten und Körbe.

Die Bakuena, deren Hauptstadt unser Bild fg. l zeigt, zählen etwa 35 000 Köpfe und leben an den Grenzen des Transvaalstaates etwa unter 24° s. Br. am Limpopo und dessen Zuflüssen. Der gegenwärtige Hauptort der Bakuena ist des Fürsten Setscheli Residenz, das Molopolole oder Lepelole der Karten.

121. Die Buschmänner und Hottentotten.

Die Buschmänner und Hottentotten, welche nach Th. Hahn vor der Kaffereinwanderung das ganze Südafrika bis zum Kunene und Sambesi, möglicherweise auch noch weiter nördlich innehatten, jetzt aber auf den Südwesten beschränkt sind, bilden vermöge ihrer körperlichen Ähnlichkeiten eine einheitliche Rasse. Die sprachliche Verwandtschaft ist vorhanden, aber weniger scharf ausgeprägt.

Die Buschmänner, San wie sie bei sich selbst, Abatoa, wie sie bei den Bantu heissen, fg. a—e, nur in einigen Zehntausenden vorkommend, verbreiten sich sporadisch zu beiden Seiten des 20. Meridian vom 30° bis 17° s. Br. Im Kaplande sind sie in die Gebirge und Wüsten zurückgedrängt und führen da ein elendes, zersplittertes Dasein; gewöhnlich ziehen sie in kleinen Trupps einher, zu grösserer Zahl finden sie sich nur selten zusammen, hauptsächlich im sog. Buschmannland. Auf sog. Lokationen sind sie, mit Ausnahme einer

am Fusse des Stromberges, nicht unterzubringen gewesen. Ferner findet man sie unter Nama-Hottentotten zu beiden Seiten des Auh, aber auch hier in den wüstesten und gebirgigsten Strecken umherschweifend. Dagegen bewohnen sie, abgesehen von einigen versprengten Bantugruppen, die Kalahari allein. Sodann kommen sie unter den Ovambo und deren Nachbarn als Soldaten, endlich in den Umgebungen des Ngamisees, teilweise bei Bantustämmen als Sklaven, vor. Einzelne Buschmanntrupps führen besondere Namen, so die Masarwa am Wendekreis, die Bumantsu, Kohah und Damup in der Nähe des Ngami, die Denassana am 20° s. Br.

Bezüglich der Körperbeschaffenheit, fg. a—c, sind die San klein (142 cm), schlank, sehr mager, von lederartig trockener, im Alter faltiger Haut, rötlicher Hautfarbe und geringer Behaarung. Das Gesicht zeigt breite Stirn, geringes Hervortreten der Jochbogen und starke seitliche Ausbreitung der Unterkiefer; die Augen, meist wagrecht, mitunter auch schief gestellt, haben einen scheuen, wilden, unruhig funkelnden Blick; die Nase ist an der Wurzel eingedrückt, am Rücken gebogen und an der Spitze aufgestülpt; der breite Mund besitzt mässig aufgeworfene Lippen, mittelgrosse und gerade gestellte Zähne. Die ganze Kieferpartie ist nach vorn geschoben, das Kinn selbst abgerundet. Die grossen, abstehenden Ohren enden in einem ganz kleinen Läppchen. Der Schädel endlich ist lang und niedrig. Trotz äusserster körperlicher Dürftigkeit sind die Leute in ihrer Weise ausdauernd, ausgezeichnete Läufer, mit scharfem Auge und vortrefflichem Spürsinn ausgerüstet, daher die geschicktesten Jäger, die es giebt. Der geistige und sittliche Charakter ist schwer zu beurteilen. Hervortretende Eigenschaften sind Mut, unbändige Freiheitsliebe, Hinterlist und Mordgier unter Ausschluss aller milderen Gefühle. Daher hat die Mission unter den San den entschiedensten Misserfolg zu verzeichnen; auch scheiterten alle Versuche, sie an ein sesshaftes Leben zu gewöhnen, und nur Casalis erwähnt ein Beispiel, dass sich einige Buschmänner zu Ackerbau und Viehzucht bequemten.

Die Kleidung, fg. c. u. e, besteht häufig nur aus einem zwischen den Beinen durchgezogenen und um die Hüften mit einer Schnur befestigten Fellstück, ausserdem aus einem aus Fellen zusammengenähten Mantel, „Kaross“, der, bei Tage um die Schultern getragen, nachts als Decke dient. Die Frau hat ein etwas grösseres Fellstück, das mit ledernen Franzen besetzt ist; im Kaross trägt sie die Kinder. Den Körper selbst deckt eine dicke Schmutzkruste, denn die Leute meiden das Waschen und legen sich nachts am liebsten in Sand oder Asche. An den Füssen meist unbekleidet, schreiten sie durch das ärgste Dorngestrüpp und durch heissen Sand. Aber auch diese ärmsten Wesen schmücken sich z. B. mit Messing- oder Eisenringen (eingetauscht!), Federn, Hasenschwänzen, Klauen, Muscheln. In Schalen von Landschildkröten bewahren sie Tabak, Salben, Amulette u. a. auf. Hütten haben die San in den seltensten Fällen (dann in Bienenkorbform), in der Regel suchen sie Unterkunft in Felsenritzen und Höhlen, fg. e, unter überhängenden Steinen, in den verlassenen Gruben des Ameisenbärs u. a.; gelegentlich machen sie Windschirme aus Ästen und Zweigen oder Ringwälle aus locker aufeinander gelegten Steinen.

Waffen und Geräte hängen wie die Ernährungsweise mit ihrer einzigen Erwerbsart, der Jagd, zusammen. Von selbstgemachten Waffen, vgl. fg. e, findet man 150 cm hohe Bogen mit Tiersehne, meist vergiftete, bis 1 m lange Pfeile mit Rohr-, Knochen-, oder Eisenspitze und in einem mitunter lederüberzogenen Köcher getragen; endlich die 50 cm lange, mit faustdickem Knopf versehene Wurfkeule, „Kirri“, aus hartem Akazienholz. Die wichtigsten Ausrüstungsgegenstände sind ein nahtloser Quersack aus Antilopenhaut, ein Netz aus Mimosenfasern, besonders für die als Wasserbehälter dienenden Strausseneier, und ein in der Mitte mit einem Stein beschwerter Grabstock. Mit der unübertrefflichsten Fähigkeit ausgerüstet, sich an die Tiere anzuschleichen und dieselben durch Verstellung und Nachahmung zu täuschen, fg. d, jagen sie, auch mit Fallen und Schlingen, alles, was ihnen zur Nahrung dienen kann. Am beliebtesten ist dafür Wildbret, das an einem durch Quirlen von Hölzern erzeugten Feuer geröstet wird; ausserdem aber geniesst der Buschmann alles mögliche wie Insekten, Ameiseneier, Eidechsen, Frösche, Würmer, Wurzeln u. a. m. Auch verschmäht er es nicht, bei günstiger Gelegenheit, den Hottentotten oder Europäern Vieh zu stehlen, was zur Folge hatte, dass die Leute für vogelfrei erklärt und, wenn sie sich blicken liessen, weggeschossen wurden.

Vom Familienleben ist wenig zu sagen. Der junge Mann erwirbt sich durch Geschenke eine Frau, die von nun an seine Dienerin ist und alle Arbeiten des täglichen Lebens verrichtet. Die Eltern, besonders aber die Mütter zeigen grosse Liebe, selbt Aufopferung für die Kinder, deren Zahl wegen des mühseligen Wanderlebens gering ist. Die Bande des Stammes sind noch lockerer als die der Familie; es giebt oft kein anderes äusseres Zeichen als den besonderen Namen und Dialekt. Mitunter, doch mehr zufällig, thuen sich einige Familien zusammen und erwählen den angesehensten unter sich zum „Kaptein“. Religiöse Vorstellungen, zumal von einem höchsten Wesen, sind vorhanden; auch tragen alle San Amulette. An den Glauben des Fortlebens nach dem Tode gemahnt der Gebrauch, die Toten zu bestatten. Auch fehlt es nicht an mythischen Vorstellungen, Sagen, Märchen und Tierfabeln (namentlich von der Heuschrecke). Sodann kennen die San einige Gestirne und belegen sie mit eigenen Namen. Mit Stift und Farben (weiss, schwarz, rot und ocker) verstehen sie Figuren von Menschen und Tieren zu zeichnen und in Felsen einzuritzen, vgl. fg e. Auch Tanz ist beliebt. Endlich besitzen die Buschmänner Neigung und Fähigkeit für Musik; fremde Melodien fassen sie schnell und richtig auf; für ihre eigenen Leistungen benutzen sie die Kürbisgeige, die Gora und eine Art Trommel. Alles in allem genommen aber muss man sagen, dass die San auf der untersten Sprosse der menschlichen Entwicklungsleiter stehen.

Mit den Hottentotten sind infolge der europäischen Einwanderung grössere Veränderungen vor sich gegangen als mit den Buschmännern. Im Anfange des 17. Jahrhundertes hatte dieses einfache Hirtenvolk, unter verschiedenen Namen, den Süden und Westen des heutigen Kaplandes sowie die Gebiete nördlich vom Oranje inne. Bei Ankunft der Europäer ohne Umstände zurückgedrängt, wussten sie mangels eines festen gegenseitigen Zusammenhaltes keinen nennenswerten Widerstand zu leisten. Daher giebt es gegenwärtig südlich vom Kei (Oranje) keinen geschlossenen Stamm mehr; selbst die Stammesnamen haben sich verwischt, mit Ausnahme des Begriffes „Griqua“, welcher ein Mischvolk von buntester Zusammensetzung, an der Kurve des Vaal und Oranje, bezeichnet. Bei den im Kapland jetzt noch zerstreut vorkommenden Hottentoten, etwa 20000, ist infolge vielfältiger Mischung der ursprüngliche Rassentypus fast vollständig verwischt. In Sprache, Sitte und Lebensweise aber europäisiert (halbcivilisiert), zerfallen die Kaphottentotten etwa in fünf Gruppen. Diese sind (1) die Nachkommen derjenigen Hottentotten, welche im Jahre 1829, 6000 Köpfe stark, am Kat River und seinen Zuflüssen (Hauptort Philipton) angesiedelt wurden; (2) die Inhaber von fünf „Lokationen“ im Bezirke Beaufort; (3) die Bewohner von sieben Lokationen im Südwesten, (4) diejenigen Hottentotten, welche unter der 6000 Mann starken Truppe der Kapschützen dienen und (5) diejenigen, welche als Diensthoten, Taglöhner u. s. w. an verschiedenen Orten thätig sind. Die Griqua und Nama aber, welche noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts am unteren Oranje wohnten, wanderten später aus. Ein Teil der Griquabastarde liess sich nämlich am Zak- und Olifantflusse nieder; eine grössere Menge echter und vermischter Griqua dagegen gründete nördlich des Oranje den später englisch gewordenen Griquastaat; einzelne Gruppen endlich zerstreuten sich bis an den Ngamisee und die Witteberge; alle aber nahmen die kapholländische Sprache, sowie viele Sitten und Gebräuche der Kolonisten an. Die ebenfalls gemischten Nama oder Orlam dagegen gingen Ende des vorigen Jahrhunderts über den Oranje und nahmen unter häufigen Kämpfen mit den dort ansässigen Damara-Herero und Hottentottenstämmen ihre gegenwärtigen, etwa bis 22° s. Br. reichenden, Wohnsitze ein, wobei sie, in mehrere Horden zersplitternd, mit Ausnahme der in Kleinnamaqualand nach und nach europäisirten, von der im Kaplande angenommenen, etwas höheren Stufe auf das reine Nomadentum zurücksanken. Auch bei den ursprünglich nördlichen Hottentotten, an deren Spitze einst das „rote Volk“ der „Kauhih-Koin“ stand, ist der Stammesverband fast verschwunden; doch scheinen einige Gruppen, wie die Aunin, noch zusammenzuhalten. Was endlich die sog. Korana am oberen und mittleren Oranje anbetrifft, so bilden sie, etwa 20000 Köpfe stark, Kapteinschaften; zwar weniger vermischt als die Griqua, haben sie doch manches Fremde angenommen; ihre Sprache z. B. ist von holländischen, buschmännischen und Sitschuanaworten stark durchsetzt; in körperlicher Beziehung aber sollen sie den Buschmännern recht nahe stehen.

Die Hottentotten, fg. g—h, insbesondere die am wenigsten vermischten Nama, sind etwas unter Mittelgrösse (145—160 cm), von fahlgelber, bisweilen rötlichgrauer Farbe, von magerem, muskelarmem Körper, feinen Gelenken, kleinen Händen und Füssen, aber unschönen Proportionen. Das Gesicht ist rautenförmig, d. h. von den Backenknochen einerseits nach der Stirn, anderseits nach der Stirn winkelartig verlaufend, die Stirne schmal, die Nase kurz, an der Wurzel flach und an der Spitze aufgestülpt, der Mund breit, die Lippen aufgeworfen, die Augen weit auseinandergerückt und meist gerade gestellt, der Schädel lang, niedrig und stark prognath. Die Kopfhaare, wollig, dicht verfilzt, häufig zu Knoten oder Zöpf-

chen vereinigt, ergrauen im Alter, fallen aber nicht aus. Die körperliche Leistungsfähigkeit ist gering wie die Widerstandsfähigkeit gegen tropisches Klima. Über den Charakter lauten die Angaben recht verschieden, stimmen aber hinsichtlich Stumpfheit und Schlaffheit überein; die geistige Begabung dagegen scheint wenig hinter einem durchschnittlichen Mittelmass zurückzubleiben.

Die Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern aus Schamgürtel und Kaross von Schaf-, Wildkatzen- oder Schakalfell, teilweise verziert; Sandalen, geflochten oder ledern, werden bei grösseren Reisen angelegt. Lederne Taschen dienen zur Aufbewahrung von Messer, Pfeife, Tabak, Geld u. dgl.; Schildkrötenschalen, Knöchelchen, selten elfenbeinerne oder kupferne Ringe als Schmuck. Man beschmiert den Körper mit Fett oder einer besonderen Salbe und bemalt Augen, Nase und Wangen mit Rötel in der Weise, dass eine maskenartige Umhüllung des Gesichtes entsteht. Die Hütten, von den Frauen errichtet, fg. k, sind zeltartig: biegsame Stäbe werden backofenartig zusammengebunden, mit Matten und Fellen belegt und mit Steinen beschwert. Das Innere enthält einige Löcher am Boden, eins für das Feuer und eine entsprechende Zahl für das Schlafen der Bewohner. Die Hütten, kreisförmig, wie bei den Kaffern aneinander gereiht, umschliessen einen für den nächtlichen Aufenthalt der Herden bestimmten Binnenraum; solche Dörfer oder „Krale“ zählen mitunter 100 und mehr Hütten. Die Waffen sind in der Hauptsache dieselben wie bei den Buschmännern, nur etwas mannigfaltiger und in der Arbeit sorgfältiger. Geräte giebt es, ausser den zur Viehzucht nötigen, nur wenige; man findet z. B. bauchige Töpfe, Schüsseln, Löffel, eiserne Messer u. a. m.

Bezüglich der Erwerbsform bilden die Hottentotten eine Art Übergangsstufe zwischen Jagd, fg. i, und Viehzucht (Rinder und Schafe), doch so, dass die letztere überwiegt. Von den Ochsen werden die stärksten zum Reiten und Lasttragen (Stock durch die Nasenscheidewand) abgerichtet. Die Nama treiben auch etwas Ackerbau. Zur Nahrung verwendet man sowohl Fleisch als wildwachsende Pflanzen (Wurzeln, Knollen u. a.) in teils angekochtem, teils geröstetem Zustande; Wildfleisch wird auch in Fladen geschnitten, getrocknet und als Vorrat aufbewahrt. Die Männer essen gesondert von ihren Familien. Sehr beliebt als Reizmittel ist Branntwein, ferner Dachakraut, Cannawurzel und Tabak. Durch Handfertigkeit bereiten die Nama Pelz- und Lederarbeiten, Matten und Ringe aus Binsen, sowie Töpfe; Gold und Silber kannten sie vor Ankunft der Europäer nicht, dagegen verstanden sie schon damals Eisen und Kupfer zu bearbeiten.

Unter den sonstigen Fähigkeiten der Hottentotten verdient vor allem ihre musikalische Begabung erwähnt zu werden; sie zeigen sich daher recht gelehrig in der Erlernung von Kirchengesängen; unter sich benutzen sie das Gomgom oder Gora und einfache Trommeln.

122. Die Bewohner der afrikanischen Inseln.

Die Zweiteilung der afrikanischen Inseln in eine westliche und eine östliche Reihe zeigt sich auch in der Bevölkerung auf das entschiedenste ausgedrückt. Gemeinsam ist beiden Abteilungen ein gewisser Betrag eingeborener Negerelemente; im übrigen aber hat man es mit Eingewanderten zu thun. Während diese nun auf den westlichen Inseln vorzugsweise europäischen Ursprungs sind, finden wir auf den östlichen hauptsächlich Asiaten, nämlich Araber, Malayen und Hindu, doch so dass in jedem einzelnen Gebiete sich die Verhältnisse individuell gestalten.

Sokotra soll etwa 10000 Einwohner haben, die vorzugsweise an der Küste wohnen und aus einem Gemisch von Arabern, Negern, Indern und anderen Fremden bestehend, neben etwas Bodenanbau und Viehzucht einen lebhaften Handel (in Aloëharz, Amaragummi, Datteln u. a.) mit Maskat und Sansibar betreiben. Im Innern giebt es noch Reste einer eigenartigen Urbevölkerung.

Die kleine, aber für den Handel wie für die Entdeckung und Erforschung Ostafrika's so wichtige Insel Sansibar, ursprünglich nur von Suahel bewohnt, hat gegenwärtig eine sehr gemischte Bevölkerung von etwa 200000 Köpfen, von denen ungefähr 80000 auf die gleichnamige Stadt, fg. m., entfallen. Ausser den Waswahili (Suahel) beherbergt sie nämlich Araber, Inder, Perser, Neger, Madagassen, Europäer (etwa 80, meist Engländer), Amerikaner und Goaner. Die hervorragendste Rolle spielen die Araber, denn als Herren der Insel besitzen sie nicht nur grosse Güter, ausgedehnte Plantagen und viele Sklaven, sondern haben auch den Handel mit dem Innern Afrika's in den Händen, um den sie, wie die neuesten Vorkommnisse in Ostafrika beweisen, den Kampf mit den Europäern aufs entschiedenste aufgenommen haben. Alljährlich reisen viele Araber mit grossen Karawanen und zahlreichem Gefolge von Sansibar weg und lassen sich in Udschidschi, Unjanjembe und anderen Handelsplätzen nieder, von wo sie ihre Dienstleute aussenden, um Elfenbein und Sklaven zu kaufen oder zu rauben; das Erhandelte wird dann an den Hauptstationen gesammelt und nach einiger Zeit dem Markte von Sansibar zugeführt. Nicht selten aber geschieht es, dass die ausgesandten Agenten nicht zu ihren Herren zurückkehren, sondern sich irgendwo an einer ihrem Unternehmungsgeiste günstigen Stelle zu dauerndem Aufenthalte niederlassen. In anthropologischer Hinsicht zeigen die sansibarischen Araber nur teilweise den reinen Typus, sondern meist, infolge von Mischung, dunklere Farbe, plumpere Gesichtszüge, kräftigere Gestalt, aber weniger vornehmes Auftreten als die echten. Dagegen haben sie durchweg die omanische Tracht, d. h. den Turban oder die gestreifte Seidenkefie, den langen, weitärmligen Kaftan, die bordierte Weste, die langen Unterkleider, die seidene Schärpe und die gestickten Sandalen beibehalten. Das gegenwärtige Herrscherhaus von Sansibar stammt aus Oman; der kürzlich verstorbene Sultan, Saïd Bargasch, war ein begabter, leutseliger und toleranter Mann, der den Wert der abendländischen Gesittung wohl zu würdigen verstand. Neben den Arabern kommen nicht der Zahl, aber dem Wohlstande nach die Inder in Betracht. Dieselben sind entweder Banquiers und Geldverleiher oder Ankäufer afrikanischer Roherzeugnisse. In letzterer Eigenschaft finden sie sich auch an den Küstenplätzen des Festlandes, wo sie aber nicht nur Handel (mit Bienenwachs, Kautschuk, Kopal u. a.) treiben, sondern auch Trägerkarawanen organisieren. Da die Inder Sansibar's britische Unterthanen sind, halten sie keine Sklaven. Weitaus der grösste Teil der Inselbevölkerung besteht aber aus Negern, die, meist Sklaven, in nur geringem Betrage aber frei sind. Besonderer Erwähnung verdienen unter ihnen die sog. Wang'uana oder Sidis, weil sie einen unentbehrlichen Bestandteil einer jeden ins Innere reisenden Karawane bilden. Nur zum geringsten Teil in Sansibar geboren, sondern meist als Sklaven dahin gekommen, haben sie sämtlich das moham. Bekenntniss, wenn auch nur äusserlich, angenommen; für die Erlaubniss, bei europ. Reisenden in Dienst zu treten, geben sie ihren Herren einen Teil ihres Lohnes ab. Die Stadt Sansibar, fg. m., das Emporium des ostafrikanischen Handels, macht mit ihren steinernen Häusern, vom Meere aus gesehen, einen stattlichen Eindruck. Der Hafen wimmelt von grösseren und kleinen Fahrzeugen, und der Wert der hier bewegten Waaren belief sich im J. 1883 auf etwa 42 Mill. M.

Die Seychellen, ein mit Mauritius verbundenes britisches Besitztum, zählen etwa 14000 Bewohner, meist französische Kreolen.

Die Gruppe der Komoren besteht aus vier Inseln, Gross-Comoro, Johanna, Mobilla und Mayotta mit zusammen etwa 65000 Einwohnern mohammedanischen Bekenntnisses, welche zu ungleichen Teilen aus Arabermischlingen, Negern, Antalot und Madagassen sich zusammensetzen. Die Arabermischlinge, „Moharri“ genannt, fg. l, entsprechen im Typus etwa den besseren Klassen der Suahel und reden unter sich das Kisuaheli. Auch die Antalot scheinen Mischlinge zu sein, doch so, dass in ihnen das afrikanische Element stärker als bei den Moharri zum Durchbruche kommt. Die Herrschaft liegt in den Händen von Sultanen direkt arabischer Abkunft.

Über die Bevölkerungszahl Madagaskar's schwanken die Schätzungen zwischen 2,5 und 5 Mill. Noch unsicherer aber steht es mit der Ethnologie. Der bekannteste Volksstamm, die sog. „Hova“ sind malayischer Abkunft. A. Grandidier hält aber nur die in Centralmadagaskar und an einigen Küstenplätzen ansässigen Hova für echte, aus Java eingewanderte Malayen. Die übrigen Bestandteile sind nach Keller die Betsimisaraka, die Sakalaven und die Antankaren.

Die Hova, vgl. fg. g. h. u. k., machen im ganzen einen guten und sympathischen Eindruck. Viele Männer erinnern in ihrem Gesichtsausdruck an Europäer, die Frauen dagegen zeigen durchgehends den Malayentypus, vgl. Bildertafeln III, Abt. 2, Nr. 106—107. Beide Geschlechter neigen bei zunehmendem Alter zu Fettleibigkeit. Beide kleiden sich, wenn den besseren Ständen angehörig, nach europäischer Mode und zwar mit feinem Farbenverständniss, das Heer ist teilweise nach europ. Muster uniformiert. Ärmere tragen das ursprüngliche Kostüm, nämlich Lendentuch, Jacke aus grobem Palmzeug und Überwurf („Lamba“), breitkrämpigen Reisstrohhut oder Strohmütze. Die Wohnstätten sind von rechteckigem Grundriss, festen Thonwänden und schräg zulaufendem Giebeldach. Das Hauptnahrungsmittel bietet der Reis, dessen Anbau mit grossem Verständniss betrieben wird; ausserdem erzeugt man noch eine Menge Früchte, deren Aufzählung aber hier zu weit führen würde. Im Essen und Trinken mässig, ist der Hova ein leidenschaftlicher Tabakkauer. In geistiger Beziehung hat er sich alle Vorzüge und Mängel des höher

entwickelten Teils seiner Rasse zu bewahren gewusst: er ist intelligent, von scharfem Verstande, richtigem Urteil, aber etwas zu Misstrauen neigend, im Umgange geschmeidig, von diplomatischer Feinheit und liebenswürdiger Gastlichkeit, in der Arbeit anstellig und ausdauernd; von starkem Erwerbssinn geleitet, zieht er die Handelsthätigkeit den anderen Beschäftigungen vor. Hervorragend ist seine Begabung für Rede und Musik. Auch die gewerblichen Leistungen sind beachtenswert. Das Staatswesen, an dessen Spitze eine Frau steht, zeigte eine gute Ordnung. In religiöser Beziehung haben sich die Hova fast sämtlich dem Christentum angeschlossen.

Die Betsimisaraka, welche die Ostküste bis zum Urwaldgürtel zwischen dem 15. und 20.° s. Br. innehaben, haben im Äussern mit den Hova nur die hellbraune (lichtes Sepiabraun) Hautfarbe gemeinsam, unterscheiden sich von diesen aber durch krauses Haar, stark entwickelte Backenknochen und Lippen, breite, an der Wurzel häufig eingedrückte Nase, schwarzes Auge mit kräftigen Brauen, starke Konstitution, gewaltigen Brustkasten und spitzes Kinn. Die Betsimisaraka der Küste sind durch Branntweingenuss wie überhaupt durch den Verkehr mit Fremden sehr entartet, körperlich wie geistig heruntergekommen.

Unter der Bezeichnung Sakalaven versteht man die Bewohner der Ostküste, die als verschlagene, diebische, rohe, trunksüchtige Leute und verwegene Seeräuber gelten; die Mörder des deutschen Naturforschers Rutenberg waren Sakalaven. Nach Keller sind aber die nördlichen Abteilungen weniger schlecht als die südlichen, in körperlicher Hinsicht jedenfalls kräftig und von ungewöhnlicher Schönheit. Die Männer, fg. i., sind selten unter Mittelgrösse, muskulös, sehr schlank, vollkommen bartlos, sehr intelligent, nicht selten von feinem Gesichtsausdruck. Die Sakalaven, deren Kleidung teilweise arabischen Einfluss verrät, treiben Reissbau und Viehzucht, an der Küste Fischfang. Die Antankaren endlich, ein einst kriegerisches und wohlhabendes, jetz verarmtes Volk bewohnen den äussersten Norden Madagaskars.

Réunion, eine der ältesten auswärtigen Besitzungen Frankreichs, hat eine bunt gemischte Bevölkerung von etwa 180000 Seelen, darunter beinahe ein Drittel eingewanderte indische Arbeiter. Die übrigen zwei Drittel setzen sich, abgesehen von einer geringen Zahl Chinesen, Malayen, Arabern, Madagassen und Europäern aus ehemaligen Negersklaven und französischen Kreolen zusammen. Letztere sind wohlentwickelte, lebhafte, aber etwas verweichlichte Leute, die einen für Afrika immerhin beachtenswerten Grad von geistigem Interesse mit reger wirtschaftlicher Thätigkeit verbinden.

Mauritius, erst holländisch, dann französisch und gegenwärtig englisch, hat eine Bevölkerung von etwa 380000 Köpfen, von denen aber zwei Drittel (1883: 248000) indische Lohnarbeiter, sog. „Kuli“, sind. Die Einfuhr solcher Leute erwies sich zur Aufrechterhaltung der Pflanzungen nötig, nachdem i. J. 1834 die Sklaverei aufgehoben war und der damals vorhandene Stamm von Negern (1831: 90000) sich stetig verminderte. Die meisten Kuli gehen nach Ablauf ihres in der Regel fünfjährigen Vertrags nach ihrer Heimat zurück, manche bleiben aber auch auf der Insel. Nach den Kuli kommen an Zahl die jetzt freien Nachkommen der ehemaligen Negersklaven, die, ein schlechtes Französisch redend und der katholischen Kirche anhängend, meist Kleinhandel, gewisse Handwerke und Lohndienste verrichten. Den beiden genannten Bestandteilen gegenüber sind die anwesenden Kreolfranzosen, Engländer und Chinesen durchaus in der Minderheit.

Die westafrikanischen Inseln befinden sämtlich sich in europäischem Besitze; die Azoren, Madeira und Kanarien stehen sogar in unmittelbarer Verbindung mit dem betreffenden Mutterlande. Der Einfachheit halber wollen wir sie nach Massgabe ihrer politischen Zugehörigkeit betrachten.

Den Portugiesen gehören die Azoren, die Madeiragruppe, die Kapverden und zwei der Guineagruppe.

Die Azoren haben eine ziemlich gemischte Bevölkerung von etwa 240000 Köpfen, unter denen die eingewanderten Portugiesen entschieden überwiegen. Die Landleute, deren Tracht fg. b zeigt, sind von derber, knochiger Gestalt und grosser Ausdauer, auch die Frauen, die, nach H. Simroth, bei den Feldarbeiten den härtesten Anteil übernehmen; ohne Zügel sitzen sie zu Pferde und reiten mit kaltem Blute auf den unwegsamen Steilpfaden.

Die Bevölkerung Madeira's, zur Zeit etwa 135000 Köpfe stark, besteht vorzugsweise aus eingewanderten Portugiesen und deren Nachkommen, fg. a, die sich nicht wesentlich von ihren Landsleuten in Europa unterscheiden. Neben den Portugiesen, deren Sprache die herrschende ist, giebt es noch Mulatten, Neger und einige hundert nichtportugiesische Europäer. Funchal, fg. f, hat als Anlegeplatz der westafrikanischen Schiffahrt einen lebhaften Verkehr; der Handel selbst, der i. J. 1881 einen Wert von 8 Mill. Mark ausmachte, liegt vorzugsweise in den Händen der Engländer. Eine Eigentümlichkeit der Stadt Funchal sind die mit Ochsen bespannten Holzschlitten, mit denen der Verkehr auf dem glatten, aber holprigen Strassenpflaster bewirkt wird, vgl. fg. d.

Die Kapverden, welche bei der Entdeckung unbewohnt gefunden wurden, haben jetzt etwa 100000 Einwohner, die sich aus einer geringen Zahl Portugiesen und der grossen Mehrheit von Negern zusammensetzt. Letztere, aus den Vertretern verschiedener festländischer Stämme bestehend, sind teilweise stark gemischt und haben vielfach, zumal auf der Hauptinsel, S. Vincent, europäische Kleidung, fg. c, und Lebensweise angenommen. Auf den andern Inseln dagegen kann man die einzelnen Typen der festländischen Neger: Papel, Mandingo u. a. noch erkennen. Wie auf den Kapverden, bestebt auch auf den beiden portugiesischen Guineainseln Principe und S. Thomé die Bevölkerung vorzugsweise aus Negern.

Die Spanier besitzen die Kanarien und die zwei Guineainseln Fernando Poo und Annobom. Die Bevölkerung der beiden letzteren ist überwiegend von afrikanischer Abstammung, ansässige Weisse giebt es nur wenig. Was die Neger auf Fernando Poo, die Bube, anbetrifft, so steht es fest, dass sie zu den Bantuvölkern gehören und vor unbestimmbarer Zeit vom Festlande her eingewandert sind. Die Bevölkerung der kanarischen Inseln, gegen 280000 Köpfe zählend, bestand vor der europäischen Besitzergreifung aus dem Hirtenvolke der Guanchen, welche fast allgemein als ein Zweig der Berberrasse angesehen werden; nach F. von Löber sollen sie aber versprengte Teile der Vandalen in sich aufgenommen haben. Jedenfalls vermischten sich die Guanchen im Laufe der letzten Jahrhunderte stark mit eingewanderten Spaniern, deren Sprache sie vollständig annahmen. Ihr ursprünglicher Typus hat sich daher nur noch an einigen Stellen, wie an der Südküste von Teneriffa und auf Gomera, ziemlich rein erhalten. Die Landbewohner der Kanarien sind arme, aber fleissige und biedere Leute.

Den Engländern endlich gehören die einsamen, im Südatlantischen Ocean gelegenen kleinen, vulkanischen Inseln St. Helena, Tristan da Cunha und Ascension. Die Bevölkerung derselben ist aus allen möglichen Bestandteilen gemischt und zählt auf den beiden letzteren nur wenige Hunderte. St. Helena hat etwa 5000 Einwohner, die von Landbau und Schiffsverkehr leben. Das Eiland ist berühmt geworden durch den Aufenthalt Napoleons I., der bekanntlich in dem einsamen Meierhofe Longwood gefangen gehalten wurde. Aus demselben hat sich, wie fg. e zeigt, im Laufe der Zeit eine kleine Ansiedelung entwickelt.

123. Die Europäer in Afrika.

Die Europäer erscheinen, wie früher angedeutet, in Afrika vorzugsweise als Fremdlinge und in verhältnismässig geringer Zahl; alles in allem genommen, mögen sie sich etwa auf 3 Mill. beziffern. Nach der Art ihres Aufenthaltes kann man sie in zwei Hauptgruppen teilen, nämlich in solche, welche nur einige Zeit da bleiben wollen, Passanten, und in solche, welche ihren ständigen Wohnsitz im schwarzen Erdteile genommen haben, „Auswanderer“. Letztere kommen zur Zeit, wenn man von den Inseln absieht, vorzugsweise nur für Algerien und Südafrika, in Betracht. Die „Passanten“ dagegen verbreiten sich, in unregelmässiger Weise, über den ganzen Erdteil und können, nach dem Zwecke ihres zeitweiligen Aufenthaltes beurteilt, wieder zu mehreren Unterabteilungen angeordnet werden, von denen wir hier die Entdeckungs- und Forschungsreisenden, die Missionäre, die Kaufleute, die Beamten in Civil und Militär nennen wollen. — Wegen Raummangels können wir uns aber hier nur mit den eingewanderten Südafrikanern und den europäischen Kaufleuten beschäftigen.

Südafrika hat, vermöge seines gesunden Klimas die Akklimatisation der Europäer begünstigt. Leider lässt sich die Zahl der gegenwärtig in Südafrika ansässigen Europäer für die letzten Jahre nicht genau feststellen. Doch lebten i. J. 1875 im Kaplande 236783 Weisse, in Natal 18646, im Oranjefreistaat (1880) 61022 und im Transvaalstaat (1882) 43260.

Zur Zeit dürften in ganz Südafrika etwa 500000 Europäer vorhanden sein, was wenig besagt, wenn man bedenkt, dass die ersten europ. Ansiedler vor mehr als zweihundert Jahren ins Land kamen. Zur Zeit haben die Weissen den äussersten Süden, und zwar nach N. bis zu den Karroobergen, nach O. bis zum Fischflusse fast ausschliesslich inne, die Eingeborenen erscheinen hier nur vereinzelt und in dienender Stellung. Anders weiter im Norden! schon im Oranjefreistaate machen die Weissen nur die kleinere Hälfte der Gesamtbevölkerung aus, im Natal und im Transvaalstaate aber sinken sie zu noch niedrigeren Beträgen, etwa auf ein Zehntel, herab.

Entsprechend dem Verlaufe der politischen Geschichte

Südafrika's sind die Weissen vorwiegend Holländer und Engländer. Nach Robinson stellt sich das Verhältnis zwischen beiden wie 5 : 3, und zwar in den englischen Besitzungen wie 6 : 5, in den Freistaaten dagegen wie 8 : 1. Im ganzen giebt es also etwa 300 000 Holländer und 180 000 Engländer. Innerhalb des Kaplandes haben die letzteren vorwiegend die Küstenstriche und grösseren Städte, vgl. fg. i, die ersteren aber die Binnengebiete inne. Über die Lebensweise der Engländer bedarf es nur der Bemerkung, dass sie in jeder Beziehung die heimatlichen Gebräuche festzuhalten bestrebt sind, mit den Holländern dagegen müssen wir uns etwas näher beschäftigen.

Die Südafrikaner, welche man als Boeren, fg. a. b. c, zu bezeichnen pflegt, sind nur zum Drittel holländischer Abstammung. Zu den ersten Kolonisten aus Holland gesellten sich nämlich seit Aufhebung des Ediktes von Nantes französische Hugenottenflüchtlinge, die, um ihres Glaubens willen verfolgt, in Südafrika eine neue Heimat suchten, sehr bald aber ihre Sprache und Nationalität verloren und vollständig verburten. Endlich kamen auch die, nirgends fehlenden, Deutschen, namentlich aus Preussen, Hessen und Hannover hinzu, welche, zuerst als holländische Mietssoldaten an das Kap gesandt, später im Lande blieben und in Boerenfamilien einheirateten, um schliesslich deren Sprache und Art anzunehmen. Aus diesen drei Nationalitäten hat sich ein eigenartiger Volksstamm herausgebildet, der sich äusserlich durch gewaltige Körpergrösse, riesige Kraft und enormen Kinderreichtum kennzeichnet, während der Charakter kühnen Unternehmungsgeist mit flamändischer Sesshaftigkeit, Gemütlichkeit und Gastlichkeit mit vielfach hervortretendem Mangel an Bildung, sehr energische altväterlich vererbte Frömmigkeit mit Verachtung der Farbigen und der Mission vereinigt. Von äusserst zähem Willen weicht der „Capenaar" oder „Afrikaander" vor keiner Schwierigkeit in der Besitznahme des Landes zurück; kein Berg ist ihm zu steil, kein Abhang zu schroff, er weiss mit grosser Klugheit den Weg hinüber und hindurch, sowie in den Thälern die ausnutzbaren Stücke herauszufinden und sich daselbst, wenn auch zuerst mit grossen Entbehrungen, festzusetzen. Vom eigentlichen Kapland aus haben die Afrikaander nach und nach ihr heutiges Gebiet im Norden erobert, aber nicht aus freien Stücken; denn da die englische Regierung sie mit hohen Abgaben belastete, zugleich aber sich zu schwach zeigte, ihnen gegen die Übergriffe der Kaffern Schutz zu gewähren, so wanderten sie allmählich aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen aus; sie „trekkten". Hab und Gut auf die schwerfälligen, mit zahlreichen Ochsenpaaren hespannten Wagen ladend, zogen sie nach Norden, und mit eiserner, rücksichtsloser Energie, wie früher, gegen die Eingeborenen auftretend, wurden sie auch hier, in den neuen heidnischen Landstrichen, die Bahnbrecher für die Civilisation und öffneten die Wege, auf denen spätere Auswanderer in das Innere von Südafrika eindringen sollten. Aber die Ausgezogenen verloren die Fühlung mit den Zurückgebliebenen nicht. Alle Afrikaander, wo sie auch sein mögen, reden dieselbe Sprache und betrachten sich als eine einheitliche Nation. Ihr Ideal ist die Errichtung eines gemeinsamen südafrikanischen Föderativstaates mit relativer Selbständigkeit der einzelnen Abteilungen.

Bei aller Anerkennung der guten Eigenschaften des Afrikaanders muss man aber doch sagen, dass ohne den Zuzug des ihm verhassten englischen Elementes aus Südafrika das nicht geworden wäre, was es gegenwärtig ist; denn der Afrikaander ist vorzugsweise oder ausschliesslich Jäger, Ackerbauer und Viehzüchter, fg. d; der Gedanke an Ausbeute der mannigfachen Naturschätze, an Betrieb von Gewerbe, Industrie und Handel, an Anlage moderner Verkehrsmittel liegt ihm fern. Daher sind die wirtschaftlichen Leistungen der letzterwähnten Art den Engländern zuzuschreiben. Unter den natürlichen Reichtümern Südafrikas gebührt die erste Stelle den Diamanten, deren Ausbeute, seit 1869 betrieben, sich nicht genügend feststellen lässt, unter anderen auch wegen der häufigen Diebereien, immerhin aber den Wert von einer Milliarde Mark überstiegen haben dürfte. Die diamantenführende Gegend, über viele Tausend qkm zwischen dem 28—30° s. Br. und 23—25° östl. Länge ausgedehnt, umfasst das Griqualand, den Hopetownbezirk der Kapkolonie, das Oranjeflussland, das Bechuanaland und Transvaalterritorium. Nach Auffindung eines grossen Diamanten i. J. 1869 strömten von allen Seiten Abenteurer herbei, und die vorher so einsamen, kahlen Ebenen des Oranje- und Vaalflusses waren binnen wenigen Monaten von sechstausend Diamantensuchern bevölkert. Den Mittelpunkt dieser Thätigkeit bildet die neu entstandene Stadt Kimberley, welche 1886 bereits 25 000 Einwohner zählte. Eine Diamantengrube oder „Kopje", fg. g, lässt sich nach Holub mit einem tief ausgehöhlten Kraterkessel vergleichen; die zu ungleicher Tiefe abgebauten Anteile, „Claims", füllen denselben mit einer chaotischen Menge von Erdmassen, die hier als Pfeiler, Türme, Plateaus, dort als Schächte, Wälle, Gräben, Treppen erscheinen. Blickt man hinunter in die Tiefe (bis 100 m und mehr), so schaut das Auge, wie in einem Ameisenhaufen, die lebhafteste, emsigste Thätigkeit. Den Raum über dem dunklen Grunde überzieht, einem riesigen Spinngewebe gleich, eine unabsehbare Menge von Drahtseilen, an denen zahllose Fördereimer auf- und abrollen. Unerträglich ist das Geräusch der zahlreichen knarrenden Winden, das Summen der Seile, und das Getön fallender Massen, alles übertönt von dem Rufen, Singen und Schreien der Arbeiter. Früher wurde die geförderte diamantenhaltige Erde mittels verschiedener Siebe von den gröbsten Bestandteilen gesäubert, dann der feinere Rückstand auf einem flachen Tische mittels Eisen- oder Holzstückchen sortiert. Da hierbei viele, namentlich kleine Steine übersehen wurden, so bedient man sich jetzt komplizierter Waschmaschinen, die teils durch Handarbeit, teils durch Pferde- oder Dampfkraft in Betrieb gesetzt werden. In der Nähe der Gruben erheben sich Reihen von niedrigen Häusern aus Eisen, Holz und Steinen errichtet, in denen neben Diamantenarbeitern Kaufleute und Handwerker sich niedergelassen haben und für hohe Preise ihre Waren an den Mann zu bringen suchen. Zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung ist eine eigens instruierte, zahlreiche Polizei vorhanden.

Unter den Städten Südafrika's nimmt die Kapstadt, fg. i, vgl. auch Abt. II, Tafel 43, fg. e, die erste Stelle ein. Die Bevölkerung ist sehr gemischt, denn ausser den verschiedenen eingeborenen afrikanischen und den europäischen Bestandteilen kommen auch Malayen, Chinesen und Araber vor. Doch beobachtet man, dass sich die allgemeine Lebensweise mehr und mehr europäisiert.

Was die europäischen Kaufleute anbetrifft, so sind diese vorzugsweise an den Küsten, seltener im Innern zu finden. In den tropischen Gebieten zumal herrscht noch der Tauschhandel. Die europ. Kaufleute haben nämlich an zahlreichen Punkten der Küste Niederlagen, teils in festen Häusern, teils auf abgetakelten Schiffen, vgl. fg. e, errichtet, in denen sie ihre Waren gegen afrikanische Erzeugnisse umtauschen. Die Zahl der letzteren ist ziemlich bedeutend. In Westafrika spielt das Palmöl eine hervorragende Rolle. Unser Bild, fg. h, zeigt eine deutsche Faktorei an der Goldküste. Fg. f. giebt eine Ansicht von Mossamedes, einer der von den Portugiesen angelegten Städte Niederguinea's.

124. Die evangelische und katholische Mission.

Die Mission, welche sich bemüht, die Bevölkerung Afrika's für das Christentum zu gewinnen, arbeitet auf zwei nach Wesen und Geschichte durchaus verschiedenen Gebieten; einmal nämlich unter den Mohammedanern, welche mit Ausnahme der altchristlichen Reste in Aegypten und Abessinien, vgl. Nr. 110—112, den ganzen Norden und einen Teil des Ostens innehaben, sodann unter den Heiden des übrigen Afrika.

Die gegenwärtige Verbreitung des Islam umfasst bekanntlich ausser den ursprünglich heidnischen Gebieten auch diejenigen Länder, wie Aegypten, Barka, Tripolis, den Atlas, Nubien u. a., in denen früher das Christentum die herrschende Religion war. Versuche, die Bewohner dieser Gebiete dem Christentum zurückzugewinnen, wurden seitens der katholischen Kirche bereits während des Mittelalters gemacht, aber obgleich sie bis zur Gegenwart, wenn auch nicht ununterbrochen fortgesetzt wurden und zu den katholischen Missionären sich einige evangelische gesellten, so haben diese Anstrengungen doch zu keinem nennenswerten Ergebnis geführt. Der Islam ist bisher eine feste Schranke gewesen, welche an keiner Stelle hat überschritten werden können; dagegen ist es nicht selten geschehen, dass die christlichen Missonare ihre schon begründeten Stationen wieder räumen mussten, so in Berber am Nil, fg. l.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse der Mission unter den Heiden. Hierbei sind zwei geschichtliche Abschnitte zu unterscheiden, ein älterer, ausschliesslich katholischer und ein jüngerer allgemein christlicher.

Die ältere Periode schliesst sich unmittelbar an die Entdeckungen und Landerwerbungen der Portugiesen an. Demgemäss wurde das Christentum sowohl in Senegambien und Oberguinea als in dem ehemaligen Königreich Kongo und an der Ostküste wie auf den daselbst befindlichen Inseln verbreitet. Aber in einigen dieser Gebiete wie Senegambien, Oberguinea und an der Ostküste verschwand es bald bis auf einige dürftige Reste und nur in dem portugiesischem Westafrika sowie auf Réunion fand es unter den Eingeborenen eine allgemeine Ausbreitung und Annahme. Im portug. Westafrika trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts insofern ein Wendepunkt ein, als mit der Aufhebung des Jesuitenordens (1773) die Mission erlosch und die eingeborenen Christen beinahe völlig auf sich selbst angewiesen blieben.

Immerhin aber zählte man i. J. 1830 noch 700000 Negerchristen und, als D. Livingstone i. J. 1854 nach Angola kam, fand er wohl die Klöster verlassen, bemerkte aber mit Erstaunen, dass viele Neger lesen und schreiben konnten. Die Erinnerung an das Christentum war zwar noch nicht ganz erloschen, dieses selbst freilich mit dem krassesten Heidentum vermischt.

Die jüngere Missionsperiode unterscheidet sich von der älteren dadurch, dass sie, wenn schon von evangelischer Seite begonnen, gegenwärtig einen allgemein christlichen Charakter trägt, indem neben den verschiedenen evangelischen Bekenntnissen die katholische Kirche auf dem einst verlassenen Arbeitsfelde wieder erschienen ist. Ein weiteres Merkmal der gegenwärtigen Missionsthätigkeit besteht darin, dass sie sich nicht, wie die frühere, auf die europäischen Besitzungen beschränkt, sondern alle überhaupt ihr zugänglichen Gebiete in den Bereich ihrer Arbeit zu ziehen bemüht ist.

Das Verdienst, die Mission in Afrika erneuert, bzw. die erste evangelische Mission gegründet zu haben, gebührt der Brüdergemeinde, welche i. J. 1737 ihre Vertreter teils nach Oberguinea teils nach dem Kapland sandte. Die Mission in Oberguinea erlosch bald infolge des mörderischen Klimas. Im Kapland wurde zwar seit 1742 durch G. Schmidt eine kleine Gemeinde unter Hottentotten begründet, aber da die holländischen Boeren dieser Thätigkeit nicht günstig gesinnt waren, so ging auch hier das christliche Werk wieder ein, aber nur zeitweise. Denn im Jahre 1792 von der Brüdergemeinde wieder aufgenommen, fing es an aus kleinen und bescheidenen Anfängen, allerdings unter ausserordentlichen Anstrengungen und grossen Opfern, sich zu entwickeln und das Interesse immer weiterer Kreise zu gewinnen. Der Brüdergemeinde folgend, verlegten nicht nur andere Missionsgesellschaften ihre Thätigkeit teilweise oder ganz nach Afrika, sondern es wurden auch neue begründet mit dem ausschliesslichen Zwecke, unter den Afrikanern zu arbeiten. Weiterhin war es nicht nur die europäische Christenheit, die ihre Sendboten nach dem schwarzen Erdteile gehen liess, sondern auch die Nordamerikaner beteiligten sich in thatkräftiger Weise an dem Werke. Nach den uns zugänglichen Angaben gestaltete sich für Anfang der 80er Jahre der Zustand der christl. Mission wie folgt: Die kathol. Kirche hatte 251 Stationen mit 537 europ. Arbeitern, ? eingeborenen Gehilfen, 1464000 Anhängern, 884 Schulen u. ? Schülern. Die evang. Mission hatte 600 Stationen mit 674 europ. Arbeitern, 7373 eingeborenen Gehilfen, 576000 Anhängern, 2757 Schulen u. 190819 Schülern. Unter den Anhängern der kathol. Kirche befinden sich die Ergebnisse beider Perioden. Die Zahl der in jüngster Zeit gewonnenen kathol. Christen ist nicht gross. Bei der evangelischen Mission haben wir es in der Hauptsache mit sechs Nationalitätsgruppen zu thun. Nach der Zahl der gesammelten Christen geordnet, sind es die Britischen (479373), Deutschen (57109), Nordamerikanischen (22615), Französischen (7463), Skandinavisch-Finnischen (5287), Holländischen (4015) und Romanisch-Schweizerischen (104) Gesellschaften. Keine dieser Nationalitäten hat bisher auf irgend einem grösseren Gebiete völlig allein und für sich gearbeitet, sondern entsprechend der Zersplitterung der evangelischen Bekenntnisse herrscht, wie anderwärts, so auch in Afrika eine bunte Mischung der Nationalitäten wie der einzelnen grösseren Missionsgesellschaften.

Fassen wir die drei Hauptgebiete der Heidenmission, Westafrika, Südafrika und Ostafrika, ins Auge, so entfallen auf Westafrika, von Senegambien bis zum Kunene gerechnet, 197 Stationen mit 128170 Anhängern, darunter sind katholisch 32 Stationen und 32000 Christen. Der stationenreichste Teil Westafrikas umfasst die Goldküste und die Umgebung der Nigermündung bis nach Kamerun hin; teilweise rückte die Mission ziemlich weit ins Innere vor. Unter den hier thätigen Gesellschaften sind besonders deutsche (die Baseler an der Goldküste und neuerdings in Kamerun, fg. b, die Norddeutsche an der Sklavenküste, fg. i), und britische zu nennen. Die letzteren haben einen Bischof in Lagos, welche Würde von dem Negerchristen Crowther, fg. a, bekleidet wird. Niederguinea tritt an Intensität und Häufigkeit der Mission gegen Oberguinea weit zurück und selbst die hier vorwiegende katholische Mission hat nur eine geringe Zahl neugewonnener Negerchristen, vgl. fg. d, zu verzeichnen. Doch mag bemerkt werden, dass unmittelbar nach H. Stanleys berühmter Kongofahrt die Mission an den grossen Strom ging, ohne aber bisher beachtenswerte Erfolge erzielt zu haben. Dagegen haben sich mehrere ihrer Vertreter, in erster Linie Grenfell, um die Erforschung des Landes grosse Verdienste erworben, die sich den Leistungen eines D. Livingstone würdig anreihen.

Südafrika, d. h. das Land südlich der Flüsse Kunene und Sambesi, ist bisher das erfolgreichste Gebiet der evangelischen Mission gewesen; denn es zählt auf 375 Stationen gegen 210000 Heidenchristen. Zugleich ist hier die Arbeit sehr bunt unter die verschiedenen Nationalitäten und Gesellschaften verteilt. Unter diesen nehmen die Deutschen eine bevorzugte Stelle ein. Im Lande der Damara und Nama, fg. h, dem jetzigen Deutsch-Südwestafrika, finden wir die Barmer (Rheinische) Mission mit 15028 Anhängern auf 27 Stationen, unter denen das von uns dargestellte Odyimbingue, fg. k, eine der wichtigsten ist. Der im Vordergrunde dieses Bildes befindliche Ochsenwagen spielt eine hervorragende Rolle nicht nur im Reiseleben der Missionare, sondern auch in der Kulturarbeit Südafrikas überhaupt. Im Kaplande und in Transvaal arbeitet die Berliner Gesellschaft mit 47 Stationen und neuerdings 15000 Christen, hauptsächlich vom Stamme der Kaffern, fg. c u. g. Dann folgen die Brüdergemeinde mit 15 Stationen (darunter Mamre, fg. e) und 12000 Christen und die Hermannsburger Mission mit 51 Stationen und gegen 11000 Christen.

Bei Ostafrika ist zwischen dem Festlande und den Inseln zu unterscheiden. Unter den letzteren hat Madagaskar mit seinem herrschenden Stamme, den Hova, den bisher günstigsten Boden für das Bekehrungswerk dargeboten und wenn man heute die Hova als ein fast völlig christliches Volk bezeichnen kann, so verdankt man diesen Erfolg einerseits den Katholiken, anderseits den Briten und Skandinaviern. Auch auf einigen Nachbarinseln wie Nossibé, Mayotta und besonders auf Réunion ist das Christentum in katholischem Ritus die herrschende Religion. Das festländische Ostafrika ist dagegen weit hinter den übrigen Teilen zurückgeblieben, denn es zählte 1883 nur 17 Stationen mit 18000 Christen, darunter 17000 Katholiken. Waren aber bis vor kurzem ausschliesslich Missionare englischer und französischer Zunge hier thätig gewesen, so sind neuerdings auch deutsche Sendboten hinzugekommen, um in dem ostafrikanischen Schutzgebiete zu arbeiten.

Ungleichmässig wie die geographische Verteilung und der Erfolg der Mission ist füglich auch die Handhabung der Bekehrungsarbeit selbst, und zwar treten tiefgreifende Unterschiede nicht nur zwischen den katholischen und evangelischen Sendboten hervor, sondern auch unter den einzelnen Vertretern der letzteren hat es bislang an Einmütigkeit und Planmässigkeit des Vorgehens gefehlt. Manchen Gesellschaften scheint es nur darauf anzukommen, möglichst viel Anhänger zu sammeln, ohne Rücksicht darauf, ob die Lehre richtig verstanden und gehörig befestigt ist; Rückfälle in das Heidentum wie Oberflächlichkeit des Wesens müssen solcher Behandlungsweise unmittelbar folgen. Anderen Gesellschaften liegt in erster Linie daran, die begründeten Gemeinden der Eingeborenen möglichst schnell auf eigene Füsse zu stellen und den Seelsorgerdienst vorzugsweise durch einheimische Geistliche und Lehrer verrichten zu lassen. Wieder andere Gesellschaften endlich, und das sind die besten, fassen ihre Aufgabe verständiger und tiefer auf. Demgemäss streben sie danach, die Eingeborenen nicht nur mit den Hauptlehren des Christentums bekannt zu machen und sie dafür zu gewinnen, sondern sie unterrichten auch die Jugend in planmässig eingerichteten Schulen, suchen den Beschäftigungskreis der Erwachsenen durch Unterweisung in nützlichen Gewerben zu erweitern und unterwerfen die Lebensführung derselben einer sorgsamen Aufsicht. Das Bestreben, die eigentliche Mission mit Kulturarbeit im weiteren Sinne zu verbinden, charakterisiert neben anderen Merkmalen besonders die deutschen Gesellschaften und wenn es ihnen, abgesehen von der Rheinischen, nach Lage der Dinge nicht möglich war, die deutsche Sprache als Mittel ihrer Thätigkeit zu verwenden, so zeugt für deutsches Wesen die Gründlichkeit und Ausdauer, mit der sie die durch die Natur des Landes wie der eingeborenen Völker gegebenen ausserordentlichen Hindernisse zu bekämpfen wussten. Nirgends, das darf man getrost behaupten, ist der Einfluss der Mission auf die Eingeborenen grösser als da, wo Deutsche gearbeitet haben, und das geschah vielfach im Dienste und zum Vorteil fremder Gesellschaften! Wirklich Bekehrte unterscheiden sich deutlich von ihren noch heidnischen Stammesgenossen; das zeigt nicht nur das Äussere in Bezug auf Körperpflege und Kleidung, fg. h, wofür das europäische Vorbild massgebend wird, ferner nicht nur der Bau der Häuser und die Bestellung der Felder oder überhaupt der Betrieb der Erwerbszweige, sondern vor allem das Wesen in Bezug auf grössere Stetigkeit und Friedfertigkeit. Man kann daher sagen, dass im Princip der Beweis für die Befähigung der Afrikaner zu christlicher Kultur erbracht ist.

Amerika. Allgemeines.

Die Kenntnis der Bewohner Amerika's ruht im Vergleich zur Völkerkunde Afrika's nicht nur auf festerer Grundlage, sondern ist auch in mancher Hinsicht weiter fortgeschritten,

womit nicht gesagt sein soll, dass nicht noch viele grosse und kleine Aufgaben der Lösung harrten. Die Gründe dieser Erscheinung liegen einerseits in der thatsächlich viel einfacheren Gestaltung der Völkerverhältnisse Amerika's, anderseits in der durch die Einwanderung wie durch den Verkehr überhaupt aufs innigste hergestellten Verbindung mit Europa, sowie in der Begründung von einer Reihe Staaten mit im allgemeinen europäischem Kulturgepräge. Infolgedessen ist man in der Lage, über die Zahl und Zustände der Bewohner vieler Gebiete die offiziellen statistischen Aufnahmen zu Rate zu ziehen, und wenn schon damit einige Staaten noch im Rückstande sind, namentlich bezüglich der innern Teile Südamerika's, so dürften es doch nur noch geringe Bezirke sein, über welche die Nachrichten gänzlich fehlen.

Im Vergleich zu den übrigen Erdteilen bietet Amerika dadurch ein besonderes Interesse dar, dass die heutige Zusammensetzung der Bevölkerung wenigstens bezüglich der Hauptunterschiede sich vollständig auf historischem Boden, gewissermassen vor den Augen der modernen Welt, vollzogen hat. Zu den bei der Entdeckung vorhandenen Eingeborenenrassen, den Indianern und Eskimo, sandten nämlich die drei Erdteile Europa, Afrika und Asien ihre Vertreter und dadurch ist, unter dem Hinzutreten mannigfacher Kreuzungen, eine ausserordentliche Buntheit entstanden, die jedoch den Vorteil bietet, die hauptsächlichsten Bestandteile im allgemeinen mit voller Deutlichkeit erkennen zu lassen, wennschon der Versuch, die Bewohnerschaft eines jeden Gebietes nach den Rassen zu gliedern, nicht immer zu dem gewünschten Ziele führt. Namentlich ist es zur Zeit unmöglich, die Zahlenbeträge der verschiedenartigen und mannichfachen Zwischenformen festzustellen oder in gewissen Gebieten die Reinblütigen von den Mischlingen zu sondern.

Suchen wir nach den vorherrschenden Völkerverhältnissen den Erdteil in Unterabteilungen zu zerlegen, so kann man zunächst von einem germanischen und einem romanischen Amerika sprechen. Ersteres, das Britische Nordamerika und die Vereinigten Staaten umfassend, charakterisiert sich durch das ausserordentliche Vorwalten der Einwanderer europäischen, speziell germanischen Ursprungs über die Eingeborenen (Verhältnis = 100:1), und das Vorherrschen des Englischen als Umgangssprache. Ferner ist das germanische Amerika, trotz der gewaltigen Ausdehnung der Länder am Polarkreis, etwas stärker bevölkert als das romanische; denn wenn man dem ganzen Erdteil rund 39 Mill. qkm. und 116 Mill. Einwohner giebt, so entfallen davon auf ersteres 18 Mill. qkm mit 65 Mill. Menschen., auf letzteres aber 21 Mill. qkm und 51 Mill. Menschen. Das romanische Amerika selbst, gekennzeichnet durch das Vorherrschen der beiden südwesteuropäischen Sprachen, aber auch durch das kräftige Hervortreten der Eingeborenen gegenüber den Eingewanderten, lässt sich in fünf ethnographische Provinzen zerlegen. Die erstere derselben, welche die andinischen Tropenländer, also Mexiko, Centralamerika, Colombia, Ecuador, Peru und Bolivia umfasst, wird charakterisiert durch das entschiedene Vorwiegen der meist halbcivilisierten Eingeborenen über die Fremdlinge (meist Europäer, wenig Neger), sowie durch das Auftreten zahlreicher Mischlinge zwischen Indianern und Europäern (Mestizen). Westindien, die zweite Provinz, zeigt im Gegensatz zu den tropischen Kordillerenländern als hervorstehendes Merkmal den völligen Mangel an Indianern und das Vorwalten der Afrikaner nebst Mischlingen, die zu den Weissen (meist spanischen Kreolen) im Verhältnis von 2:1 stehen. Die atlantischen Küstenländer, von Venezuela bis Südbrasilien reichend und die dritte Provinz ausmachend, enthalten eine örtlich allerdings ungleichmässige Mischung der weissen, roten und schwarzen Rasse. In der vierten Provinz, welche Chile, Argentinien und Uruguay umschliesst, ist die eingeborene Bevölkerung fast vollständig in der eingewanderten weissen Ursprungs aufgegangen; der Zusatz an Schwarzen aber will wenig besagen. Das Innere nebst dem äussersten Süden endlich als fünfte Provinz ist das nur vereinzelt von fremden Bestandteilen durchsetzte Verbreitungsgebiet der Eingeborenen, die, abgesehen von einigen Ausnahmen, noch auf dem ursprünglichen Naturzustande verharren und mit Vorliebe als „Wilde" bezeichnet werden.

Verschiedenartig wie die ethnologische Zusammensetzung erweist sich auch die Dichtigkeit der Bevölkerung Amerika's. Recht stark bewohnten Gebieten wie dem Osten der Vereinigten Staaten und einigen Inseln Westindiens stehen ausserordentlich menschenarme Teile von gewaltiger Ausdehnung wie die Länder am Nordpolarkreis und die äusserste Südspitze, in zweiter Linie das Innere Brasiliens gegenüber. Zugleich ist bemerkenswert, dass ähnliche, wenn auch nicht immer so weit gespannte Gegensätze sich in den meisten einzelnen Gebieten des Festlandes wiederholen. Wir unterlassen es daher, die Dichtigkeitsverhältnisse derselben im einzelnen weiter zu verfolgen, und begnügen uns mit dem Hinweis, dass durchschnittlich im ganzen Erdteile drei Menschen auf dem qklm wohnen, konstatieren aber zugleich die Thatsache, dass eine fortschreitende Zunahme stattfindet. Letztere aber erfolgt nicht nur durch die stellenweise sehr zahlreiche Einwanderung, sondern auch durch die natürliche Vermehrung der einheimischen Bevölkerung.

Was Religion und allgemeine Kulturverhältnisse anlangt, so nähert sich darin Amerika mehr als irgend ein anderer Kontinent dem Muttererdteil Europa. Denn bezüglich der Religion bekennt sich weitaus der grösste Teil der Bevölkerung zum Christentume und zwar etwa in gleichen Teilen zur katholischen und evangelischen Kirche; erstere beherrscht, mit Ausnahme Guianas und einiger Gebiete Westindiens, nicht nur das romanische Amerika, sondern zählt auch in der germanischen Hälfte zufolge bekannter historischer Ereignisse eine stattliche Menge Anhänger, davon 6,7 Million in den Vereinigten Staaten und 1,8 in Canada auf Grund der letzten Zählungen. Juden sind wohl in den meisten Gebieten zu finden, aber nirgends in grösserer Zahl. Als Heiden bleiben die Bewohner der Länder am Polarkreis, einige Indianerstämme der Vereinigten Staaten sowie die Eingeborenen des inneren wie des äussersten Südamerika übrig, doch hat sich fast überall die Mission, vorzugsweise die katholische, eingestellt, und man darf im Zusammenhange mit der vielfach rasch und energisch fortschreitenden Besiedelung die Ansicht, dass in Amerika die letzten Überbleibsel des Heidentums in absehbarer Zeit, wenigstens äusserlich, verschwinden werden, als gerechtfertigt ansehen. Die religiösen Anschauungen der Eingeborenen sind übrigens von dem Christentum nicht so weit entfernt als die der Afrikaner, denn der Glaube an einen „grossen Geist" und an ein Fortleben nach dem Tode in den „glücklichen Jagdgründen" ist wenigstens bei einer grossen Zahl von Stämmen deutlich ausgebildet, während anderseits das Zauberwesen und die Macht der Medizinmänner der tiefen religiösen und sittlichen Stufe, die auch die Afrikaner charakterisiert, entsprechen.

Bezüglich der materiellen Kultur vermag vielleicht nicht einmal Europa so grossartige Gegensätze aufzuweisen wie Amerika, denn nirgends ist die Sucht nach Gelderwerb in dem Masse zur Herrschaft gelangt, wie in einigen Teilen der neuen Welt. Zwischen den tausendfachen Millionären der fünften Avenue Newyorks, die den raffiniertesten und unerhörtesten Luxus treiben und den ärmlichen Indianern, die, in elender Hütte wohnend, durch Jagd und Fischfang thatsächlich von der Hand in den Mund leben, mitunter ihr Dasein durch Essen von Wurzeln und Erde aufs kümmerlichste fristen, besteht eine ungeheure Kluft.

In politischer Beziehung steht jetzt der grössere Teil Amerika's auf eignen Füssen und nur geringe Gebiete sind, wenn man die Bevölkerung ins Auge fasst, im Vergleich zu früheren Zeiten, in den Händen der Europäer verblieben. Von den 116 Millionen Amerikanern gehorchen nämlich nur 9,4 dem Scepter der letzteren. Bemerkenswert ist ferner der Umstand, dass die Eingeborenen samt und sonders ihre Selbständigkeit verloren haben; die ursprünglichen Stammesverbände sind vielfach zertrümmert und aufgelöst und nur in den entlegensten Strichen konnte die ursprüngliche Organisation bestehen bleiben. Im Vergleich zu der vorwiegend monarchischen alten Welt ist Amerika der Erdteil der Republiken. Dem Beispiele der Vereinigten Staaten folgend, haben ja auch die ehemaligen spanischen Kolonien des Festlandes sowie die Bewohner der Insel Haiti das republikanische System angenommen, so dass Brasilien wie Saul unter den Propheten dasteht, aber es muss zum Schluss gesagt werden, dass die politischen Zustände namentlich des romanischen Amerika noch weit von ihrem Ideale entfernt sind.

125. Die Eskimo.

Die Eskimo*), oder wie sie sich selbst nennen, die Innuit (= Menschen, sing. Innuk), bewohnen den äussersten Nordrand des amerikanischen Festlandes sowie die nördlich davon gelegenen Inseln und machen einschliesslich der Aleutenbewohner eine Gesamtzahl von kaum mehr als 35000 Köpfen aus. Davon entfallen etwa 10000 auf Grönland, 6000 auf das britische Gebiet und die übrigen auf Alaska und die Aleuten (1890 Personen). Im Süden grenzen die Eskimo an verschiedene Indianerstämme, von denen sie durch eine unregelmässige, mit der Polargrenze des Baumwuchses beinahe zusammenfallende Linie, etwa bezeichnet durch den Eliasberg, die innere Küste des Norton Sundes, die Mündung des Macken-

*) Das Wort „Eskimo" ist eine Umgestaltung des Ausdruckes „Esquimantsik", welcher, der Indianersprache der Abenaki entstammt und „Rohfleischesser" bedeutet.

zieflusses, den Chesterfieldinlet und die Labradorostküste bei 51° n. Br., abgetrennt werden. Ihre nördlichste Ansiedelung ist Ita bei Port Foulke unter 78° n. Br., jedoch wurden Spuren verlassener Eskimowohnstätten noch fast 4° weiter nördlich angetroffen. Über das eben bezeichnete Gebiet sind die Innuit äusserst spärlich und unregelmässig verstreut, insbesondere auf Grönland, wo die Ostküste, mit Ausnahme einer kleinen Stelle am Polarkreis, sowie das ganze Innere unbewohnt ist und auf dem der amerikanischen Nordküste vorgelagerten Archipel, von dem einige Teile wie Banks I. und Melville I. überhaupt keine Bewohner enthalten.

Über die Herkunft und Rassenzugehörigkeit der Eskimo sind mehrfache Vermutungen aufgestellt worden. Hier möge nur diejenige H. Rinks, des besten Eskimokenners, Erwähnung finden, wonach sie früher Flussbewohner im Innern Nordamerika's gewesen sein sollen. Von dem Urvolke trennten sich zuerst die Aléuten ab, und bei Gelegenheit der weiteren Zerteilung entstanden zugleich diejenigen Unterschiede in der sonst durchaus einheitlichen Sprache, auf Grund deren Rink fünf Unterabteilungen des eigentlichen Eskimovolkes aufgestellt hat. Diese sind (1) die Grönländer, (2) die Labradorer, (3) die zentralen Eskimo, (4) die Mackenzie E. und die westlichen (Alaska) E. Die letzteren gelten zugleich als die echtesten Vertreter ihrer Rasse; an anderen Stellen aber hat Mischung stattgefunden, so in Westgrönland mit eingewanderten Dänen, fg. a, in Labrador mit Canadiern französischer Abstammung, fg. c, und am Cumberland Sund mit weissen Walfischfängern. Mischlinge von Eskimo und Indianern dagegen giebt es nicht, da zwischen beiden Stämmen ein tiefer Rassenhass besteht. Während bei den Grönländern eine Stammeseinteilung nicht vorhanden ist, zerfallen die übrigen Eskimo in Horden, deren Gerland gegen 30 anführt. Den Namen ihrer Aufenthaltsorte ist in der Regel die Endung „miut“ hinzugefügt, welche „Bewohner von“ bedeutet, also „Kaviagmiut“ = Bewohner der (Halbinsel) Kaviag, „Nunatogmiut“ = Bewohner am (Flusse) Nunatok.

Die Eskimo sind im allgemeinen von kleiner, aber untersetzter und kräftiger Gestalt; die durchschnittliche Grösse der Leute am Cumberland Sund beträgt 158 cm. Bei den Ostgrönländern, einem völlig unvermischten Stamm sind die Männer durchschnittlich 162,9 cm hoch, die Weiber 153,8 cm; bei den meist vermischten Westgrönländern die Männer 160,2 cm, die Weiber 150,8 cm. Doch giebt es auch solche von mittlerer oder übermittelgrosser Statur, so die Tschiglit, oder die „grossen Eskimo“ nach Petitot. Die Westgrönländer sind nach Nordenskjöld klein, oft korpulent, breitschulterig, mit kleinen Händen und Füssen versehen. Die Haut ist bei älteren Personen runzelig, bei jüngeren glatt; die Farbe der Haut olivenbraun (bei den Tschiglit lichtgrau olivenfarben wie bei Japanern und Provençalen). Die dunkelbraunen Augen stehen ein wenig schief, die Nase ist klein und tief zwischen den Backen liegend, der Mund ist gross, die Lippen sind dick, die Zähne gewöhnlich gleichmässig, bei den Männern lange gut erhalten und weiss, bei den Frauen, durch das Kauen der Häute beim Gerben, frühzeitig abgenutzt. Das schwarze und struppige Haar tragen die Männer ziemlich lang und ungeordnet, die Frauen binden es mit bunten Bändern über dem Scheitel zu einem festumwickelten Knäuel zusammen, fg. a. Anderwärts stellen die Männer eine mönchsartige Tonsur her, so die Tschiglit. Am Cumberland Sund tragen die jungen Mädchen und Frauen an jeder Seite des Gesichtes eine kurze Flechte. Der Bartwuchs der Männer ist gering. Dieselben tätowieren das Gesicht nicht, dagegen durchbohren sie in manchen Gegenden, wie an der Behringsstrasse, die Wangen unterhalb der Mundwinkel und stecken in die Löcher Knöpfe von Knochen, Stein und Glas. Die Frauen dagegen tätowieren sich überall, wo der Verkehr mit Weissen diese Sitte nicht aufgehoben hat. Die Tätowierung, aus Strichezeichnungen an Nase, Backen und Kinn bestehend, zeigt, wie die Haartracht, je nach der Örtlichkeit mancherlei verschiedenartige Muster.

Auch die Kleidung ist, schon wegen des Einflusses der Weissen, nicht überall dieselbe. Wo letzterer sich nicht geltend macht, tragen in Grönland beide Geschlechter im Winter Unterkleider aus Vogelfellen, deren Fiederseite nach innen gekehrt ist. Die knapp an das Unterzeug anschliessenden Oberkleider, nämlich Jacke mit Kapuze und kurze Hose, werden aus den Fellen von Robben, Renntieren, Bären oder Hunden, selten von Füchsen gemacht; dazu kommen doppelte oder dreifache Pelzstrümpfe und darüber wasserdichte Stiefeln aus Seehundsleder, welche, bei den Männern bis an die Kniee reichend, daselbst mittels einer Zugschnur über dem untern Hosenrand festgebunden sind, während sie bei den Frauen auch den Oberschenkel bedecken, fg. e. Ein weiterer Unterschied zwischen der männlichen und weiblichen Tracht tritt in der Form der Kapuze hervor; bei den Männern nämlich ist sie vorn gerundet, fg. h, bei den Weibern aber zugespitzt und, bei verheirateten Frauen, so gross, dass darin ein drei- bis vierjähriges Kind Platz findet. Zum Schutze der Hände endlich dienen Fausthandschuhe aus Robbenleder oder Fellen. Im Sommer trägt man nur einfache Kleidung, also entweder die obere (aus Robbenfell) oder die untere. Für die Herstellung der Kleider werden die Felle von den Frauen gereinigt, dann getrocknet und mit einem halbmondförmigen Messer zugeschnitten, dabei aber die Stücke so ausgewählt, dass die Zeichnung der Felle auf Brust und Rücken symmetrische Figuren bildet, was im Verein mit den verschiedenen Pelzstücken zugleich den einzigen Schmuck der Kleidung abgiebt. Das Zusammennähen der zugeschnittenen Teile geschicht mit Walfisch- oder Renntiersehnen und früher allgemein mit Knochennadeln, jetzt vielfach mit eingetauschten Stahlnadeln. Überhaupt wo öfterer Verkehr mit Weissen stattfindet, handeln die Eskimo allerlei Gewebe ein, die sie zu Kleidern wie Hemden, Strümpfen, Hosen, Jacken u. a. verwenden, mitunter daraus auch Schmuckgegenstände machen und diese über dem Fellkostüm tragen.

Die Wohnstätten der Eskimo zeigen je nach der Örtlichkeit und der Jahreszeit verschiedene Formen als Schneehäuser von halbkugeliger Gestalt, Zelte aus Fellen, würfelförmige Häuser aus Stein und Erdschollen, endlich Baulichkeiten aus Stein und Holz nach europäischem Muster, letztere jedoch ausschliesslich in Westgrönland, s. fg. f, und in Labrador.

Am interessantesten sind die Schneehäuser, s. fg. d, schon deshalb, weil ihre Halbkugelform sowie die Art der Herstellung ohne Zweifel von den Eskimo selbständig gefunden worden ist, was, wie manches andere, für ihr natürliches Geschick spricht. Diese Schneehäuser, im Durchschnitt 4 m im Durchmesser haltend und 2 m hoch, werden aus trapezartigen Schneequadern von etwa 60 cm Länge, 40 cm Höhe, und 20 cm Dicke, aufgebaut, zu deren Zurichtung ein säbelartiges Messer aus Holz, ein Narwalunterkiefer oder ein Walrosshauer dient. Beim Bau sind in der Regel zwei Personen beschäftigt; die eine schneidet die Schneestücke zurecht, die andere fügt sie zusammen. Ist die Wölbung abgeschlossen, so wird die Thüröffnung in Form eines Spitzbogens ausgeschnitten und davor ein kurzer Gang angelegt. Mitunter sind mehrere Hütten unter einander verbunden. Im Innern derselben erhebt sich, der Thüröffnung gegenüber, eine niedrige Plattform aus Schnee, mit Fellen bedeckt und als Schlafstätte dienend, fg. e. In deren unmittelbaren Nähe ruht auf Stein- oder Schneeblöcken die Licht und Wärme spendende Lampe aus Speckstein; über dieser hängt gewöhnlich an Riemen aus Rohhaut der steinerne Kochtopf. Der Docht der mit Thran genährten Lampe besteht entweder aus Moosfasern oder den getrockneten Kätzchen der Polarweide, das Feuer selbst wird an einigen Stellen noch, wie früher allgemein, durch Reiben mittels eines Bogens erzeugt. Von sonstigen Hausgeräten findet man flache Schalen aus Seehundshaut, etliche Messer, das Nähzeug der Frauen, einige Schaber zum Zurichten der Felle sowie als Kinderspielzeug kleine Schlitten, Puppen, Tierfiguren u. a. Die Temperatur des Innern, obwohl in manchen Gegenden selten über den Gefrierpunkt steigend, anderwärts aber 20° C. erreichend, erscheint im Gegensatz zur Aussentemperatur so drückend, dass die Erwachsenen vielfach die Kleidung mit Ausnahme der kurzen Hosen ablegen; die Kinder gehen nicht selten splitternackt.

Die bereits erwähnten Zelte, s. fg. h links, bestehen aus einem Gerüst von 6 bis 8 durch Riemen fest verbundenen Stangen, welche die aus zusammengenähten Seehundsfellen hergestellte Bedeckung tragen. Der vordere Teil des Zeltes dient zur Aufbewahrung der Fleischvorräte, der hintere als Wohnraum. Die übrige Einrichtung entspricht im wesentlichen der des Schneehauses. In der Nähe der Wohnstätte pflegt man, je nach Bedürfnis, Vorratshütten anzulegen.

Die Eskimo leben durchaus gesellig in kleinen Ansiedelungen, die, wo sich der Einfluss der Weissen geltend macht (Westgrönland und Labrador), die Form von festen Ortschaften annehmen, sonst aber innerhalb eines gewissen Gebietes nach Bedürfnis von einem Orte zum andern verlegt werden. Das von uns dargestellte Sukkertoppen, s. fg. i, etwa unter 65° n. Br. gelegen, ist eine der von den Dänen angelegten Kolonien, die, überwiegend von Eskimo bewohnt, sich an der Westküste Grönlands bis 73° (Upernivik) hinziehen.

Die Ernährungsverhältnisse gestalten sich je nach der Örtlichkeit etwas verschieden, im allgemeinen aber leben die Eskimo fast ausschliesslich von den Erträgen ihrer Jagd und Fischerei, wozu in Grönland und Labrador fremde Gegenstände wie Kaffee, Zucker, Brot, Obst u. dgl. kommen. Die Eskimo von Ita z. B., die nördlichsten von allen, nähren sich während des Winters ausschliesslich von dem Fleische der

verschiedenen Seesäugetiere sowie von Bären und Füchsen, im Sommer auch von Wasservögeln und deren Eiern; Fische erhalten sie, wegen der Unbekanntschaft mit der Angel, nur durch Zufall. Die übrigen Grönländer, welche mit Weissen verkehren, erklären es für ein Zeichen grosser Unreinlichkeit Pflanzen zu essen, die auf gedüngtem Boden gewachsen sind, dagegen verzehren sie ohne Scheu die Eingeweide der Schneehühner, den Wanst der Renntiere und manches andere Unappetitliche. Die amerikanischen Eskimo endlich fangen viele Flussfische. Das Fleisch wird bald roh genossen, bald in gesottenem Zustande, jedoch ohne Zusatz von Salz. Ein hungriger Eskimo vermag, ohne Schaden für seine Gesundheit, 4 bis 5 Kilo Fleisch bei einer Mahlzeit zu sich zu nehmen. Die Art des Essens ist unappetitlich. Für die Jagd von Renntieren, Bären, Füchsen, Vögeln u. dgl. dienten früher wohl allgemein Bogen, Pfeil und Speer, welche vielfach aber den Feuerwaffen gewichen sind. Wichtiger noch als die Jagd ist der Fang der Wassertiere, in erster Linie des Seehunds, der wohl die wichtigste Rolle im Leben der Eskimo spielt, denn er liefert ihnen Wohnung Nahrung, Kleidung, Feuerung und Licht.

Beim Fange der Seehunde wie überhaupt bei Reisen zu Wasser kommen zwei Fahrzeuge in Betracht, der Umjak und der Kajak. Der Umjak, s. fg. h rechts im Mittelgrunde, ein grosses, offenes Boot aus Seehundsfellen mit hölzernem Gerippe und flachem Kiel, wird mittels 3 bis 5 langer schaufelförmiger Ruder fortbewegt, in deren Handhabung Männer und Frauen gleich geübt sind; bei Reisen dient er zur Aufnahme ganzer Familien nebst allen Habseligkeiten, die Zeltausrüstung inbegriffen. Der Kajak, s. fg. h rechts im Vordergrunde u. fg. g., das leichte Jagdboot der Männer zum Fange der Seehunde und Wale im Sommer und Herbst, besteht aus einem fischförmigen Holzgestell mit wasserdichtem Überzug aus Seehundsfellen, welcher oben in der Mitte nur eine Öffnung enthält, eben gross genug, dass der Jäger, seine Beine unter das Deck vorstreckend, darin Platz findet. Von hier aus bewegt er mit einem Doppelruder das gefällige Fahrzeug schnell und gewandt nach jeder beliebigen Richtung. Auf dem Verdeck liegen die Jagdgerätschaften, durch Riemen und Schleifen gehalten, rechts der grosse Wurfspeer für Seehunde und Wale, dessen Spitze ein Walrosszahn oder das Horn des Narwales bildet; die dazu gehörige Harpune mit eiserner Spitze ruht gewöhnlich in einem hölzernem Futterale und wird erst beim Gebrauche auf das Ende der Wurfspeerspitze gesetzt und durch einen Riemen festgezogen. Die Fortsetzung des letzteren liegt aufgerollt in einem hölzernen, tellerartigen Vorsatz in der Mitte des Vorderteils des Kajak, während das andere Ende mit einem zu einer Boje aufgeblasenen Seehundsfell auf dem Hinterteil verbunden ist. Ist ein Wurf geglückt, so löst sich vom Schafte der mit Riemen gelenkartig eingesetzte Zahn und von diesem wiederum die Harpune, welche im Leibe des getroffenen Tieres sitzen bleibt. Der Riemen läuft ab, und die damit fortgezogene Boje zeigt den Weg, den jenes genommen hat. Ist selbiges nun vollends getötet, so wird es schwimmend, wie unsere Abbildung zeigt, weggeführt. Zum Angriff auf grosse Wale vereinigen sich mehrere Kajakmänner.

Für den Landverkehr dient der Schlitten, s. fg. d. links, der, überall von Hunden, nirgends von Renntieren gezogen, früher allgemein aus kunstvoll zusammengefügten Knochenstücken bestand, jetzt aber vielfach aus Holz hergestellt wird. Die Kufen, unterhalb mit Walfischknochen belegt, werden vor dem Gebrauche mit Wasser bespritzt. Der dadurch entstehende dünne Eisüberzug erleichtert das Fortkommen. Die vorgespannten Hunde, in der Regel 12 an Zahl, von mässiger Grösse und vermöge der Bildung des Kopfes unserem Spitz ähnlich, werden mit einer Peitsche aus Seehundsriemen bei der Fahrt scharf angetrieben, überhaupt aber schlecht behandelt; im Winter erhalten sie wöchentlich zweimal fauliges Seehundsfleisch, im Sommer aber müssen sie sich ihre Nahrung (Muscheln und andere Seetiere) selbst suchen.

Im Umgange mit ihresgleichen wie mit Weissen zeigen sich die Eskimo freundlich und gefällig; sie lieben die Geselligkeit und üben grosse Gastfreundschaft; sie erzählen gern und viel von ihren Jagden und den dabei überstandenen Gefahren; sie singen unter Trommelbegleitung eintönige Lieder und führen Tänze aus.

In den gesellschaftlichen Lebensformen findet sich manches Eigentümliche. Heiratsfähig z. B. ist derjenige Jüngling, welcher bewiesen hat, dass er eine Familie durch Jagd und Fischfang ernähren kann. In der Regel erfolgt die Ehe, wenn der Jüngling 17, das Mädchen 14 Jahre alt ist. Polygamie ist gestattet, kommt aber aus begreiflichen Gründen selten vor. Eine nicht gefallende Frau kann aber vom Manne an ihre Eltern zurückgegeben und mit einer andern vertauscht werden. Die Ehen sind in der Regel kinderarm (selten über zwei); bei der grossen Kinderliebe aber pflegen kinderlose Ehepaare fremde Kinder, gegen Entschädigung an deren Eltern, als eigen anzunehmen. Gegen Kranke zeigt man sich gefühllos; sind sie nämlich von dem Arzt aufgegeben, so setzt man sie in einer einzelstehenden Hütte aus und, abgesehen von gelegentlicher Darreichung der notwendigen Lebensmittel, überlässt man sie sich selbst. Genesen solche Leute wider Erwarten, so treten sie als vollständig neue Personen in den Kreis der Ihrigen zurück und nehmen neue Namen an.

Feste staatliche Einrichtungen haben die Eskimo nicht gebildet; die einzelnen Familien leben vielmehr ohne jeglichen dauernden Verband und ohne ein anerkanntes Stammesoberhaupt. Ein gewisses Ansehen geniesst allein der Arzt („Angekok“); seine Hauptthätigkeit besteht darin, bei Krankheiten den bösen Geist, unter Absingen eintöniger Gesänge, wegzuzaubern; gelingt ihm dies, so empfängt er reichliche Geschenke, vorzugsweise an Hunden, die er aber zurückgeben muss, wenn der Kranke sterben sollte. Des festen Zusammenschlusses können die Eskimo eben deshalb entbehren, weil sie sowohl unter sich als mit anderen in Frieden leben; dafür spricht auch der Umstand, dass sie wohl mancherlei sinnreiche Geräte, aber keine eigentlichen Kriegswaffen besitzen. Doch scheint es, dass früher zwischen den einzelnen Horden heftige Fehden vorgekommen seien; an jene Zeit erinnert die jetzt noch stellenweise beobachtete Sitte der Blutrache.

Wie aus gelegentlichen Bemerkungen ersichtlich, liegt in den Eskimo ein beträchtliches Mass körperlicher und geistiger Begabung; letztere findet weiterhin Ausdruck in der Schärfe ihrer Beobachtungen an der belebten und unbelebten Natur sowie in den zahlreichen Sagen und Erzählungen, von denen H. Rink eine lehrreiche und anziehende Sammlung herausgegeben hat. Ihre Einbildungskraft ist rege genug, um dem starren Fels und der bewegten Luft, den kreisenden Gestirnen und dem aufstrebenden Nordlicht, überhaupt den verschiedenen Naturerscheinungen Genius und Leben zu verleihen. Beachtenswert ist ferner ihr plastisches Nachahmungsvermögen; Tierfiguren und Menschengestalten, die durchaus charakteristisch und typisch sind, verstehen die Leute von Ita herzustellen, namentlich aber findet man unter den Eskimo der Behringstrasse vortreffliche Elfenbeinschnitzer.

Die religiösen Vorstellungen der Eskimo endlich sind keineswegs primitiver Art; man findet nämlich bei ihnen den Begriff einer einzigen Gottheit, aber keine Bildnisse derselben, ferner Ideen eines künftigen Lebens in einem ewig dauernden Sommer sowie den Glauben an einen guten und bösen Ort (Himmel und Hölle). An diese Grundbegriffe schliesst sich eine Menge abergläubischer Ansichten und Gebräuche, die sich ebensowohl im Verhältnis der verschiedenen Abteilungen wie im geselligen Leben jedes einzelnen derselben widerspiegeln und überhaupt das ganze Familienleben durchziehen. Infolgedessen fand die Mission bei den Eskimo einen im allgemeinen günstigen Boden. Die Westgrönländer sind fast alle teils von dänischen Missonären, teils von solchen der Brüdergemeinde bekehrt und haben schon manchen Lehrer und Glaubenshelfer gestellt. Dasselbe gilt von den Eskimo auf Labrador. Jedoch hat man bemerkt, dass mit der steigenden Civilisierung Genusssucht (und Trunksucht) überhand nimmt und Verarmung im Gefolge hat.

126—127. Die Indianer Nordamerika's.

Nordamerika, im Sinne der Gebiete des britischen Besitzes und der Vereinigten Staaten, wurde bei der allmählich erfolgten Entdeckung und Erforschung zwar ungleichmässig, aber doch überall bewohnt gefunden von zahlreichen kleinen Volksstämmen, welche südlich der Eskimogrenze annähernd denselben Körpertypus zeigten und auf ungefähr derselben Kulturstufe standen. Wie die nun ausgestorbenen Eingeborenen der westindischen Inseln, erhielten sie den Namen „Indianer“, der, wenngleich durchaus unzutreffend, doch den Vorteil bietet, dass er kein Missverständnis zulässt und in Ermangelung eines besseren Gesamtnamens die schier zahllosen Einzelnamen der verschiedenen Stämme für das grosse Publikum fast entbehrlich macht.

Durch das in neuerer Zeit immer schneller vor sich gehende Vordringen der Einwanderer und die rasch fortschreitende Besiedelung der günstigeren Landstriche ist, wie das Wohngebiet der Indianer, so auch ihre Kopfzahl, nach und nach ohne Zweifel vermindert worden, letztere aber höchstwahrscheinlich nicht in dem Grade, dass man der vielfach ausgesprochenen Meinung, die Indianer würden bald aussterben, beipflichten kann. Durch die sorgfältigen Erhebungen der betreffenden Regierungen wurde für Nordamerika um das Jahr 1880 das Vorhandensein von insgesamt 465143 Indianern nachgewiesen, von denen 131137 auf das britische Gebiet,

334006 auf die Vereinigten Staaten entfallen. Wenngleich nun diese Zahlen der Wirklichkeit noch nicht ganz entsprechen, ältere Angaben aber nur den Wert von Vermutungen haben, so mag doch hier gesagt werden, dass man für 1866 die Gesamtzahl aller Indianer Nordamerika's zu 423000, um 1850 aber zu 345000 annahm, ein Beweis dafür, wie schwer es ist, das angebliche Aussterben in exakter Weise glaubhaft zu machen.

Über die Herkunft der Indianer wie über die Rassenfrage überhaupt sind viele, von einander weit abweichende Meinungen aufgestellt worden, aber keine derselben hat Blumenbach's Ansicht, wonach alle Indianer, somit auch diejenigen Nordamerika's, eine einzige und einheitliche Rasse bilden, zu erschüttern oder gar zu verdrängen vermocht. Diese unleugbare Einheitlichkeit bezieht sich auf die Körperbeschaffenheit, den geistigen und sittlichen Charakter, sowie auf die allgemeine Kulturstellung, nicht aber auf die Sprache, hinsichtlich deren man, im Gegensatz zu den Eskimo, eine ausserordentliche Mannigfaltigkeit und Zersplitterung wahrgenommen hat, ein Umstand, der aber ebensowenig wie bei den Papua dazu führen kann, die Zusammengehörigkeit der ganzen Rasse in Zweifel zu ziehen. Immerhin aber hat diese ungemeine Verschiedenheit in Verbindung mit der häufig wechselnden Gestaltung der Stammesverbände die Unterscheidung der Rasse in Unterabteilungen sehr erschwert und die Aufstellung einer allgemein gültigen Gliederung verzögert. Jene Verschiedenheit bezieht sich nun nicht sowohl auf die allgemeine Anlage der Sprache, die durchaus dem Wesen der Einverleibung entspricht, als vielmehr auf den Wortschatz, der sich örtlich in der ausserordentlichsten Weise ändert, aber bei der ungewöhnlichen Isolierung, in der die einzelnen Bestandteile der Rasse leben, einigermassen erklärlich wird. Fasst man die Zeit der Entdeckung ins Auge, so lassen sich nach G. Gerland unter den Indianern Nordamerika's elf Hauptgruppen aufstellen. Diese sind 1. die Tinne im äussersten Nordwesten bis an den Mississippi, 2. die Thlinkit oder Koloschen an der Westküste vom Eliasberg bis nach Vancouver, 3. die Columbiastämme, ebenfalls an der Westküste, im Süden bis zum 40.° n. Br., 4. die Kalifornier, 5. die Algonkin und Beothuk im heutigen Manitoba und Canada, südlich der grossen Seen bis an die Ohiomündung und an der atlantischen Küste von Neufundland bis zur Chesapeakebai, 6. die Dacota (Sioux) in den Prärien vom Saskatschewan bis zur Vereinigung des Arkansas mit dem Mississippi, 7. die Irokesen und Verwandte von den canadischen Seen bis nach Alabama, 8. die Pani und Verwandte zu beiden Seiten des mittleren Arkansas, 9. die Muskoki und Verwandte in Florida sowie am unteren Mississippi, 10. die Apachen und Navajos in den südlichen Felsengebirgen, 11. die Sonora und Shoshone in den Steppenplateaus südlich der Missouriquelle.

In der Anordnung und Verteilung dieser Gruppen und der dazu gehörigen Stämme ist nun bis zur Gegenwart eine gewaltige Änderung eingetreten, jedoch mit dem Unterschiede, dass die nördlichsten Teile wenig oder gar nicht verschohen wurden, während anderwärts eine vollständige Verdrängung mit gänzlicher Auflösung der ursprünglichen Stammesverbände Hand in Hand ging. Letzterer Vorgang ist bekanntlich in den Vereinigten Staaten (abgesehen von Alaska) wesentlich weiter gediehen als im britischen Gebiet, eine Thatsache, welche uns, ausser anderen selbstredenden Gründen, veranlasste die Indianer Alaska's mit denen des britischen Gebietes auf einer Tafel zu vereinigen, diejenigen der Vereinigten Staaten aber für sich darzustellen. Da nun aber die letzteren im grossen und ganzen gewisse gleiche Verhältnisse mit den anderen Teilen darbieten, so mag es, um Wiederholungen zu vermeiden, gestattet sein, diese für Bogen 126 und 127 ein für allemal anzuführen.

Gemeinsam sind in erster Linie allen Indianern die wesentlichsten Merkmale der Körperbeschaffenheit und des Charakters. Was erstere anbelangt, so sind die Indianer im Durchschnitt von mittlerer Grösse und von ziemlich kräftigem Bau; die Muskeln des Oberarmes sind ausserordentlich entwickelt, der Unterarm kurz, die Hände und Füsse klein. Die Hautfarbe ist ein helles Braun (belllohfarben) mit verschiedenen Abwandelungen, wobei jedoch weder das russige Braun des Negers noch die helle Fleischfarbe des Nordeuropäers jemals erreicht wird. Das Gesicht ist gross und breit, s. 127 fg. a, mit stark entwickelten und vorstehenden Backenknochen versehen, die Stirne schmal und niedrig, die Nase häufig gekrümmt, die Nasenlöcher leicht erweitert. Das ausserordentlich scharfsichtige Auge ist ziemlich klein, das Weisse zeigt einen Stich ins Gelbliche. Die Oberlippe ist häufig so schmal, dass die Oberzähne sichtbar werden. Die Haupthaare, dunkelfarbig bis blauschwarz, dick und straff (gelocktes oder gewelltes Haar weist stets auf Mischung hin), wachsen am längsten auf dem Scheitel und an den Schläfen. Der ohnehin spärliche Bartwuchs wird durch Ausrupfen beseitigt.

Bezüglich der Veränderungen und Umgestaltungen, welche an und mit dem Körper in irgend einer Absicht vorgenommen werden, ist zu bemerken, dass die früher weiter verbreitete Verunstaltung des Schädels, wie sie 126 fg. a zeigt, jetzt nur noch bei den Stämmen am Columbia und Fraser sowie auf Vancouver und dem Königin Charlotte-Archipel vorkommt. Dieselbe pflegt an den Kindern bald nach der Geburt vorbereitet zu werden, entweder in der Weise, dass man jene in einen Trog legt, an welchem durch Stricke ein Stück Baumrinde mit einem Polster befestigt ist, das quer über die Stirn hinweg festgeschnürt wird oder auf die Art, dass man das Kind auf einem Brette befestigt, an welchem ein anderes angebracht ist, um die Stirne niederzudrücken. Von diesem Gebrauch hat ein zwischen dem Fraser und dem oberen Columbia lebender Stamm die Bezeichnung „Flatheads" (Flachköpfe) erhalten.

Die Tätowierung hatte früher in Nordamerika weite Verbreitung, ist aber gegenwärtig nur noch selten anzutreffen. Vereinzelt findet sich auch das Durchstechen der Ohren und Nasen. Die Atnatánas, z. B., die Anwohner des Kupferflusses, tragen in der Nase Ringe aus Muschelschalen oder Metall, in den Ohren aber Perlen, an Sehnen hängend. Allgemein gebräuchlich dagegen und sehr beliebt ist das Bemalen des Gesichtes wie des Körpers mit bunten, möglichst grellen Farben, besonders wenn es gilt, Tänze aufzuführen. Die Art der Bemalung wie die dazu verwendeten Farben (roter und gelber Ocker, weisse Infusorienerde, Kreide und Graphit, ausserdem gekaufte Farben) zeigen je nach der Örtlichkeit mannigfache Abweichungen. Für den Krieg bemalen sich die Dacota z. B. das Gesicht von den Augen bis zum Kinne, die Krähenindianer aber nur die Stirn. Die Bella-Coola, 126 fg. f, machen einen grossen Fleck auf die Stirn und jede Backe; die Chippeway, 127 fg. f, bringen am Munde einen Büffelkopf, über den Augen aber weisse Striche und Punkte an; die Tanzbemalung der Sioux endlich zeigt 127 fg. m; die Körper sind dann von oben bis unten bemalt; der eine ist zinnoberrot, der andere ockergelb, der dritte grün angestrichen und auf diesen Untergrund sind allerlei seltsame Ornamente aufgetragen; einige sind tiefschwarz und tragen überall weisse oder gelbe Streifen, so dass sie fast wandelnden Skeletten gleichen; die Gesichter erscheinen zu den schauerlichsten Satansfratzen karikiert; einer hat ein Auge ringsum grellblau, das andere hochrot, die Backen mit weissen, schwarzen und grünen Streifen angemalt, ein anderer ist über und über mit grossen Vierecken in schwarzer Farbe bedeckt, ein dritter hat einen blauen Leib und gelbe Beine sowie ein Gitter von hellblauen Streifen über dem Gesicht.

Verhältnismässig einfach, im Vergleich mit anderen Naturvölkern ist die Haartracht der Indianer. Gewöhnlich scheiteln sie es in der Mitte, s. 126 fg. a, und lassen es zu beiden Seiten ungepflegt herabhängen. Die Frauen, s. 127 fg. a, mitunter auch die Männer, stellen Flechten her, die gelegentlich auch mit Büffelhaar verstärkt und verlängert werden. Als Kopfschmuck finden Federn, Büschel von Pferdehaaren, die Skalplocken erschlagener Feinde, Büffelhörner, Fellstücke u. a. vielfach Verwendung, s. 126 u. 127 auf mehreren Figuren; die Apachen und andere tragen eine Art Stirnbinde mit seitlich herabhängenden Zipfeln, s. 127 e.

Kleidung fehlt nirgends ganz; weil sie aber vorzugsweise aus den Fellen der erlegten Jagdtiere hergestellt wird, so ist sie, auch ausserhalb des Wirkungskreises des europäischen Einflusses, verschieden nach Stoff und Schnitt. Innerhalb des Verbreitungsgebietes der Büffel finden fast ausschliesslich deren Felle Verwendung, die von den Weibern zugerichtet werden, s. 127 fg. l. im Vordergrunde rechts. In den Prairien besteht die gewöhnliche Sommertracht der Männer in Lendenschurz und Mokassins, s. 127 fg. k.; ersterer wird gebildet durch einen Leibgurt, unter dem vorn das Ende eines 2 m oder mehr langen Tuches durchgeschlungen, zwischen den Beinen durchgezogen und hinten wieder über den Gürtel gebogen wird in der Weise, dass vorn wie hinten je ein Lappen herabhängt. Im Winter kommt dazu eine vielfach bemalte Decke aus gegerbter Büffelkuhhaut. Junge Mädchen bekleiden sich mit einer ärmellosen, dicht anschliessenden Jacke und einem kurzen Leibrock aus gegerbter Hirschhaut. Die Apachen, s. 127 fg. e., haben nur Hosen und Lederschuhe anzuziehen. Anderwärts findet man die Tracht vollständiger und sorgfältiger gearbeitet, wie aus den Bildern 127 b u. d, sowie 126 h bis e hervorgeht. Bei den Dacota werden die aus glatt geschabten Büffelfellen hergestellten und roh bemalten Bestandteile verziert, die Hosen mit Franzen, die Röcke mit Perlen, die Mokassins mit Perlen und Stachelschweinstacheln. Bemerkenswert sind die Decken („Nakhin") der Haida und anderer Küstenstämme

des Nordwestens; den Grund oder die Kette dieser kostbaren, aber immer seltener werdenden Stücke bildet fein geschnittene Cedernrinde, mit welcher die weiss, gelb, schwarz und braun gefärbte Wolle der Bergziege zu deutlich hervortretenden Mustern verweht wird. Solche Decken gebraucht man hauptsächlich beim Tanz in Verbindung mit einer kleinen, mit Perlmutter verzierten Maske. Eine beträchtliche Annäherung an das Eskimokostüm zeigt die Tracht der Malemiute, s. 126 fg. e, welche, zwischen Norton- und Kotzebue-Sund in Alaska lebend, übrigens von manchen Gelehrten gar nicht mehr zu den Indianern, sondern zu den Eskimo gerechnet werden. Dass der Verkehr mit den Weissen die ursprüngliche Bekleidungsweise vielfach verdrängt oder umgestaltet hat, wurde bereits angedeutet; solche „civilisierte“ Stücke aber machen den Indianer, der in seiner eignen Kleidung vielfach einen stattlichen, jedenfalls aber einen eigenartigen Anblick darbietet, in der Regel zu einer lächerlichen Figur. Immerhin ist wegen der grossen Einschränkung der Jagdgebiete eine solche Veränderung zu einer Notwendigkeit geworden, und bei vielen Stämmen hat die eingetauschte Wolldecke („blanket“) die naturwüchsige Büffelhaut verdrängt. Die Blankets bilden daher einen wichtigen Tauschartikel.

Ob nun aber der Indianer eigene oder eingetauschte Kleidung trage, in jedem Fall ist er ein grosser Freund von allerhand Schmuck, der sowohl unmittelbar am Körper, als an den Kostümstücken angebracht wird. Allgemein beliebt sind Adlerfedern, aus denen beispielsweise Zieraten, wie sie 127 fg. d zeigt, hergestellt werden; ferner findet man häufig die Wampuns, d. h. Arm- und Halsbänder aus farbigen, besonders blauen Perlenschnüren. Etliche Stämme der südlichen Felsengebirge, wie die Navajos, besitzen Silberschmuck, in dessen Herstellung sie grosses Geschick zeigen.

Abgesehen von einigen Abteilungen an der mexikanischen Grenze, waren alle Indianer Nordamerika's von Hause Nomaden in dem Sinne, dass sie nach den Jahreszeiten, nach den Standorten des Wildes u. a. m., innerhalb gewisser, durch die Eifersucht der Nachbarn gezogenen Grenzen, ihren Aufenthalt wechselten. Wenn nun auch in neuester Zeit dies an vielen Stellen unmöglich geworden ist, so wohnen doch auch jetzt noch die meisten Indianer wie früher in Zelten und nur wenige haben die Sitte, feste Häuser (aus Holz) zu bauen, angenommen. Letzteres gilt z. B. von den Thlinkit. Die echt indianischen Zelte werden bei den Fischerstämmen des Nordens und Nordwestens aus Baumrinde und in fast halbkugeliger Gestalt, s. 126 fg. i, hergestellt. Die Jägerstämme dagegen verwenden zu ihren Wohnstätten gegerbte und vielfach bemalte Büffelfelle, welche die wetterfeste Bedeckung eines spitz zulaufenden Stangengerüstes bilden, s. 127 fg. l. Diese Zelte, durchschnittlich 6—7 m im Durchmesser haltend und 5 m hoch, haben oben eine Art geflügelter und nach allen Seiten hin drehbarer Kappe, welche verhindert, dass der Wind unmittelbar in das Innere hineinbläst. Im Innern, und zwar genau unter der Kappe, befindet sich die Stelle für das Feuer, dessen Rauch bei kaltem Wetter, infolge mangelhaften Abzuges, den ganzen Raum füllt und den Aufenthalt für daran Ungewohnte unerträglich macht. Rings um die innere Zeltwand sind Büffelfelle und Wolldecken aufgeschichtet, welche den Insassen, häufig 8 bis 10 Personen, als Ruhe- und Schlafstätten dienen. An sonstigen Ausrüstungsgegenständen findet man Reisesäcke mit gedörrtem Fleisch, Kleidern und Schmuckgegenständen gefüllt, ferner einige Töpfe, Kessel und Becher. Umfänglichen Hausrat liebt der Indianer nicht und kann ihn, wegen seiner unstäten Lebensweise, auch nicht brauchen. Die Zelte stehen gesellig, aber ohne bestimmte Anordnung bei einander; für die Anlage derselben wählt man im Sommer wild- und wasserreiche Plätze, im Winter geschützte Thäler; das Auf- und Abschlagen der Zelte ist Sache der Frauen.

Wie bereits angedeutet, leben einige Stämme an der mexikanischen Grenze in festen Ansiedelungen, sog. Pueblos. Die Dörfer der in Töpferei und Weberei geschickten Zuñi z. B., in Neumexiko südlich von Santa Fé, sind terrassenförmig angelegt, s. 127 fg. g, in der Weise, dass 3 bis 7 Stockwerke über einander liegen; jedes obere tritt gegen das betreffende untere etwas zurück und lässt somit für jede Wohnung einen Vorplatz frei; der Verkehr zwischen den einzelnen Abteilungen erfolgt mittels roher Leitern. Hochinteressant sind im Coloradogebiete die Reste altindianischer Bauten, s. 127 fg. h, die zuweilen in Felshöhlen an so steilen Stellen angelegt sind, dass man nicht begreift, wie die damaligen Bewohner in ihre Felsennester gelangen konnten. Besonders beachtenswert sind endlich die verhältnismässig soliden und sorgfältigen Gebäude der Haida, s. 126 fg. l, die, gleich anderen Stämmen des britischen Columbia und der vorliegenden Inseln, feste Dörfer bewohnen. Letztere, in der Nähe der Fischereibänke an günstigen Landungsplätzen angelegt, bilden meist eine einzige Reihe Häuser, die, Wand an Wand stehend oder durch Zwischenräume von einander getrennt, eine viereckige oder quadratische Form von 10 m Seitenlänge haben, aus Balken und starken Planken erbaut sind und zur Aufnahme mehrerer Familien dienen. Ein freier Raum vor der Häuserfront und an dem Uferrand dient als Strasse, sowie zum Trocknen der Fische, zur Aufstellung der zeitweilig nicht gebrauchten Kähne und zur Errichtung der geschnitzten Pfeiler, deren durchschnittlich zwei auf ein Haus kommen.

Die Nahrung der Indianer ist, weil sie vorzugsweise durch Jagd und Fischerei gewonnen wird — nur die Pueblos und ihre Verwandte haben regelmässigen Bodenanbau — örtlich zwar etwas verschieden, besteht aber doch vorzugsweise aus Fleisch oder vielmehr aus tierischen Stoffen. Denn der Indianer der Prairien z. B. verzehrt jedes Tier, sei es ein Vierfüssler, ein Vogel oder ein Reptil; die Eingeweide der Vögel und Säugetiere aber dünken ihm ein besonderer Leckerbissen. Kleinere Tiere werden roh und noch mit ihrer Lebenswärme verzehrt. Ist Wild reichlich vorhanden, so verspeist man nur die zarten und saftigen Teile der erlegten Tiere (Elentiere, Hirsche, Antilopen, Büffel), in Zeiten der Not aber nicht nur alle Teile der Jagdtiere, sondern überhaupt alles mögliche als Schlangen, Eidechsen, Kröten, Aasvögel u. a. Als Delikatesse gilt das Fleisch von Hunden, Wölfen und Stinktieren, insbesondere aber Blut, gleichviel ob warm oder geronnen. Je nach den Verhältnissen ist der Indianer ebenso unmässig wie enthaltsam und fähig, tagelang Hunger und Durst zu ertragen. Für gewöhnlich hält er täglich eine Hauptmahlzeit, jedoch zu keiner bestimmten Zeit, ab. Der Wintervorrat besteht in den Prairien aus Büffelfleisch, das in dünne Streifen zerschnitten, an der Sonne gedörrt, zerstossen und in Fellkoffern aufbewahrt wird. Wo Fische die Hauptnahrung bilden, werden diese für den Winter ebenfalls an der Sonne gedörrt. Die Tanana, s. 126 fg. g, schmelzen das Fett der auf eigentümliche Weise erlegten Elentiere, um es in deren Gedärmen aufzubewahren. Pflanzenkost spielt im allgemeinen eine geringe Rolle; einige Stämme der Prairien bauen etwas Mais und einige Gemüse, Kürbisse, Melonen u. s. w.; alle sind grosse Freunde von wildem Obst und Beeren, die sie wohl auch für den Winter dörren. Berauschende Getränke kannten die Indianer vor dem Verkehr mit den Weissen nicht; seitdem haben sie, wie allbekannt, eine unbezwingliche Leidenschaft für das „Feuerwasser“ gefasst, für dessen Erwerb sie all ihren Besitz, die Frauen nicht ausgeschlossen, hinzugeben bereit sind. Die furchtbare Wirkung des Branntweins auf die Indianernatur ist bekannt. Allgemein verbreitet ist das Tabakrauchen; die dazu verwendeten Pfeifen sind aus einem weichen Stein von roter Farbe geschnitzt und mit verschiedenartigen, meist phantastischen Zieraten bedeckt. Die bekannten Friedenspfeifen zeichnen sich vor den gewöhnlichen durch Grösse, kunstvolle Form und besonderen Schmuck (Adlerschwungfedern) aus; nach dem Gebrauch werden sie in den Häuptlingszelten aufbewahrt.

Die ursprünglichen Waffen der Indianer waren die Keule, das Beil, der Speer, der Bogen und der Pfeil, aus Holz, Stein und Tierknochen gemacht; an deren Stelle sind vielfach eiserne Stücke getreten, in erster Linie der Tomahawk, s. 127 fg. m, das Schlachtmesser und die Flinte. Bei der Jagd wie bei der Kriegführung besteht die Haupteigentümlichkeit in möglichst geräuschlosem Anschleichen, bezw. in hinterlistigem, mit plötzlichem Kriegsgeschrei verbundenem Überfall.

Ausser den erwähnten Geräten hat der Indianer wenig aufzuweisen; wir wollen hier nur noch der Kähne Erwähnung thuen, die entweder aus Baumrinde, aus Planken oder aus Bisonhaut gefertigt, s. 126 fg. h, i u. l., sich durch Leichtigkeit und Dauerhaftigkeit auszeichnen.

Die freie Zeit, welche dem Indianer Jagd und Krieg lassen, verbringt er mit Nichtsthuen, mit Plaudern oder mit Spiel und Tanz. Letzterer ist in den denkbar zahlreichsten und mannigfaltigsten Formen ausgebildet und dient nicht nur dem Zeitvertreib, sondern gelegentlich auch politischen und religiösen Zwecken. Wir begnügen uns hier mit dem Hinweis auf unsere Bilder, 126 fg. m. u. 127 fg. m. Bei dem „Hametzentanz“ interessieren vor allem die grotesken Vogelmasken, in deren Herstellung (durch Schnitzen und Bemalen) die Bella-Coola wie ihe Nachbarn an der pacifischen Küste so Bemerkenswertes leisten. Bei den Sioux wie bei manchen anderen Stämmen treten die Tänzer in möglichst greller Bemalung, s. S. 29, und grotesker Vermummung auf. Der Tanz selbst besteht vorzugsweise aus dem abwechselnden Aufheben oder Niedersetzen der Füsse, begleitet von einer raschen ruckweisen Bewegung des Körpers und belebt durch Hüpfen oder Luftsprünge, durch Gestikulieren und wildes Schwenken der Waffen. Gelegentlich wird er bis zur völligen Erschöpfung der Teilnehmer fortgesetzt. Zu gewissen Tänzen, z. B. zum Skalptanz, wird gesungen, bald in unheimlich wehklagender, bald in gellender Weise.

Was die Familienverhältnisse aubelangt, so herrscht allgemein Vielweiberei, doch richtet sich die Zahl der Frauen nach dem Wohlstande eines jeden einzelnen. Denn die Frau wird durchweg unter langwierigem Schachern gekauft (in den Prairien für 1 bis 4 Pferde), jedoch nicht ohne dass sich der Bewerber der Zustimmung seiner Auserwählten vorher versichert hat, was insofern nötig ist, als ihr das Recht zusteht, in gewissen Fällen ihren Gatten zu verlassen. Die Ehe erfolgt ohne jede Ceremonie. Die Indianerfrau ist bei aller Abhängigkeit und Plackerei glücklich und zufrieden, jedenfalls ohne Eifersucht; selten sind ihr mehr als zwei Kinder beschieden. Letztere wachsen ohne Erziehung und Unterricht heran; nur die Mädchen erhalten frühzeitig Unterweisung in den ihrem Geschlecht zufallenden Arbeiten. Die Knaben entwickeln ihre Fähigkeiten mehr durch Absehen und Zuhören, wenn die Erwachsenen ihre Abenteuer und Erlebnisse erzählen; dann suchen sie sich durch eigene Unternehmungen denjenigen Grad von Abhärtung, Gewandtheit und Entwickelung ihrer Sinnesorgane anzueignen, der nötig ist, um in die Reihen der Erwachsenen einzutreten. Dazu bedarf es bei einigen Stämmen einer grausamen Prüfung. Vorkommende Krankheiten schreibt man der Wirkung böser Geister zu, die zu bannen, der „Medizinmann", s. 127 fg. c, berufen wird. Dieser erscheint in einer möglichst grotesken Vermummung und führt, nachdem er ein ansehnliches Geschenk in Empfang genommen hat, allerlei Hokuspokus auf. Gestorbene werden, in ihre Kleider gehüllt und mit mancherlei Geräten und Lebensmitteln versehen, entweder begraben, auf Bäumen oder auf eigens hergerichteten Gestellen in einer Art von Sarg untergebracht, s. 127 fg. i, wobei die hinterlassene Witwe die gebräuchlichen Totengesänge anstimmt. Einige Stämme des Nordwestens, wie die Thlinkit, s. 126 fg. k, errichten eigenartige Grabhäuser aus Holz und statten sie mit mancherlei Bemalung und geschnitzten Figuren aus. Denn der Indianer hat nicht nur die Vorstellung von einem guten und bösen Geiste, sondern auch den Glauben an die persönliche Fortdauer nach dem Tode; und zwar denkt er sich, dass jeder in der Form in die „glücklichen Jagdgründe" eingeht, in welcher er den Tod erleidet. Alle kommen in das bessere Jenseits, mit Ausnahme derjenigen, welche durch Enthauptung oder Erdrosselung starben, denn nach indianischer Anschauung entweicht die Seele aus dem Munde. Überhaupt ist das ganze Leben der Indianer von abergläubischen Vorstellungen durchzogen, und bei jeder grösseren Unternehmung sucht man über deren Ausgang sich zu vergewissern. Zu diesem Zwecke macht man „Medizin", d. h. man stellt gewisse Stoffe zusammen, die, wenn sie eine gute Vorbedeutung abgeben, teils von jedem einzelnen in einem kleinen Säckchen am Halse getragen, teils an Stangen in der Nähe der Zelte angebracht werden, s. 127 fg. l die Stangen zwischen den zwei gerbenden Frauen.

Alle Indianer lebten ursprünglich in Stammesverbänden; dieselben, bald grösser, bald kleiner, bald in Unterabteilungen zerfallend, stehen unter Häuptlingen, welche den Oberbefehl im Kriege führen, aber auch im Frieden eine gewisse Macht, namentlich die Rechtsprechung, ausüben. Neben der Häuptlingswürde, die bald erblich, bald eine gewählte, stets aber an das Vorhandensein gewisser persönlicher Eigenschaften geknüpft ist, besteht die Ratsversammlung, der namentlich die Entscheidung über Krieg und Frieden zusteht. Dabei kommt die eigentümliche indianische Beredsamkeit zum Vorschein, die sich sowohl durch treffende Kürze als durch Bilderreichtum auszeichnet. Die geistige Anlage der Indianer kann überhaupt nicht gering angeschlagen werden; abgesehen von der ausserordentlichen Schärfe der Beobachtung und der Sicherheit der Erinnerung verfügt der Indianer über eine reiche, wenn auch ungezügelte Phantasie und über ein nicht gewöhnliches Nachahmungstalent; das beweisen u. a. die zwar rohen, aber stets das Typische treffenden Zeichnungen.

Wenn das Indianervolk Nordamerika's in der Hauptsache einen durchaus einheitlichen Charakter trägt, so fehlte es von vornherein aber auch nicht an Verschiedenheiten. Diese haben seit dem Verkehr mit den Weissen vielfach eine grosse Verschärfung erhalten. In der Hauptsache aber ist das Verhältnis zu den Weissen ein doppeltes geworden, entweder vorherrschend friedlich oder vorwiegend feindselig. Ersteres gilt im ganzen von den Indianern des britischen Amerika und Alaska's, letzteres von denen der Vereinigten Staaten.

In Alaska haben die Indianer das Feld fast vollständig behauptet. Im britischen Amerika dagegen ist ihnen schon viel von ihrem früheren Gebiete verloren gegangen. Zieht man eine Linie etwa vom kleinen Sklaven- nach dem Winipegsee und von da in einiger Entfernung parallel mit den Nordufern der canadischen Seen und des Lorenzstromes nach Neufundland hinüber, so sind südlich dieser Linie die Indianer bis auf mehrere dürftige Überbleibsel verschwunden; letztere aber haben ihren Stammesverband wie ihre ethnologische Eigenart vollständig verloren; sie sind teils Ackerbauer, teils Holzfäller und sonstige Arbeiter. Im Jahre 1883 zählte man in Neuschottland 2224 Indianer, in Neubraunschweig 1509, in Quebeck 11930, in Ontario 18121 gegen zusammen fast 4 Mill. Eingewanderter. Nördlich der genannten Linie steht es aber umgekehrt; da erscheinen die Ansiedelungen der Weissen oasenartig durch die indianische Bevölkerung verstreut, meistens im Anschluss an die Forts und Handelsposten der Hudsonbaigesellschaft.

In den Vereinigten Staaten endlich sind die Indianer aus dem grossen Gebiete von der atlantischen Küste bis zum Mississippi bis auf einige unbedeutende Reste verdrängt; aber auch jenseits des Stromes ist ihr räumlicher Zusammenhang durchbrochen und aufgelöst, die Leute selbst in sogenannten Reservationen unter Regierungsagenten untergebracht, ein Vorgang, der eine Reihe blutiger und grausamer Kämpfe zur Folge gehabt hat, ohne zum vollständigen Abschluss gelangt zu sein. Unter den heutigen Indianern kann man mehrere Gruppen unterscheiden. Die erste Gruppe umfasst diejenigen, welche, als civilisiert bezeichnet, unter der übrigen Bevölkerung leben und 1880 zusammen 66407 Köpfe ausmachend, sich über alle Staaten und Territorien der Union verteilen. Die zweite Gruppe bezieht sich auf diejenigen Indianer, welche in Stämmen leben, insgesamt 256127; davon wohnten 240136 auf Reservationen auf 68 Agenturen verteilt, 15991 standen nicht unter Agenturen. Die grösste Reservation ist das sogenannte Indian Territory am mittleren Arkansas mit 76895 Indianern, darunter 59187 halbcivilisierten. Grössere Reservationen befinden sich sodann am Missouri von Yankton bis Ft. Lincoln und von Ft. Bafford bis Ft. Benton, ausserdem am Yellowstone bei Ft. Custer, am Columbia u. s. w.

128. Die eingewanderte Bevölkerung des britischen Nordamerika.

Die eingewanderte Bevölkerung des britischen Nordamerika, welches ausser dem Dominion of Canada auch Neufundland und die Bermudasgruppe umfasst, belief sich um d. J. 1881 auf rund 4, 4 Mill., dürfte aber gegenwärtig annähernd 5 Mill. betragen. Immerhin ist sie im Durchschnitt noch äusserst dünn über das ungeheuere Gebiet verteilt, dessen Grösse dem Umfange des Erdteils Australien gleichkommt, hinter dem Europa's aber nur um ein Zehntel zurücksteht. Eine lebhaftere Zunahme, teils durch natürliche Vermehrung, teils durch Einwanderung ist erst neuerdings eingetreten; denn während dieselbe im Zeitraume 1871/81 jährlich 60000 betrug, ist sie seitdem auf jährlich 100000 gestiegen, ein Betrag, der freilich hinter den entsprechenden Verhältnissen der benachbarten, etwa gleich den grossen Union noch weit zurücksteht. Die Verteilung der Bewohner, im Durchschnitt 1 Person auf 2 klm ausmachend, gestaltet sich bei den einzelnen Hauptabteilungen in recht verschiedener Weise, denn während, unter Einschluss der Eingeborenen, auf je 100 qkm in den nordwestlichen Territorien 1 Person, in Columbia 5 und in Manitoba 20 kommen, enthält Quebeck deren 300, Ontario 700 und Neuschottland 800. Diese Gegensätze steigern sich, wenn man die einzelnen Teile der besser bevölkerten Provinzen ins Auge fasst; die allerdichteste Bevölkerung aber findet man entlang dem Nordufer des Ontariosees und des Lorenzstromes, etwa von Toronto bis nach Quebeck, wo stellenweise bis 100 Personen auf dem qkm wohnen, von den eigentlichen städtischen Gebieten abgesehen.

Über die Ausdehnung der von den Einwanderen besiedelten Landstriche ist oben das Wesentlichste mitgeteilt worden; hier wäre noch hinzuzufügen, dass auch an mehreren Stellen der pacifischen Küste, und zwar sowohl auf dem Festland als auf den Inseln, einige Flecken von den Weissen dauernd bewohnt werden, so z. B. die Küsten von Vancouver und das Festland gegenüber dem Königin Charlotte-Archipel. Die grösste Anziehungskraft hat, seit der Betriebseröffnung der Canadischen Pacificbahn, die südliche Umgebung des Winipegsees, der Distrikt Manitoba, ausgeübt.

Die eingewanderte Bevölkerung zerfällt nach ihrer Abstammung in Chinesen (4383), Neger (21304) und Europäer (4190486). Bei letzteren ist wieder zu unterscheiden zwischen solchen, welche, von früheren Einwanderen herstammend, in der Kolonie geboren sind, und solchen, deren Geburtsort in einem europäischen Lande liegt. Die Zählung von 1881 hat nun gezeigt, dass sich im britischen Nordamerika zwar Vertreter von fast allen europäischen Nationalitäten zusammengefunden haben, dass jedoch unter diesen nur die Franzosen Iren, Engländer, Schotten und Deutschen bedeutende Beträge aufweisen.

Von historischem Standpunkte aus gebührt der Vorrang den Franzosen, da diese den Grundstein zur Kolonisierung des eigentlichen Canada gelegt haben. Bei Abtretung dieses Gebietes an England i. J. 1763 zählte man etwa 60000 fran-

zösische Kolonisten, zumeist Normannen, Bretonen und Gascogner. Trotzdem nun die französische Einwanderung seitdem fast völlig aufhörte, teilweise sogar eine Rückwanderung der besseren Klassen stattfand, haben sie doch teils durch starke natürliche Vermehrung teils durch Mischung in dem Masse zugenommen, dass sie in Canada selbst nahezu 1,3 Mill., in den Vereinigten Staaten aber etwa 0,5 M., (besonders in Neuengland) ausmachen. Die franz. Canadier, fg. d., welche im eigentlichen Canada ein Drittel der Gesamtbevölkerung, in der Provinz Quebeck aber und auf der Halbinsel Gaspé sogar neun Zehntel, darstellen, zeichnen sich durch zähes Festhalten an ihrer Muttersprache, an altfranzösischen Sitten und Gewohnheiten aus; sie vermischen sich nicht mit den Engländern und haben ihre eigenen Kirchen, Schulen, Universitäten, Zeitungen u. a. m. Trotzdem hat es den Anschein, dass, in einigen Gegenden wenigstens, sich die französische Sprache auf die Dauer nicht behaupten werde. Denn selbst da, wo, wie in Quebeck, die Franzosen das numerische Übergewicht haben, nimmt ihr öffentlicher Einfluss nach und nach zu Gunsten der Engländer ab. Vermöge ihres lebhafteren Unternehmungsgeistes vereinigen die letzteren den grössten Teil des Grosshandels und der Industrie in ihren Händen; sie bauen Eisenbahnen und Kanäle, legen Fabriken und gewerbliche Anstalten an, sie beherrschen das Kapital und das ganze Bankwesen; sie erforschen das Land und legen die betreffenden Ergebnisse in Werken englischer Sprache nieder; die höheren Beamten endlich sind fast durchweg Engländer oder Schotten. In Montreal aber ist der Vorrang den Franzosen bereits entrissen: obwohl die Hälfte der Stadtbevölkerung ausmachend, sind sie, aus den grossen Geschäftsvierteln verdrängt, vorwiegend auf die alten, engen und düsteren Gassen beschränkt und mit Kleinhandel und Kleingewerbe beschäftigt. Etwas günstiger steht das Verhältnis auf dem Lande, wo sie wegen des langsameren Zuflusses nichtfranzösischer Einwanderer mehr unter sich bleiben.

Wie bereits angedeutet, befindet sich unter der oben mitgeteilten Zahl der französischen Canadier ein gewisser, aber nicht genau festgestellter Betrag von französisch-indianischen Mischlingen oder Mestizen, s. 128 fg. a. Dieselben sind, wie ein Teil der unvermischten Indianer, entweder fest angesiedelte Ackerbauer oder Jäger, Holzarbeiter und „Voyageurs". Unter letzteren versteht man solche Leute, welche für eine bestimmte Entschädigung die Vorräte an Lebensmitteln, Tauschwaren u. s. w. in die über den ganzen Norden und Nordwesten in weiten Entfernungen verstreuten Handelsposten der Hudsonbaigesellschaft zu bringen haben.

Wie in der Bevölkerungszahl, so steht das brit. Nordamerika hinter dem Nachbarstaat auch in der wirtschaftlichen Entwickelung weit zurück, eine Thatsache, die in den klimatischen Verhältnissen und der Schwierigkeit des Verkehrs teilweise ihre Erklärung findet. Das brit. Nordamerika gehört noch zu den Gebieten, deren Bevölkerung ihre Thätigkeit vorwiegend auf die Gewinnung und Ausfuhr von Rohprodukten richtet, hinsichtlich der Gewerbe- und Industrieerzeugnisse feinerer Gattung sowie der höheren geistigen und künstlerischen Bedürfnisse aber vom Auslande, in erster Linie von Europa, abhängig ist. Das zeigt auch die i. J. 1881 angestellte Berufsstatistik, wonach 62,6% der produktiven Bevölkerung auf Ackerbau, 26,6% auf Industrie unter Einschluss der Jagd, Fischerei und Holzgewinnung, 0,6 % auf Bergbau und 10,2 % auf Handel entfallen, ein Verhältnis, welches so ziemlich genau in den einzelnen Hauptteilen des Landes wiederkehrt, mit Ausnahme der wenig oder erst jüngst besiedelten Gebiete.

Die Jagd spielt in den nördlichen und westlichen Gebieten immer noch eine wichtige Rolle, obwohl der Ertrag an Pelzwerk gegen früher bedeutend zurückgegangen ist. Der Erlegung von Pelztieren, unter denen neuerdings die Bisamratte allen anderen an Zahl voransteht, widmen sich ausser den Eingeborenen und Mischlingen besonders die sog. „Trapper" europäischer Abkunft, s. 128 fg. b, die, dem Wilde sowohl mit Fallen als mit Pulver und Blei nachstellend, monatelang ein Wanderleben in den weiten Urwäldern führen, bzw. an besonders geeigneten Punkten einfache Blockhütten errichten. Die Hauptaufkäuferin der Felle ist die Hudsonbaigesellschaft, die auch heute noch als die wirkliche Herrin der riesigen Jagdgebiete zu betrachten ist, obgleich sie ihre Souveränitätsrechte i. J. 1869 an die canadische Regierung abgetreten hat. Die Gesellschaft hat an vielen Stellen Handelsposten angelegt, wo ihre Beamten Lager von allerhand Tauschwaren halten, um dafür Felle und Pelzwerk von den Jägern einzuhandeln. Wegen etwaiger Überfälle seitens wilder Indianer sind diese Posten, s. 128 fg. c, mit Palissaden umgeben, doch muss man sagen, dass der Verkehr mit jenen einen vorwiegend friedlichen Verlauf genommen hat.

Weit höhere Geldwerte als die Jagd liefert aber der Fischfang; derselbe wurde i. J. 1881 betrieben von 52 000 Mann mit 1147 Schiffen und 30 427 Booten, in erster Linie an der atlantischen Küste, in zweiter im Binnenland und an der pacifischen Küste. Unter den zahlreichen Wassergeschöpfen liefert in der Dominion den verhältnismässig höchsten Geldertrag der Kabeljau; in Neufundland spielt neben dem Kabeljau, s. fg. e, der Fang der Robben eine immer noch ansehnliche Rolle. An die Fischerei schliesst sich eine beachtenswerte Industrie, die ausser Thran und Fischöl auch mancherlei Konserven liefert.

Ausserordentlich wichtig ist ferner der Holzertrag aus den ungeheuren Wäldern, die nach offiziellen Angaben ein Areal von 725 000 qkm bedecken. Unter den verschiedenen Baumarten werden am meisten die Nadelhölzer, besonders die Weisskiefer, gefällt, auf den Flüssen verflösst und in den nahebei befindlichen Sägemühlen, s. fg. f, zu Brettern, Latten u. s. w. verarbeitet.

Wie bereits angedeutet, beschäftigt sich der absolut grösste Teil der Bevölkerung mit Ackerbau, wennschon bis jetzt nur 2 % des gesamten Areals dazu verwendet werden. Im einzelnen betrachtet, gestaltet sich das Verhältnis, gemäss den Naturbedingungen und den Fortschritten der Besiedelung, äusserst verschieden. Während Nordkanada sowie der Nordwesten vom Ackerbau kaum berührt sind, beträgt das sog. Farmerland in Südcanada mehr als die Hälfte, auf der Prince Edwards-Insel sogar mehr als drei Viertel der ganzen Bodenfläche; der Mittelpunkt des Getreidebaues aber ist Südontario. Was die Verteilung des Bodens anbetrifft, so herrscht wohl der Kleinbetrieb vor, doch macht sich neuerdings, in Anlehnung an das durch die Vereinigten Staaten gegebene Vorbild, der Grossbetrieb auf Latifundien unter Anwendung von mancherlei Maschinen, wie sie unser Bild fg. g zeigt, mehr und mehr geltend.

Bei dem wirtschaftlichen Charakter des Landes ist ein lebhafter Aussenhandel ein unumgängliches Bedürfnis; jedoch gestaltet sich derselbe insofern nicht ganz günstig, als die Ausfuhrwerte hinter dem Einfuhrbetrage nahezu um ein Fünftel zurückstehen. Unter den Häfen Canada's zeichnet sich Quebeck durch seine malerische Lage — s. fg. h oben auf dem Felsen die Cidatelle — aus.

129—131. Die eingewanderte Bevölkerung der Vereinigten Staaten.

Die Bevölkerungsverhältnisse der Vereinigten Staaten bieten im Vergleich zu allen anderen Teilen Amerika's das bei weitem grösste Interesse dar, einmal weil die Seelenzahl sich im Laufe von wenig mehr als hundert Jahren in der ausserordentlichsten Weise, etwa um das Zwanzigfache, vermehrt hat, sodann, weil die wirtschaftliche Entwickelung einen Aufschwung genommen, der thatsächlich in der Weltgeschichte einzig dasteht und nach menschlichem Ermessen sich niemals und nirgends wiederholen kann.

Nach der Zählung v. J. 1880 betrug die eingewanderte Bevölkerung der Vereinigten Staaten (ohne Alaska) 50375659 Köpfe, dürfte aber in nächster Zeit 60 Mill. erreicht haben, eine Zunahme, wie sie innerhalb eines gleich grossen Zeitraumes kein Abschnitt der Unionsgeschichte aufzuweisen hat, denn 1790 zählte man 3,9 Mill., 1800: 5,3, 1820: 9,6, 1840: 17, 1860: 31,4. Dass eine so enorme Steigerung nur durch Einwanderung erfolgen konnte, liegt auf der Hand; diese Bewegung war namentlich von Europa her eine äusserst lebhafte, zumal in den letzten vier bis fünf Jahrzehnten. Man hat berechnet, dass dieser Erdteil 1821/87 gegen 14 Mill. Menschen, also jährlich im Durchschnitt 212 000, an die Union abgegeben hat und zwar Grossbritannien-Irland 5,8 Mill., Deutschland 4,25, Norwegen-Schweden 0,79, Österreich-Ungarn 0,31 u. s. w. Wahrscheinlich bleiben diese Angaben hinter der Wirklichkeit mehr oder minder weit, wegen der Mangelhaftigkeit der Wanderungsstatistik, zurück. Die Summen der jährlichen Einwanderung schwanken übrigens in beträchtlichem Masse; den höchsten Betrag überhaupt mit 730 349 Personen lieferte das J. 1882, den niedrigsten des laufenden Jahrzehntes (dessen Durchschnitt 0,5 Mill. ausmacht) mit 322 361 Personen das J. 1885. Dass jener Höchstbetrag in Zukunft wieder erreicht oder gar werde überschritten werden, ist nicht anzunehmen, einerseits weil auch in der Union die Erwerbsverhältnisse immer schwerer werden, andererseits weil die Regierung selbst Massregeln zu treffen begonnen hat, um gewisse Klassen von Einwanderern fern zu halten.

Gemäss der historischen Entwickelung der Union, die bekanntlich aus den 13 atlantischen Kolonien hervorging, ist die Verteilung der Eingewanderten je nach den einzelnen Teilen eine äusserst verschiedene; jedoch bestätigt sich die allgemeine Beobachtung, dass, je weiter man sich von der atlantischen Küste entfernt, die Bevölkerung um so dünner wird, in gewissen Gebieten sogar gänzlich fehlt, um erst wieder an der pacifischen Küste eine ansehnliche Stärke zu erreichen. Auf Grund der Zählung v. J. 1880 beträgt die mittlere Dichtigkeit über 5 Per-

sonen auf dem qkm; am dichtesten bewohnt, über 100 P., erwiesen sich einige Gebiete in unmittelbarer Umgebung der Städte Newyork, Boston und Providence; eine Zone dichterer Bevölkerung (20—100) reicht, einige Male unterbrochen, von Portland in südwestlicher Richtung bis in die Gegend von Memphis (Tennesee); eine andere, von Boston ausgehend, läuft gerade nach Westen und erreicht den Mississippi bei Davesport. Westlich dieses Flusses sinkt die Dichtigkeit mit Ausnahme vereinzelter kleiner Gebiete unter 20 P., bis der 100° w. L. etwa die Ostgrenze derjenigen Länder bildet, in denen weniger als 1 Person auf den qkm entfällt. Die ganzen Prairien und Plains zwischen dem 100° und dem Ostfuss der Felsengebirge sind also, abgesehen von einzelnen Stellen (wie der Blackhills und der unmittelbaren Umgebung der ältesten Pacificlinie) äusserst schwach besiedelt. Bei den Felsengebirgen aber tritt eine etwas dichtere Bevölkerung nur oasenweise auf, 5—10 nämlich beispielsweise bei Denver und Leadville (Colorado), bei der Grossensalzseestadt (Utah), bei Portland (Oregon) und bei S. Francisco. Der bei weitem grössere Teil des ganzen gewaltigen Raumes zwischen dem Felsengebirge und pacifischen Küste steht auf derselben, oder auf einer noch viel niedrigeren Stufe wie die Plains.

Ähnliche, ja vielleicht noch grössere Gegensätze als die Dichtigkeit hat die Art der Besiedelung aufzuweisen. Während der Osten (zwischen atl. Küste u. Mississippi) ausser zwei Millionenstädten (Newyork und Philadelphia) 20 Orte über 100 000 Einwohner besitzt, enthält der doppelt so grosse Westen deren nur eine (S. Francisco). Und während die grossen Verkehrsmittelpunkte mit den vollkommensten und ausgesuchtesten Einrichtungen versehen, mit den glänzendsten, aufs verschwenderischte ausgestatteten Palästen geschmückt sind, finden wir in den menschenarmen Gegenden, zumal des „fernen Westens“, die denkbar primitivsten Anlagen und Wohnstätten. Unsere darauf bezüglichen Bilder, vgl. Bog. 129 u. 131, drücken diesen ungeheuren Unterschied in einer so entschiedenen Weise aus, dass wir dem nichts hinzuzufügen brauchen. Nur darauf möge kurz hingewiesen werden, dass an solchen Stellen des fernen Westens, wo irgend ein Magnet, in der Regel das Vorhandensein von Edelmetallminen, die Menschen hinlockt, die Ansiedelungen mit ausserordentlicher Schnelligkeit entstehen und bald das Ansehen stattlicher Ortschaften annehmen. Liegen solche Plätze in der Nähe der Eisenbahnen, so führen diese alle zum Hausbau und zur sonstigen Einrichtung nötigen Gegenstände, sogar fertige Häuser, herzu und nach einigen Wochen steht eine Ortschaft da, mitunter von Tausenden bewohnt. Allerdings, hält eine Stelle nicht, was sie zu versprechen schien, oder ist sie durch Raubbau ausgebeutet, so verschwinden die schier aus dem Boden gewachsenen Ansiedelungen ebenso schnell wie sie entstanden waren und die Einöde gewinnt ihre frühere Herrschaft wieder.

Hinsichtlich der Abstammung und der Nationalität der Eingewanderten muss man einen doppelten Unterschied berücksichtigen. Nach dem einen zerfallen dieselben nämlich in amerikanische Bürger oder Eingeborene (1880: 43 409 433) und in Fremde (6 679 943). Die letzteren rekrutieren sich aus allen Erdteilen, stammen aber überwiegend aus Europa, so z. B. 1,96 M. aus dem Deutschen Reiche, 1,85 aus Irland, 0,66 aus England, 0,08 aus Wales, 0,17 aus Schottland, 0,19 aus Schweden, 0,18 aus Norwegen, 0,13 aus Österreich-Ungarn, 0.10 aus Frankreich. Von den aussereuropäischen Ländern lieferten bedeutende Beträge nur das britische Nordamerika (0,71 M.) und China (104 541). Viel wichtiger, aber weniger exakt auszudrücken, ist der zweite Unterschied, der sich auf die Rassenzugehörigkeit bezieht. In Hinsicht darauf steht zahlenmässig nur soviel fest, das (i. J. 1880) 43 402 970 Weisse, 6 580 793 Neger und 105 613 Asiaten vorhanden waren. Die beiden ersteren Beträge dürften aber unterdes auf rund 51, bezw. 9 Mill. angewachsen sein.

Wenn nun aber auch bedauerlicherweise bei der letzten Zählung die Untersuchung und Feststellung der Herkunft der Weissen unterblieben ist, so weiss man doch, dass diese ein procentuell verschiedenartiges Gemisch aus allen Nationalitäten Europa's darstellen, und dass unter diesen die Auswanderer aus Grossbritannien s. oben S. 32 und ihre Nachkommen der Zahl wie der historischen Stellung nach die erste Rolle spielen. Aus ihnen hat sich seit den ältesten Zeiten, allerdings unter Beimischung fremder, namentlich holländischer und deutscher, Bestandteile das specifische Amerikanertum (Yankeetum) herausgebildet. Der heutige Amerikaner, s. 129 fg. a, b u. c, trägt im Vergleich zu seinen Stammverwandten in Europa sowohl im Körpertypus wie im geistigen und sittlichen Charakter eine Reihe scharf unterscheidender, fest ausgeprägter Merkmale zur Schau; er stellt, so zu sagen, eine neue Rasse dar. Nach Pruner Bey und anderen zeigt nämlich der Yankee schon nach dem zweiten Geschlecht Züge des Indianertypus. Später vermindert sich das Drüsensystem zum geringsten normalen Mass; die Haut wird trocken wie Leder; die Wärme der Farben, die Röte der Wangen weicht bei den Männern einem lehmigen Teint, bei den Frauen einer fahlen Blässe. Der Kopf wird kleiner, rund oder selbst spitzig; die Backenknochen und die Kaumuskeln gewinnen eine grosse Entwickelung; die Schläfengruben werden tiefer, die Kinnbacken massiver, die Augen liegen in tiefen, einander genäherten Höhlen. Das Haar, ursprünglich weich und lockig, nimmt die schlichte und straffe Art des indianischen an. Die Haut ist sehr zart, das Fettpolster zwischen Haut und Muskeln verschwindet, der Hals erscheint schmal und überlang.

Den Grundzug des Yankeecharakters bildet ein unermüdlicher, auf schnellen Erwerb gerichteter Thätigkeitstrieb, der in hohem Masse durch das ungewöhnlich entwickelte Verständnis für das praktisch Verwertbare sowie durch eine durch keinerlei Rücksichten gebundene Findigkeit und Anpassungsfähigkeit unterstützt wird. Nur so veranlagten Menschen konnte es gelingen, die ungeheuren Räume des Landes zu überwinden und dessen reiche Naturschätze aufzufinden und zu heben. Diesen unleugbar grossen und wirksamen Eigenschaften stehen, weil sie einseitig sind, scharf ausgeprägte Charakterzüge gegenüber, die fast sämtlich unter den Begriff der Übertreibung fallen. Dahin gehören nervöse Hast, bizarres und groteskes Auftreten in Wort und Benehmen, der echt amerikanische Humbug, das Prahlen mit Geld und seiner Macht, das absichtliche Aufspielen mit unfeinen Umgangsformen u. dgl.

Unmittelbar nach den Angloamerikanern sind an Zahl und öffentlichem Einfluss die Deutschen zu nennen, welche etwa ein Sechstel der heutigen Bevölkerungszahl darstellen, aber zum grossen Teil ihre Muttersprache mit dem Englischen vertauscht haben oder sie wenigstens reichlich mit englischen Worten und Konstruktionen zu durchmengen lieben. Die Einwanderung der Deutschen greift zwar bis in die älteste Zeit der Union zurück, hat aber doch erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts eine hervorragende Bedeutung erlangt. Der absolut höchste Betrag mit etwa 250000 entfällt auf d. J. 1854, dem derjenige von 1881 (216000) am nächsten kommt; die niedrigste Summe (27000) stellte das J. 1877. Hierbei muss man aber bedenken, dass der heute meist scharf hervorgehobene Unterschied zwischen den Angehörigen des deutschen Reiches und den Deutschen aus der Schweiz, Oesterreich-Ungarn sowie den russ. Ostseeprovinzen früher nicht gemacht wurde. Was nun die Verteilung der Deutschen anbelangt, so fehlen sie wohl in keinem der Staaten und Territorien ganz; in manchen Gebieten, namentlich des ursprünglich romanischen Südostens, sind sie recht spärlich vertreten, während sie in anderen vorherrschen, in einigen sogar andere Bestandteile fast ausschliessen, Wisconsin, Missouri, Illinois, Minnesota, Nebraska, Texas sowie die Grossstädte, vor allem Newyork umschliessen nach Ratzel grosse Massen von Deutschen; kleinere Gruppen findet man in Ohio, Pennsylvania und Indiana. Ihre Hauptbeschäftigung besteht in Landwirtschaft, städtischem Gewerbe, Handel, (Grosshandel in den Seestädten) sowie in den Berufsarten, welche eine gründliche, mehr oder minder wissenschaftliche und künstlerische Vorbildung verlangen. Der öffentliche Einfluss der Deutschen, neuerdings wohl in beständigem Wachsen begriffen, kommt doch mehr im privaten und geselligen Leben, zumal in Richtung auf die Gemütsbildung, als in den politischen Verhältnissen zur Geltung; letzteres wohl die Folge der mangelhaften Beherrschung des Englischen wie des allgemein deutschen Charakterzuges politischer Zersplitterung. Im Anschluss an die Deutschen des Reichs, der Schweiz, Oesterreichs und der Ostseeprovinzen erscheinen übrigens auch die Vertreter der skandinavischen Gruppe, die mit ihren Nachkommen eine Million nicht überschreiten dürften.

Nach den Germanen kommen die Iren, die nach dem Census von 1860 16 % der Gesamtbevölkerg ausmachen sollten, gegenwärtig aber diesen Satz nicht mehr erreichen. Die Zahl der 1821 87 aus Irland Eingewanderten beträgt 3,3 Mill.; man wird also das irische Element auf nicht viel über 6 Mill. veranschlagen dürfen. Dasselbe verbreitet sich, vorzugsweise mit Gewerben, Fabrikarbeit und niederer Taglöhnerei beschäftigt, über alle grossen Städte, hat aber seinen Hauptsitz in den Neuenglandstaaten, in Newyork und Kalifornien. Da die Iren zugleich die grosse Masse des Pöbels ausmachen und sich vielfach durch Roheit und Brutalität hervorthuen, so üben sie weder auf das gesellige noch auf das politische Leben einen günstigen Einfluss aus.

Die romanischen Bestandteile, Franzosen und Spanier, früher zu 5 % geschätzt, sind ebenfalls unter diesen Betrag zurückgegangen. Die Franzosen, von früher her am Mississippi und im Süden ansässig und neuerdings durch Einwanderung weniger aus dem Mutterland als aus Canada verstärkt, sind verhältnismässig am häufigsten noch in Lousiana, Illinois, Missouri und in den Neuenglandstaaten anzutreffen. Vorzugsweise mit Ackerbau und den bekannten französischen Lieblings-

gewerben (Friseur, Koch, Sprachlehrer, Wirt u. s. w.) beschäftigt, treten sie wegen ihres geringen Unternehmungsgeistes im öffentlichen Leben wenig hervor, setzen aber vermöge ihres gegenseitigen festen Zusammenhaltes in Sprache und Sitte dem Aufsaugen durch das Amerikanertum einen weit zäheren Widerstand entgegen als z. B. die Deutschen. Die Spanier, vorwiegend aus seit früher im Südwesten angesiedelten Kreolen, hispanisierten Indianern und Mestizen bestehend und daher meistens Mischlinge, beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht und verschwinden im öffentlichen Leben.

Die Neger und ihre Mischlinge, im Jahre 1880 6,58 Mill. oder 13% der Gesamtbevölkerung ausmachend, sind seit 1620, wo das erste Sklavenschiff in Jamestown landete, im Gebiete der Union. Bis 1790 auf 0,75 Mill. (= 19,3%) vermehrt und seitdem wohl an Zahl, aber nicht entsprechend dem Procentsatz wachsend, zählten sie im Jahre der Befreiung (1862) etwa 4,3 Mill. Die früher weit verbreitete Meinung aber, dass sie sich allmählich vermindern, oder gar aussterben würden, hat sich demnach nicht bewahrheitet. Ihr Hauptverbreitungsgebiet ist, wie früher, der Südosten, in erster Linie das Mississippithal von der Mündung bis nach Memphis und der von Montgomery bis Richmond reichende Landstrich, wo sie die Hälfte der Gesamtbevölkerung vielfach übersteigen; wesentlich schwächer ist ihr Betrag im Nordosten und in der Mitte, ganz gering im Westen. Der Procentsatz der Mischlinge, s. 129 fg. e, verschiedenen Grades wurde im Jahre 1870 zu 12% der Gesamtzahl der Afrikaner geschätzt, aber wennschon es an Handhaben fehlt, um die Mischungsverhältnisse und deren Fortentwickelung genau festzustellen, so scheint es doch, dass die Zahl der Mischlinge zunehme. Seitdem die Neger und ihre Angehörigen als gleichberechtigt an die Seite der übrigen Unionsbürger getreten sind, hat sich nicht nur ihre gesellschaftliche Stellung geändert, sondern auch der Umfang ihrer Thätigkeits- und Berufsarten, 129 fg. d, wesentlich erweitert und vermehrt; in den Gebieten, wo sie die Mehrheit bilden, üben sie ihre politischen Rechte nach dem ihnen gegebenen Vorbilde aus, auch beginnen sie etwas von dem amerikanischen Erwerbssinne anzunehmen. Selbstredend konnte der bekannte Negercharakter im Laufe von 25 Jahren eine gänzliche Umgestaltung nicht erfahren und es kann daher nicht wunder nehmen, dass man noch viel Faulheit, Schmutz, Unordnung u. a. findet. Diesen Eindruck gewinnt man nicht nur in den Städten, wo die Neger vorherrschend das Proletariat bilden, sondern auch auf dem Lande, 129 fg. i.

Die Asiaten zerfallen in Chinesen, Japaner u. a. Hier kann nur von den Chinesen (104 541) die Rede ein. Ihre Einwanderung oder richtiger: ihre durch Handelsgesellschaften geleitete Einfuhr, die etwa seit 1848 begann, bezog sich ursprünglich nur auf Kalifornien, zog aber später auch andere Gebiete in ihr Bereich, und zwar hauptsächlich solche, in welchen Edelmetallminen in Betrieb waren und sind. Der Umstand, dass die Chinesen vermöge ihrer Geschicklichkeit, Ausdauer und Genügsamkeit den amerikanischen Arbeitern in gewissen Berufsarten empfindlichen Abbruch thaten, hatte in Verbindung mit manchen anderen Vorgängen zur Folge, dass die Einwanderung durch Kongressbeschluss vom Jahre 1882 zunächst auf zehn Jahre verboten, den schon im Lande befindlichen Chinesen aber der Aufenthalt ziemlich erschwert wurde.

Was schliesslich die Indianermischlinge (Mestizen) anbetrifft, 129 fg. f, so ist ihre Zahl sehr gering; 1870 sollten es 40 000 sein.

Die wirtschaftliche Entwickelung, unterstützt durch das unaufhörliche Zuströmen des vielseitigsten Menschenmaterials, hat einen Aufschwung genommen, der in der Geschichte der Völker seinesgleichen nicht findet. Die Union hat unter ihren Bürgern die reichsten Leute der Welt, deren Geldbesitz das in der alten Welt erreichte Mass weit übersteigt. Im Gegensatz zu den andern Teilen Amerika's liegt bei der Union der Hauptnachdruck nicht auf einseitiger Rohproduktion, sondern alle wesentlichen Zweige des Wirtschaftslebens, insonderheit auch die Industrie, sind zu hoher Entfaltung gediehen. Dies zeigt schon die Berufsstatistik (1880), wonach von der sogenannten produktiven Bevölkerung (= 10/17 der gesamten) 57,6% sich mit Landwirtschaft, 27% mit Industrie, 1,8% mit Bergbau und 13,6% mit Handel und Verkehr beschäftigen.

Die Mineralausbeute ergab in den letzten Jahren durchschnittlich einen Geldwert von 1936 Mill. Mark; der höchste Einzelbetrag entfällt auf Kohle; dann folgen Eisen, Silber, Gold, Petroleum, Kupfer, Blei, Zink, Quecksilber u. s. w. Während aber Kohle und Eisen fast ausschliesslich in den Staaten des Ostens und der Mitte gewonnen werden, am meisten in Pennsylvania (die reichliche Hälfte der ganzen Ausbeute), beschränkt sich die Ausbeute an Edelmetallen auf die westlichen Gebirgsgebiete. Gold findet man besonders in Kalifornien, in zweiter Linie in Colorado und Dacota, Silber besonders in Colorado, sodann in Montana, Arizona, Utah und Nevada. Petroleum endlich wird hauptsächlich in Pennsylvanien gefunden, 133 fg. a, aber meist in Newyork gereinigt und von da aus, besonders nach Europa, verschifft. Der Betrieb der Mineralproduktion gestaltet sich, je nachdem, in den in der verschiedenartigsten Weise, östlich des Mississippi vorwiegend unter Anwendung aller Hilfsmittel der Wissenschaft und Technik, im fernen Westen dagegen häufig unter Beihilfe der in Leitungen gefassten Wasserkraft, 130 fg. f, nicht selten aber auch noch mit primitiven Geräten, der Wiege (craddle) und Pfanne (panne), fg. e. Die Wasserspüllung führt den Nachteil mit sich, dass die davon betroffenen Gebiete arg zerstört und nach Aufgabe der Ausbeute keinerlei Verwendung mehr finden können.

Jagd und Fischfang spielen keine so bedeutende Rolle wie im benachbarten Canada, am wenigsten die Jagd, die zumal mit der fast völligen Ausrottung des Büffels in der Hauptsache nur dem eigenen Bedürfnisse einzelner Volksklassen dient und daher keinen nennenswerten Geldwert ergiebt. Bedeutender ist die Fischerei, die hauptsächlich an der atlantischen Küste betrieben wird. Besondere Erwähnung verdient die Austernfischerei, zumal in den südatlantischen Staaten, 130 fg. c. Im Zusammenhang mit der Fischerei mag der Gewinnung des Eises, 130 fg. b, gedacht werden, das bekanntlich auf der Tafel des Amerikaners wie im Trinkwasser nicht fehlen darf. Die Eisdecke der Flüsse wird, wie unser Bild zeigt, durch besondere Maschinen in handliche Blöcke zersägt.

Bezüglich der Ausdehnung des Ackerbaues kann man vier Hauptgebiete unterscheiden: (1) die höchst entwickelten Ackerbaustriche, bestehend aus dem ganzen Nordosten von der altlantischen Küste bis zum Missouri; Südgrenze: der Ohio; (2) die mässig entwickelten Teile, umfassend den ganzen Südosten (mit Ausnahme einiger Küstenstriche) und Kalifornien, (3) die gering entwickelten Strecken: die ehemaligen Prairien längs des Mississippi bis an den 100.° w. L. und der Rest der pacifischen Küstenländer, (4) die mit Ausnahme einiger Stellen fast unbebauten Gebiete zwischen dem 100.° w. L. und der S. Nevada nebst ihren nördlichen Fortsetzungen. Vergleicht man den Umfang des Bodenanbaues d. J. 1880 mit dem von 1860, so zeigt sich mit Ausnahme einiger nord- und südatlantischen Staaten überall ein mehr oder minder grosser Fortschritt, am grössten beispielsweise in Minnesota, Dacota und Nebraska. Die wichtigsten Bodenbauerzeugnisse, angeordnet nach der Ausdehnung der dafür verwendeten Landfläche, sind Mais, Weizen, Hafer, Baumwolle, Gerste, Roggen, Buchweizen, Tabak, Zucker und Reis. Mais, mit Ausnahme des Westens, überall gebaut, lieferte i. J. 1887 einen Ertrag von 513 Mill. Hektoliter, d. h. mehr als alle übrigen Körnerfrüchte zusammen.

Der Anbau der Baumwolle beschränkt sich auf den Südosten (zusammen 72 174 qkm), wo er trotz der durch die Sklavenbefreiung hervorgerufenen Krisis sich nicht nur behauptet, sondern neuerdings auch die frühere Höhe noch überschritten hat. Bei einem Ausfuhrwert von 865 Mill. M. ist die Baumwolle die wichtigste aller Handelspflanzen der Union; man spricht daher im Süden mit Recht von „King Cotton". Die Arbeiten auf den Pflanzungen, s. 130 fg. g, umfassen den grössten Teil des Jahres. Im März wird das Land, nach Reinigung der Abzugsgräben, gedüngt und gepflügt, anfangs April der Same ausgestreut und mit Erde zugedeckt. Sobald die kleinen grünen Sprösslinge aus dem Boden herauskommen, beginnt ihre sorgsame Pflege, die vorzugsweise das beständige Beseitigen des üppig wuchernden Unkrautes verlangt. In der Blütezeit (Juni) bieten die Pflanzungen einen sehr lieblichen Anblick dar; die schwachen, zarten Stauden stehen nämlich in schnurgeraden, durch tiefe Furchen getrennten Reihen, etwa 1 m hoch und zwischen den grossen, handförmigen, dunkelgrünen Blättern scheinen die Blumen mit offenem Kelch hervor, allmählich die Farbe verändernd, anfangs gelblich, dann blendend weiss, darauf rötlich, endlich rosa. Die anfangs kleine grüne Kapsel wächst allmählich zur Grösse einer Walnuss heran, um reif geworden, aufzuspringen und ein Büschelchen schneeweisser Wolle hervortreten zu lassen. Den Reifeprozess aber bedrohen mehrere Feinde, vornehmlich der Cottonwurm, der seine zerstörende Thätigkeit eben auf jene Büschelchen richtet, und, wenn nicht rechtzeitig beobachtet und vernichtet, die ganze Ernte verderben kann. Im Durchschnitt trägt jede Staude 12 Kapseln, manchmal sogar bis 60. Die Ernte selbst dauert je nachdem 2 bis 3 Monate und besteht darin, dass die Arbeiter, meist Neger und Negerinnen, unter fast beständigem Gesang jene weissen Büschelchen aus den Kapseln lösen und in Säcken und Körben sammeln. Mitunter zieht sich die Lese bis in den Februar hin, weil die Kapseln, zu verschiedenen Zeiten reifend, unmittelbar darauf ihres Inhaltes entledigt werden müssen. Die gefüllten Körbe werden nach den „Cotton Gins" gebracht, d. h.

grossen Schuppen, wo die Büschel durch Maschinen von den Samenkörnern befreit werden. Ist dies geschehen, so stellt man mittels Pressung und Verpackung (mit Sackleinwand und eisernen Reifen) jene mächtigen Ballen her, die erst auf Eisenbahnen, dann auf Schiffen ihrem Bestimmungsorte zugeführt werden. Die bekannten flachgehenden Mississippiboote, vgl. 131 fg. e, sind es, welche, den lehmigen Strom von Nord nach Süd herabgleitend, die Ballen von den einzelnen Pflanzungen sammeln, um sie meist nach Neworleans zu bringen, dem wichtigsten Ausfuhrhafen für Baumwolle.

Dem Obstbau hat man neuerdings grosse Sorgfalt gewidmet. Man zieht je nach der Lage sowohl die mittel- als die südeuropäischen Arten, Citronen und Apfelsinen besonders in Louisiana, Florida und Kalifornien, s. 129 fg. h; in letzterem hat ja auch der Weinbau eine bleibende Stätte gefunden.

Wenden wir uns zu der höchst bedeutungsvollen Viehzucht, so erscheint diese nicht vorwiegend in enger Verbindung mit der Landwirtschaft, sondern nimmt meistens die Stellung eines selbständigen Betriebszweiges ein. Die darin gemachten Fortschritte sind an und für sich zwar grossartig, aber sie haben mit der Vermehrung der Bevölkerung nicht ganz gleichen Schritt gehalten, denn i. J 1850 kamen auf 100 Bewohner 142 Stück Grossvieh, 1880 aber nur 138. Der Schwerpunkt der Viehzucht fällt auf die 10 Centralstaaten zwischen Mississippi, Alleghanies, Nordgrenze und Tennessee; in zweiter Linie folgen die nordatlantischen Staaten und die Prairien. Viele Teile der Union bieten der Viehzucht insofern grosse Vorteile, als einerseits die Tiere grösstenteils sich selbst überlassen werden können — sie werden in der Regel nur zum Zwecke des Märkens oder zum Verkauf eingefangen, s. 130 fg. h — anderseits der Boden selbst wegen der Trockenheit des Klimas und wegen des Salzgehaltes sich zum Ackerbau nicht sonderlich eignet und daher entsprechend billig ist. An die Viehzucht schliesst sich namentlich in den Centralstaaten, wie Illinois und Ohio eine aufs grossartigste entwickelte Fleischindustrie, s. 130 fg. i, die nicht nur den eignen Bedarf der Union vollständig deckt, sondern auch die europäischen Märkte mit ihren verschiedenen Erzeugnissen (Schinken, Speck, Konserven u. s. w.) überschwemmt und daselbst die Preise herabdrückt.

Die Indusdriethätigkeit hat mit der Bevölkerungszunahme mindestens gleichen Schritt gehalten; sie ist in allen Gebietsteilen der Union vertreten, und im allgemeinen durch die Anwendung praktischer Einrichtungen, zumal was Werkzeuge und Maschinen anbelangt, ausgezeichnet. Ja, es haben sich bereits Industriegebiete von ausgesprochenem Charakter wie in England und in Deutschland herausgebildet. Diese umfassen besonders die nordatlantischen Staaten. Der Gesamtwert der Industrieerzeugnisse, von 1860/80 um das Dreifache gestiegen, wurde i. J. 1880 zu 23500 Mill. M. geschätzt.

Die gewaltigsten Fortschritte aber haben die Amerikaner im Verkehrswesen angestrebt und erzielt, in der richtigen Erkenntnis, dass es notwendig sei, die weit von einander entfernten Gebietsteile in gegenseitige, möglichst zeitsparende Verbindung zu setzen. Vor allem galt es, eine zusammenhängende Verkehrslinie zwischen dem Osten und dem fernen Westen zu schaffen. Flüsse, welche diese Arbeit ersparten oder auch nur wesentlich erleichterten, giebt es bekanntlich nicht. Die grossen Wasseradern, wie Mississippi, Missouri, Ohio u. a., sind wohl auf weite Strecken fahrbar, aber doch nur für besonders gebaute, ganz flachgehende Schiffe, bei denen nicht nur die Laderäume und Kajüten, sondern sogar die Maschinen auf Deck stehen, s. 131 fg. e. Das Aussehen solcher Dampfer, deren auf dem Mississippi etwa 12000 verkehren, ist vielfach ein majestätisches, hervorgerufen nicht sowohl durch die Längen- und Breitendimensionen (100 : 30 m), als vielmehr durch die drei bis vier übereinander gelegenen Stockwerke. Beim Befahren des Mississippi bedarf es übrigens ausserordentlicher Aufmerksamkeit, sowohl wegen der von Zeit zu Zeit ihre Lage verändernden Untiefen und der beständigen Neubildung von Seitenarmen („Bajous“), als auch wegen der häufig im Strome befindlichen Baumleichen, zu deren Beseitigung vielfach besonders eingerichtete Baggerschiffe in Thätigkeit treten. Ein eigentümliches Fahrzeug, das Schaufelrad an der Schmalseite, zeigt unser Bilde 130 fg. d.

Das für die Union typische Verkehrsmittel ist die Eisenbahn. Im Jahre 1830 begonnen, ist das Netz bis 1888 auf 242000 km gesteigert worden und übertrifft demnach die Gesamtlänge aller europäischen Linien um ein Bedeutendes. Bedürfnisfrage, Anlage und Betrieb gestalten sich überhaupt in eigentümlichster Weise. Während man in Europa solche Orte verbindet, deren Verkehr voraussichtlich die Kosten decken wird, legte man in Amerika die Schienenwege vielfach in ganz oder teilweise unbewohnte und unbebaute Gegenden, um den Bevölkerungsstrom dahin zu locken und die Besiedelung zu erleichtern. Die Anlage selbst ist je nach der Örtlichkeit entweder äusserst leicht und einfach oder mit grossen Schwierigkeiten verknüpft. In den vielfach ebenen oder nur langsam ansteigenden Prairien kann man, wie 131 fg. a zeigt, ohne vorheriges Nivellieren die Schwellen einfach auf den Boden legen, um darauf sogleich die Schienen zu befestigen und in Benutzung zu nehmen. Anderwärts, wie in den Rocky Mountains u. a. bedarf es mühsamer Tunnel, Brücken, Viadukte u. s. w., um namentlich die schmalen Felsthäler (die „Cañons“) zu überwinden. Zur Vermeidung der durch starke Schneefälle drohenden Betriebsstörungen hat man an geeigneten Punkten hölzerne Galerien angelegt, während auf freiem Felde der vorn an der Lokomotive befestigte Schneepflug, s. 131 fg. b, die sich häufenden Massen wegzuschieben bestimmt ist. Trotz dieser und anderer Einrichtungen kommt es nicht selten vor, dass im Winter, zumal bei den äusserst heftigen Prairiestürmen, die Züge tagelang stecken bleiben. Die Notwendigkeit, längere Reisen im Zusammenhang (Newyork-S. Francisko = 120 St.) zurücklegen zu müssen, führte dazu, entsprechende Bequemlichkeiten einzurichten; dazu gehören vor allen die Pullmanuschen Schlaf- und Hotelwaggons, wie sie nach amerikanischem Muster auch auf einigen europäischen Linien eingeführt worden sind. Da man nun auch Salonwagen, s. 131 fg. c, hat, so kann sich der Reisende vollkommen frei bewegen, anstatt auf einen bestimmten Platz oder ein enges Kupee angewiesen zu sein, überhaupt aber alle Bequemlichkeiten eines guten Gasthauses geniessen und wie in einem solchen leben. Eine merkwürdige Besonderheit bildet die Hochbahn in Newyork, s. 131 fg. d.

Der Aussenverkehr der Union ist ein sehr bedeutender, doch liegt er, was den atlantischen Ocean anbetrifft, abgesehen von der Küstenschiffahrt, fast ausschliesslich in den Händen der Europäer, während dagegen die Verbindung der pacifischen Küste mit Ostasien, Australien und Oceanien, sowie der Verkehr längs der Westküste von amerikanischen Schiffen besorgt wird. Unter den Hafenstädten nicht nur der Union, sondern überhaupt des ganzen Amerika nimmt Newyork weitaus die erste Stelle ein; denn es ist die Hauptlandungsstelle der Einwanderer und vermittelt den grössten Teil der Ein- und Ausfuhr der Union. Die durch ihre natürliche Lage zu einem grossen Hafen praedestinierte Stadt liegt bekanntlich auf der langen, schmalen Felsinsel Manhattan, die teils vom Hudson, teils vom Eastriver umflossen wird. Mit den südlich gelegenen Orten wie Hoboken, Jersey City u. s. w. steht sie durch Dampffähren, mit Brooklyn dagegen durch die berühmte Hängebrücke, 131 fg. h, in Verbindung. Der Hafen selbst wimmelt von Schiffen aller Art und Grösse; erscheinen doch hier, abgesehen von den lokalen Fahrzeugen, in regelmässigen Zeitabständen die meist gewaltigen oceanischen Dampfer von 20 auswärtigen Linien; darunter sind 10 britische, 4 deutsche und 3 französische; in Newyork selbst haben 7 einheimische Linien ihren Sitz, deren Thätigkeit sich vorzugsweise auf die atlantischen Küstenländer wie Canada, Westindien und Brasilien erstreckt. Noch lebhafter als der Hafenverkehr gestaltet sich das Strassenleben Newyorks; in seinen Hauptpulsadern wie im Broadway, s. 131 fg. g, kommt die fieberhafte Hast und die nie rastende Geschäftigkeit des Yankee zum vollen Ausdruck. Eine Art verjüngtes Newyork ist S. Francisco, der wichtigste Handelsplatz an der ganzen Westküste Amerika's, auf einer etwa 10 km breiten Landzunge südlich des sog. „Goldenen Thores“ gelegen, derjenigen schmalen Strasse, welche die Bai von San Francisco mit dem Stillen Ocean verbindet. Unser Bild, 131 fg. f, zeigt die Stadt und die „Golden Gate“ von Südosten aus gesehen.

132. 133. Die Bewohner von Mexiko und Centralamerika.

Die Bevölkerung von Mexiko und Centralamerika fällt insofern unter denselben Gesichtspunkt, als der Grundstock wie die grössere Zahl derselben aus den teils reinen, teils vermischten Nachkommen ehemaliger ind. Kulturvölker besteht, während andere Elemente als wilde Indianer, Europäer, Neger und deren Mischlinge sich mehr oder weniger in der Minderheit befinden. Neben dieser principiellen Ähnlichkeit der Mexikaner und Centralamerikaner fehlt es aber auch nicht an Unterschieden, die in mannigfachen Verhältnissen als dem verschiedenartigen Grade europäischer Beimischung, den wirtschaftlichen Voraussetzungen und Leistungen u. a. begründet liegen. Daher betrachten wir jedes der beiden Gebiete für sich.

Mexiko, eine Bundesrepublik von 27 Staaten, zählt nach einer Berechnung vom J. 1882 rund 10,5 Mill. Einw., oder 5 Personen auf dem qkm. Etwas näher betrachtet, zeigt sich die Dichtigkeit an den Küsten geringer als auf vielen Teilen des

Plateaus, wo die stärkste Zusammendrängung in den Umgebungen der Hauptstadt stattfindet. Die gesamte Volksmenge zerfällt in 19 % Kreolen und Europäer, 38 % reine Indianer und 43 % Mischlinge und Neger.

Was zunächst die Indianer anbelangt, so teilen sich diese wieder in sog. „Indios fideles" oder „Indios mansos", welche dem katholischen Bekenntnis anhängen und einen gewissen Grad ihrer ehemaligen Kultur, wenn auch in etwas veränderter Form, bewahrt haben, und in sog. „Indios bravos", welche, etwa 200000 Köpfe stark, als „Wilde" bezeichnet werden. Von einem festen Stammesverband kann wohl bei den mexikanischen Indianern nicht mehr die Rede sein, doch lassen sich immerhin noch einige der ehemaligen Gruppen unterscheiden. Dieselben ordnen sich nach G. Gerland's Völkerkarte von Amerika um 1880 (Berghaus, phys. Atlas, 2. Aufl. nr. 73), wie folgt, an. Auf der Halbinsel Kalifornien leben, in verhältnismässiger Abgeschlossenheit von den Weissen vier Stämme. Den Nordwesten des Plateaus, teilweise vom Wendekreise bis zur Nordgrenze, haben die, wie überall von spanischer Einwanderung durchsetzten sonorischen Stämme wie die Papagos, Pima, Seri, 132fg. e, und Schischime inne. Das Mittelstück bis zu der Landenge von Tehuantepek gehört den Völkern von aztekisch-zapotekischer Grundlage. Ein Teil der Ostküste (von Tampico bis zur Mündung des Rio Grande del Norte) sowie die Halbinsel Yucatan bewohnen die Maya-Kwitsche-Völker, von denen einige Abteilungen auf das Staatsgebiet der Republik Guatemala übergreifen.

Die Indianer Kaliforniens gleichen im Äussern den Völkern Nordamerika's, stehen aber auf einer viel tieferen Stufe der Gesittung. Beim ersten Zusammentreffen verstanden sie nichts von Baukunst, Ackerbau und irgend welchem Gewerbe, aber auch durch den Einfluss der Eingewanderten sind sie wenig verändert worden. Auch die wenig zahlreichen Angehörigen der Sonorastämme leben vorwiegend noch unter primitiven Verhältnissen, wiewohl sie dem Christentum durch Missionäre meist zugeführt sind und etwas Ackerbau betreiben. In körperlicher Beziehung unterscheiden sie sich aber nicht wesentlich von den aztekisch-toltekischen Indianern, die den Hauptbestandteil der mexikanischen Bevölkerung ausmachen und schon wegen ihrer Vergangenheit ein weit grösseres Interesse erregen als die vorgenannten, nur äusserlich von der Kultur beleckten Stämme. Die Vertreter dieser wichtigen Gruppe, 132fg. f, sind kleine untersetzte Leute von weicher, samtartiger, mittelbrauner Haut, von schwarzem, schlichtem, dichtem Haar, das, selten geschnitten und in langen Strähnen herabhängend, auch den grössten Teil der ohnehin niedrigen Stirn bedeckt. Die Augen sind gross und dunkel, meist wagerecht gestellt und von melancholischem Ausdruck, die Backenknochen ziemlich breit und hervorstehend, die Nase leicht gebogen und breit an den Flügeln, der Mund gross, doch schön geformt, mit vollen, aber nicht aufgeworfenen Lippen und ausgezeichneten, blendend weissen Zähnen versehen. Der Hals ist kurz, der Nacken breit und stark, der Brustkasten hochgewölbt, Hände und Füsse klein und zierlich. Die körperliche Leistungsfähigkeit, hauptsächlich in Ausdauer und passivem Widerstand bestehend, findet ihren Höhepunkt in der Unermüdlichkeit des Gehens und Lasttragens.

Von Charakter ist der Indio manso ernst, melancholisch und schweigsam; Eigenschaften, welche die in ihm ruhende Leidenschaft nur verdecken. Gut geleitet, zeigt er sich mässig, anstellig und ausdauernd, andererseits aber auch träge, eigensinnig, misstrauisch, zu Verstellung und boshafter Rache geneigt. Der christl. Religion und ihren Dienern, 132 fg. g., bezeugt er grosse Achtung und Ergebenheit. Mit scharfer Beobachtungsgabe ausgerüstet, aber ohne lebhafte Initiative, sind die Indios mansos trotz bürgerlicher Vollberechtigung der gedrückte Teil der mex. Bevölkerung, die „misera plebs". Dieser Stellung entspricht auch die ganze Lebensführung. Die Wohnstätten der Indianer sind sehr ärmlich, wie deren innere Einrichtung. In der Terra Caliente haben sie schlichte, von Gärten und Feldern umgebene Rohrhütten mit hohen Satteldächern und zusammenrollbarer Bambusthür. In höher gelegenen Gegenden giebt es Holz-, Erd- oder Steinhütten, mit Agaveblättern gedeckt. Etwas besser gebaute Häuser findet man im nördlichen Mexiko, 133fg. c, wo die Häuser aus trockenen Lehmziegeln, den sog. Adoben, errichtet werden. Die Hauptbeschäftigung der Indianer, Acker- und Gartenbau, zielt ausschliesslich auf Gewinnung der nötigen Nahrungsmittel ab; man pflanzt vorzugsweise Mais, schwarze Bohnen („Frijoles"), Kürbisse, spanischen Pfeffer („Chile"), Tomaten und auf der Hochebene Agaven. Aus dem mit Kalk gekochten Mais bäckt man ohne Zusatz von Fett und Salz auf heisser Thonplatte die so beliebten „Tortillas", dünne, handgrosse Kuchen, die sehr zäh und geschmacklos sind. Zahlreich sind die gegorenen Getränke, auf dem Hochland besonders der berühmte „Pulque" (Agavensaft). Neben Landbau wird auch etwas Viehzucht (Esel, Schwein, Huhn) getrieben.

Unter der nichtindianischen Bevölkerung Mexiko's spielen die Nachkommen und Mischlinge der Spanier die wichtigste Rolle. Diese wanderten, wie F. Ratzel sehr richtig bemerkt, viel seltener familienweise ein als die Vertreter der Völker, welche gegenwärtig die Vereinigten Staaten und Canada bewohnen, sondern sie kamen vorzugsweise in jungen Jahren als Soldaten, Arbeiter, Matrosen u. a., blieben mit Vorliebe in den Städten und überliessen den Ackerbau meistens den Indianern, deren Güter die Regierung in grossen Komplexen an verdiente oder bevorzugte Spanier verschenkte. Diese aber traten den Urbewohnern nicht mit der rücksichtslosen Energie entgegen, wie es die Engländer thaten; sie liessen sie neben sich bestehen und stiegen teilweise sogar zu ihnen herab. Daher stehen die in Amerika geborenen Spanier, die sogenannten Kreolen („criollos"), der Masse nach im Charakter wenig über dem Indianer und wenn früher der Unterschied des Blutes ziemlich streng festgehalten wurde, so ist das seit der Lossreissung vom Mutterlande wesentlich anders geworden. Die unmittelbare Folge dieses Verhältnisses ist die allmähliche Zunahme der Mestizen; „man kann rechnen", sagt Ratzel, „dass sich ihre Zahl seit dem Anfange dieses Jahrhunderts vervierfacht hat"; das zeigen die allerdings nicht ganz zuverlässigen Angaben der ethnographischen Statistik, wonach anfangs der sechziger Jahre nur etwa 2,2 Mill. Mischlinge, 1882 dagegen 4,43 M. vorhanden waren; die Zahl der Indianer dagegen sank in dem gleichen Zeitraume von 4,8 M. auf 4 M. Daher scheint die Mutmassung, dass die Bevölkerung Mexiko's nach Verlauf mehrerer Jahrzehnte einen ganz vorwiegenden Mestizencharakter haben werde, gerechtfertigt, zumal wenn man bedenkt, dass in den aufgeklärten Kreisen der mexikanischen Frauenwelt man schon lange den Widerwillen gegen Indianer und selbst gegen Mulatten abgelegt hat. Dies Umsichgreifen der Rassenmischung kann nicht gerade als etwas Günstiges bezeichnet werden. Denn die Mischlinge zeigen im allgemeinen die Neigung, verschlechterte Weisse zu werden; sie haben selten die Gaben der Weissen, dagegen in der Regel einen erhöhten Rassenstolz und den Wunsch, jenen in Äusserlichkeiten es gleichzuthuen. Was den Mischlingen hauptsächlich fehlt, das ist Festigkeit und Adel des Charakters. Die beste Eigenschaft aber, welche ihnen die Rassenkreuzung verliehen hat und welche sie besonders vor den Indianern auszeichnet, ist ein höherer Grad von Regsamkeit und Beweglichkeit; sie sind daher nicht nur Ackerbauer und Viehzüchter, sondern auch Bergleute, Soldaten, Maultiertreiber, Handwerker u. a., anderseits gehören in ihre Klasse auch die Leperos, sowie die meisten Räuber und Diebe. Was den Zuschnitt des städtischen Lebens, namentlich der besseren Stände anbetrifft, so herrscht da, nach Austreibung der Spanier, der moderne internationale Typus vor, als dessen Vorbild für den Mexikaner unbestritten Paris gilt. Infolgedessen verliert sich auch die malerische Landestracht, vgl. 132fg. a, mehr und mehr und nur der sehr kleidsame Reitanzug für Herren behauptet noch seine Stellung. Zu letzterem, vgl. 132 fg. b, gehört ein grosser, lichter Hut „Sombrero" mit steifer, breiter Krempe, welcher, mit Goldschnüren verziert, die Schultern überragt, ferner eine dunkle mit vielen kleinen Silberknöpfen besetzte Jacke und die reich in Gold und Silber gestickten Reithosen, welche über das gewöhnliche Beinkleid gezogen, von unten nur über das Knie reichen und mit einem Gurte um den Leib gehalten werden.

Beim Übergange von den Bestandteilen des Volkes zu dessen wirtschaftlichen Leistungen muss zunächst der bekannten Einteilung des Landes in drei Höhenregionen: tierra caliente, tierra templada und tierra fria gedacht werden. Die tierra caliente, etwa bis 500—1000 m hoch, umfasst die Küstenlandschaften, am Golfe von Mexiko in grösserer Breitenentwicklung als am pazifischen Gestade; ausgezeichnet durch tropische Üppigkeit, enthält sie grosse Bestände von Farbhölzern und erzeugt Kaffee, Kakao, Vanille, Bananen und Baumwolle. Die tierra templada, bis 2000 oder 2500 m Höhe reichend, ist das Gebiet des Getreidebaues und zugleich die Stätte der verhältnismässig stärksten Bevölkerungsverdichtung. Die tierra fria endlich begreift das Waldgebiet (Eichen, Weiden, Eschen, Ulmen und Koniferen) und die höheren Berge, an denen Anbau nur vereinzelt stattfindet. In gewissen Gebieten, im allgemeinen nördlich vom 19.° n. Br. ist künstliche Bewässerung, schon von den alten Azteken angewandt, nötig. Dann aber geben die Felder ergiebige, stellenweise zwei- bis dreifache, Ernten und die Bodenkultur wird noch an Ausdehnung gewinnen, wenn durch die weitere Ausdehnung des vorhandenen Eisenbahnnetzes (1887: 6375 km) landwirtschaftliche Maschinen für angemessene Preise angebracht werden können. Auf den grossen Gütern, „Haciendas", 133 fg. h., ist schon mancher Fortschritt gemacht worden; leider herrscht vielfach ein hemmendes Vorschusssystem, indem die Besitzer und ihre Peone ihre Früchte

schon verkauft oder verpfändet haben, wenn sie noch auf dem Halme stehen. Von Nährfrüchten ist am wichtigsten der Mais (Tortillas, siehe oben!); dann folgen Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte (vor allem die Frijoles), Kartoffeln, Reis und Zuckerrohr. Sehr gross ist die Menge der in Mexiko gedeihenden Früchte und Obstarten. Eine besondere Hervorhebung verdienen die verschiedenen Agaven- und Kaktusarten der Hochebene; erstere liefern nicht nur das beliebte Nationalgetränk, den „Pulque" (jährlich 190 Mill. kg.), 132 fg. i, sowie den Rohstoff für den in grossen Massen verbrauchten Mexcalbranntwein, sondern auch mancherlei wertvolle Faserstoffe als Sisalhanf (Henequen) und Ixtle. Auf dem Opuntienkaktus aber, 132 fg. k, wird die einen wertvollen Farbstoff enthaltende Kochenillelaus gezüchtet, deren Ausfuhrwert aber seit Einführung der Anilinfarben beträchtlich zurückgegangen ist. Die Viehzucht hat noch nicht die Entwickelung genommen, deren sie bei den günstigen Vorbedingungen des Landes fähig ist. Der sprichwörtlich gewordene Reichtum Mexiko's beruht aber in seinen unerschöpflich scheinenden Lagern wertvoller Mineralien. Erze wurden bereits von den alten Mexikanern abgebaut, und an Gold und Silber hat kein Land mehr geliefert als Mexiko. Die metallreiche Zone erstreckt sich von Sonora bis Oaxaca in einer Längenausdehnung von 2000 km. Die berühmtesten Silberminen sind die veta grande in Zacatecas und die veta madre in Guanajuato. Die Ausfuhr von Gold und Silber ergab i. J. 1885/86 131,6 Mill., d. h. etwa zwei Drittel der gesamten Ausfuhr. Ein Silberwerk zeigt 132 fg. l. Gegenüber der Rohproduktion spielen Industrie und Handel eine bescheidene Rolle.

Unter den Städten Mexiko's nimmt die gleichnamige Hauptstadt, s. 133 fg. f. u. g., in jeder Beziehung den ersten Rang ein. Ausgezeichnet durch eine einzig herrliche landschaftliche Lage, zeigt sie zwar im Innern viel Schmutz, Zerrüttung und Ärmlichkeit, auch macht sich der Mangel einer grossen und breiten Hauptverkehrsstrasse recht fühlbar, aber man wird entschädigt durch die kühlen Höfe und Gärten, durch einige monumentale Bauten von grossartigem Charakter, durch die reichen Blumen- und Fruchtmärkte, durch die geräumigen öffentlichen Plätze, und — last not least — durch die schönen harmonischen Frauengestalten und malerisch gekleideten Reiter, die mit allem verfügbaren Glanze zu Wagen und zu Ross die Paseos beleben. Die engen Strassen sind meist schnurgerade angelegt, die Häuser fast alle rechteckig oder quadratisch, in der Regel stockwerklos oder einstöckig, mit flachen Dächern versehen und solide gebaut. Die niedrigen Häuser in den Nebenstrassen und Vorstädten haben oft ausser den Thoren gar keine Öffnung nach aussen. Bei den grösseren Häusern tritt man durch eine breite Einfahrt in den Hof, aus dessen Hintergrunde eine Treppe zu dem offenen Korridor hinaufführt, der rings um das erste Stockwerk herumläuft und fast ausnahmslos mit zahlreichen Zierpflanzen geschmückt ist. Auf diesen Korridor öffnen sich, wie in Südspanien, die Fenster und Glasthüren der dahinter gelegenen grossen und hohen Zimmer.

Unter den Hafenplätzen Mexiko's behauptet Veracruz, 133 fg. a, trotz seines übel beleumundeten Klima's, die hervorragendste Stellung. Die Bauart und das Strassenleben einer mexikanischen Kleinstadt zeigt 133 fg. l, den Hofraum einer Estancia 133 fg. b. Schliesslich verweisen wir noch auf die Darstellung der Ruine eines altmexikanischen Palastes, 133 fg. d, dessen nähere Erläuterung wir uns aus Raummangel aber versagen müssen.

Centralamerika, d. h. die fünf Republiken nebst dem britischen Honduras und dem Isthmus von Panama, ist ungefähr so gross wie das Deutsche Reich, hat aber nur wenig mehr als 3 Millionen Einwohner. Da bei den vorgenommenen statistischen Aufnahmen das Rassenverhältnis teils unberücksichtigt blieb, teils nicht mit genügender Schärfe beachtet wurde, so ist man in dieser Hinsicht noch auf ältere Schätzungen angewiesen. Squier rechnete für Anfang der sechziger Jahre bei einer Gesamtbevölkerung von 2108000 Seelen 1189000 reine Indianer, 800000 Mischlinge zwischen Weissen und Indianern (jeder Art), sog. „Ladinos", 100000 Weisse und 19000 Neger. Doch unterliegt es keinem Zweifel, dass dabei die Zahl der Weissen, wenn man darunter völlig unvermischte versteht, viel zu hoch veranschlagt worden ist. In Guatemala wenigstens, wo verhältnismässig die zuverlässigsten Aufnahmen gemacht worden sind, befinden sich nach O. Stoll nur 1500 reine Weisse, das Verhältnis zwischen Indianern und Ladinos, 132 fg. c u. d, aber stellt sich wie 69 : 31.

Die Indianer Centralamerika's fallen nach G. Gerland unter zwei Hauptgruppen. In Guatemala finden wir nämlich vorzugsweise noch die Vertreter der bereits bei Mexiko erwähnten Maya-Kwitsche Völker wie die Kwitsche, die Mame und die Pokoman. In den übrigen Staaten dagegen breiten sich die „Völker des südlichen Centralamerika" aus, wie die Pipites, die Tschontales, die Tschorotega und die Talamanka in Costarica; die Sikakwe an der Nordküste von Honduras wie die Indianer von Moskitia sind mit Negern untermischt. Die Indianer Guatemala's sind von lichtbrauner Hautfarbe, von straffen, groben und tiefschwarzen Haaren, von etwas untermittelgrosser, schlanker Statur, von guter und kräftig entwickelter Muskulatur und zarten, schmalen Händen. In der Gesichtsbildung tritt ein wesentlicher Unterschied gegen die mexikanischen Indianer nicht hervor. Die Kleidung beschränkt sich in der Tierra caliente für die Männer auf einen schmalen Lendengurt aus rotem Baumwollzeug und einen Strohhut; im Innern legen sie braun- oder blauwollene Hosen von sehr verschiedenartigem Schnitt an, ausserdem Hemd, farbige Jacke oder Wollrock, dunkelfarbiges Wolltuch und Hut. Die Frauen der pacifischen Küste tragen ein langes Stück Baumwollzeug nach Art eines Rockes um den Leib gewickelt und über den Hüften mit einer Binde befestigt, ausserdem gelegentlich ein kurzes Jäckchen; im Innern kommt dazu ein weitärmeliges, mit Stickereien verziertes Hemd, und in den „Altos" bei kalter Witterung noch ein ponchoartiges Gewand. Das Haar wird bald in einen, bald in zwei Zöpfe geflochten, über den Rücken gehängt oder rund um den Hinterkopf gerollt, bei festlichen Anlässen aber mit Bändern und Schnüren durchflochten und zu einem turbanähnlichen Gebilde angeordnet. Die Indianer Guatemala's verrichten vielfach die Feldarbeit auf den Pflanzungen der Grossgrundbesitzer, zu denen sie in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen, das in mancher Beziehung schlechter ist als die wirkliche Sklaverei.

Die Mischlinge Guatemala's, also die „Ladinos", welche die spanische Sprache reden, lassen sich nach ihren körperlichen Eigenschaften in zwei Gruppen teilen: in die reinen Mestizen oder Mischlinge zwischen Europäern und Indianern und in die Mulatto-Mestizen, in denen europäisches, indianisches und afrikanisches Blut in allen möglichen Verhältnissen gemischt ist. Wenn nun auch beide Gruppen durch zahlreiche Übergänge mit einander verbunden sind, so lassen sich doch in vielen Fällen ihre Vertreter wohl auseinander halten. Zu den typischen Merkmalen der Mestizen gehört u. a. das straffe, braun- bis tiefschwarze Haar (weicher und glänzender als beim Indianer), der breite Mund und der „gracile" Körperbau. Den Mulatto-Mestizen kennzeichnet zunächst das krause oder kurzwellige Haar, ferner der länglich schmale Kopf mit breiter, oft aufgeworfener Nase, wulstigen Lippen und stärkerem Bartwuchs. Reine Mulatten sind in Guatemala nicht mehr vorhanden, sondern haben sich mit Indianern und Mestizen vermischt, Zambos d. i. Mischlinge zwischen Indianern und Negern dagegen kommen an einzelnen Punkten noch vor. Die Ladinos sind gegenwärtig die Beherrscher des Landes, trotzdem sie kaum den dritten Teil der Bevölkerung bilden. Vom Präsidenten bis zum Stallburschen treffen wir die Ladinos in allen Lebensstellungen, als Handwerker, Landwirte, Geistliche, Ärzte und Juristen, und es ist sicher, dass in der Mischlingsbevölkerung ein äusserst fruchtbares, lebenskräftiges und lebensfähiges Element gegeben ist, dem nur noch der eiserne Zwang äusserer Verhältnisse, ein schwierigerer Erwerb der ersten Lebensbedürfnisse fehlt, um auf den verschiedenen Gebieten erfolgreich mit andern Völkern zu wetteifern.

In den übrigen centralamerikanischen Staaten treten zwar dieselben Bevölkerungs- und Rassenverhältnisse wie in Guatemala auf, aber ihr gegenseitiges Verhältnis scheint, soweit die vorliegenden, recht vagen Schätzungen ein Urteil erlauben, sich individuell anders zu gestalten. In San Salvador gab es nach Wappaeus in den sechziger Jahren kaum 10000 Weisse; die übrige Bevölkerung zerfiel zu fast gleichen Teilen in Ladinos und Indianer. Über Honduras kennen wir nur die Angabe des Obersten Galindo, der für 1837 gar keine Indianer, dagegen 240000 Ladinos und 60000 Weisse rechnet, was wohl in keiner Weise zutrifft, jedenfalls sind Indianer, wenn auch meist mit Negern untermischt, vorhanden. Die Ausfuhr des Landes bezieht sich auf Gold, Silber, Häute, Hölzer, Sassaparilla, Indigo und Früchte. Die Gewinnung des Mahagoniholzes zeigt unser Bild 132 fg. m. In Nicaragua sollen unter 260000 Bewohnern 53% Ladinos, 30% Indianer, 16% Mulatten und Neger und 1% Europäer vorhanden sein. In Costarica endlich sollen die Kreolen die Mehrheit haben. Die britische Besitzung Honduras oder Belize besitzt etwa 25000 Einwohner, welche grösstenteils Neger, Caraiben, Zambos und Mulatten sind; Weisse gab es i. J. 1877 nur 377. Zum Schluss weisen wir noch auf das Bild 132 fg. h hin, welches zeigt, wie man sich während der feuchten Jahreszeit einerseits vor den Mosquitos, andererseits vor dem heftigen Regen zu schützen weiss.

134. Die Bewohner Westindiens und Guyana's.

Die Bewohner Westindiens und Guyana's wurden auf einer Tafel dargestellt, weil sie, mit Ausnahme der Insel Haïti, sich

sämtlich in europäischen Besitzungen befinden und vorzugsweise aus den Vertretern der weissen und schwarzen Rasse bestehen, zu denen sich seit Aufhebung der Leibeigenschaft von Jahr zu Jahr wechselnde Beträge von Asiaten (Ind. Kuli und Chinesen) kommen. Die eingeborenen Indianer sind in Westindien bis auf einen dürftigen Rest (auf St. Vincent) verschwunden, in Guyana jedenfalls innerhalb der kolonisierten Teile stark vermindert.

Westindien hat etwa 4,85 Mill. Einwohner (19 Personen auf dem qkm.), darunter 3,15 Neger und Mulatten, 1,53 Weisse (meist spanische Kreolen, vgl. Nr. 132) und 0,15 Asiaten. Die Neger bilden also die Mehrheit, doch so, dass sie im spanischen Westindien geringer an Zahl sind als die Weissen, während in den übrigen Teilen die letzteren verschwindend kleine Beträge stellen. Die Neger sind jetzt im Prinzip überall frei, auf Haïti haben sie sogar zwei Republiken gegründet, in deren Städten, wie Port au Prince, fg. g., die höheren Klassen in den Äusserlichkeiten nach europäischem Vorbilde leben. Auch die niedere Bevölkerung, die sich mit Handwerk, Lohnarbeit und Feldbau beschäftigt, hat in Tracht und Lebensweise kaum noch etwas Afrikanisches aufzuweisen; als Umgangssprache bedient sie sich eines aus mancherlei Bestandteilen gemischten Jargons, des sog. „papiamento“. Die westindischen Kreolen, fg. h., sind nur teilweise rein europäischen Ursprungs; gemischt sind jedenfalls die „Gibaros“ auf Puerto Rico, welche als Abkömmlinge von Spaniern mit Töchtern der Ureinwohner angesehen werden.

Die wirtschaftliche Lage Westindiens ist infolge der Sklavenbefreiung und des Sinkens der Preise mancher Rohrzeugnisse nicht mehr so günstig wie früher. Immerhin spielen aber einige Gegenstände, wie Tabak und Zucker, noch eine wichtige Rolle. Tabak wird auf den meisten Inseln gebaut, der Mittelpunkt des Anbaues wie der Fabrikation und des Handels aber ist Kuba mit seiner berühmten Hauptstadt Havanna. Die Tabakspflanze, fg. f., wird vorzugsweise auf kleinen Anwesen kultiviert und liefert bei sorgsamer Pflege in günstigen Jahren ausserordentliche Erträge. Cigarren werden nicht nur fabrikmässig hergestellt, sondern sind auch der Gegenstand einer weit verbreiteten Hausindustrie. Der Anbau des Zuckers ist zwar im allgemeinen gegen früher erheblich zurück gegangen, aber in einigen Gebieten, wie auf Kuba, Martinique und Guadeloupe, erzielt man sowohl für die Ausfuhr wie den eigenen Bedarf noch ansehnliche Ergebnisse. Das Zuckerrohr, fg. e., das in dem Feuer einen äusserst gefährlichen Feind hat, erfordert weniger Pflege als der Tabak, denn nachdem es gepflanzt ist, kann man es bis zur Ernte sich selbst überlassen. Letztere erfolgt seitens der Negerarbeiter in der Weise, dass das Rohr mit einem schweren Messer etwa spannenhoch über der Erde abgehauen, der Blätter beraubt und in mehrere Stücke zerlegt wird. Diese werden darauf zu den Pressen gebracht, die nur teilweise noch so primitiv sind, wie sie fg. e. zeigt; vielfach arbeitet man nämlich mit Dampfkraft. Aus dem aus den Pressen ablaufenden trüben Safte stellt man durch Einkochen meist braunen Rohzucker, gelegentlich auch feinere Sorten, her. Der Rückstand, die sog. Melasse, dient zur Bereitung von Rum.

Das Kolonialland Guyana, zu ungleichen Teilen den Engländern, Niederländern und Franzosen gehörend, ist ausserordentlich schwach bevölkert, denn es hat nur etwa 375000 Einwohner (8 Personen auf 10 qkm). Auch hier bilden die Neger und Mulatten, fg. c., die Mehrheit, Weisse giebt es nur wenige. Wir können nur noch einige Bemerkungen über die Buschneger und die Mischlinge machen. Erstere, auch Maroni genannt und hervorgegangen aus den früher in die Wildnis geflüchteten Sklaven, bewohnen eine Anzahl Dörfer, fg. d., am oberen Surinamflusse und sind, im holländischen Anteile etwa 10000 Köpfe stark, hauptsächlich mit Jagd und Fischfang beschäftigt, den Bodenanbau überlassen sie ihren Frauen. Unter den Mischlingen sind besonders die Karburger des holländischen Gebietes zu erwähnen, fg. a. u. b., Mischlinge zwischen Kariben und Negern, welche früher ein eigenes Gebiet am Coppename innehatten, jetzt aber sich meist unter die übrige Bevölkerung verstreut haben. Die wirtschaftliche Lage Guyana's ist trotz reichlichen Vorhandenseins von Gold eine sehr ungünstige.

135. Die wilden Indianer Südamerika's.

Südamerika wurde bei seiner allmählich erfolgten Entdeckung und Erforschung überall, wenn auch im Durchschnitt sehr dünn, bevölkert befunden von Eingeborenen, die eine anthropologische Einheit bilden, in sprachlicher und gesellschaftlicher Hinsicht dagegen in mehrere hundert Stämme zerfallen. Manche von diesen liessen sich zu Gruppen vereinigen, so die Arowaken-Kariben im Nordosten, die Tupi-Guarani-Omagua im Amazonasgebiet, die Guaycuru-Abiponer am Paraguay, die Araukaner in Chile, die Puelche in den Pampas, die Chibcha in den nördlichen Anden, die Quichua-Aymara in den mittleren Anden u. a. Bezüglich der allgemeinen Kulturstellung hat man zwischen höher kultivierten und unkultivierten zu unterscheiden. Erstere, die Chibcha, Quichua und Aymara umfassend, bewohnten die Anden bis zum 30.° s. Br. Die letzteren, auch als „Wilde“ bezeichnet, hatten alles übrige inne. Durch die mit der Einwanderung der Europäer und der Einfuhr der Afrikaner in Verbindung stehenden politischen und kulturellen Ereignisse sind nun die Eingeborenen aus vielen Teilen, namentlich der Ostküste und der Subtropen, vollständig verdrängt, in andern, wie in den tropischen Anden, mit den Eingewanderten zu einem stellenweise unentwirrbarem Gemisch verschmolzen, in wieder andern, sei es durch Gewalt oder Mission ihrer Originalität beraubt, bzw. in einen niedern Grad von Halbkultur übergeführt worden. Wilde, bzw. ursprüngliche Indianer findet man daher nur noch in entlegenen Teilen der Tropen und auf der äussersten Südspitze. Beide Gebiete aber sind durch die fast vollständig europäisierte Subtropenzone von einander getrennt.

Die wilden Indianer der Tropen, vielleicht 1 Mill. Köpfe stark, sind durchschnittlich etwas untermittelgross, von untersetztem Körperbau, gelbbräunlicher Hautfarbe, schwarzen, straffen Haaren, niedriger Stirn, vollen, aber nicht aufgeworfenen Lippen, vorspringender Nase und kleinen Händen. Verunstaltung und Verzierung des Körpers werden vielfach ausgeübt. Man tätowiert sich, fg. k. rechts, bemalt sich, fg. c., steckt Scheiben, Pflöcke und Stöcke in die Lippen, fg. a. und vgl. T. I, Taf. 20 fg. 29, und in die Nase, fg. c., fügt Blattrollen in das durchlöcherte Ohr u. a. m. Zum Schmuck des Kopfes, des Halses, der Arme und des Unterleibes verwendet man Federn, fg. a., d. u. f., Tierknochen, Muschelplättchen u. a., sehr beliebt sind diademartige Kopfputze, fg. d. Die Kleidung beschränkt sich meist auf einen Schamgürtel. Die üblichen Waffen sind Bogen und Pfeil (nicht selten vergiftet!), fg. g., Blasrohr, fg. k. im Mittelgrunde, Lanze und Keule, fg. d. Unter den Geräten ist vor allem das Steinbeil zu erwähnen, dessen sich die Suya und Trumai am Schingú noch heutigen Tages bedienen.

Die Wohnstätten sind einfache Hütten von bienenkorbartiger oder rechteckiger Form; ausserdem findet man blosse Schutzdächer, fg. e., und Pfahlbauten, fg. g. Zu den häufigsten Einrichtungsgegenständen gehört die Hängematte. Die Nahrung gewinnt man durch Aufsuchen essbarer Pflanzenstoffe, durch Fischfang und Jagd, Verhältnisse, welche einerseits eine nomadische Lebensweise, anderseits die Ausbildung der dazu nötigen Fähigkeiten und Fertigkeiten (Spürsinn, Treffsicherheit, Schwimmen u. a.) zur Folge hatten. Wohl die meisten Stämme verstehen, Kanus, vielfach aus Baumrinde, fg. h., herzustellen. Das Fleisch der erlegten Tiere wird, vielfach ohne Zusatz von Salz, entweder gekocht oder auf freiem Feuer gebraten, letzteres aber durch Reiben, fg. d., hervorgebracht. Als Getränk dienen ausser Wasser mancherlei gegorene Pflanzensäfte.

In den Sitten und geselligen Einrichtungen bestehen ziemlich starke örtliche Verschiedenheiten. Einige Stämme sind Monogamisten, die meisten aber Polygamisten. Einige Gruppen leben nur familienweise, andere dagegen thuen sich zu Horden, unter teils erblichen, teils auf Zeit gewählten Häuptlingen zusammen. Bezüglich der religiösen Verhältnisse ist der Glaube an das Fortleben nach dem Tode allgemein verbreitet. Die Gestorbenen werden daher entweder begraben oder in feierlicher Weise verbrannt, fg. f. Der Kannibalismus ist bei einer Reihe von Stämmen, z. B. bei den Botokuden, noch im Schwange.

Unter den Bewohnern des äussersten Südamerika nennen wir die Araukaner, 139 fg. a., die Patagonier oder Tehuelchet, vgl. Teil I. Taf. 20. fg. 31. 32 und die Feuerländer, fg. b. Alle diese unterscheiden sich von ihren tropischen Verwandten nicht nur durch die Sprache, sondern auch, entsprechend den geänderten Naturbedingungen, durch die Kleidung, die Lebensweise u. a., die Patagonier ausserdem durch riesige Leibesgrösse (173—183 cm). Letztere sind auch beritten und gebrauchen bei ihren Jagden, fg. i., den Lasso und die Wurfkugeln oder „Bolas“. Zur Nahrung verwenden sie nicht nur das Fleisch der Jagdtiere, sondern auch mit Vorliebe das von Pferden, selbst wenn diese krank oder verendet waren. Bei den Feuerländern ist merkwürdiger Weise trotz der herrschenden Kälte die Kleidung schlechter und ungenügender als bei ihren Nachbarn; die Männer und Kinder gehen mitunter sogar völlig nackt; im übrigen bedecken sie sich mit Fellen, hauptsächlich von Seehunden. Die Wohnstätten der F. sind kegelförmige Hütten aus Pfählen und Laubwerk; wichtiger als diese sind die Rindenkähne, in denen die Leute nicht nur den grössten Teil des Tages, sondern bisweilen auch die Nächte, in kauernder Stellung, zubringen. Die Nahrung gewährt das Meer, hauptsächlich in Form von Weichtieren. Die Gesittung ist niedrig, aber nicht so entartet als bei einigen Stämmen der Tropen. Hinter den Eskimo, den Bewohnern des

äussersten Nordens, freilich stehen die Feuerländer, die südlichsten Menschen, an Kunstfertigkeit weit zurück.

136. 137. Die Bewohner Brasiliens.

Das Kaiserreich Brasilien, etwa fünfzehn Mal so gross wie das Deutsche Reich, beherbergt in seinen ungeheuer weit ausgedehnten Grenzen, ausschliesslich der wilden Indianer, zur Zeit etwa 12 Mill. Menschen (nach der Zählung von 1872: 10,1 M.) oder 15 Personen auf je 10 qkm. Verhältnismässig am dichtesten ist die Bevölkerung in den Küstenprovinzen, besonders in Rio de Janeiro, Pernambuco, Ceará, Parahyba und Alagoas, ausserordentlich schwach aber in den riesig grossen Binnenprovinzen wie Amazonas und Matto Grosso. Bezüglich der Abstammung hat man es mit den Vertretern der weissen, schwarzen und roten Rasse und zahlreichen Mischlings- und Übergangsformen, die zahlenmässig nicht festgestellt werden können, zu thuen. Das Zählungswerk von 1872 stellt vier Klassen auf: „Brancos“, Weisse, „Pardos“, Schwarze, „Pretos“, Mischlinge und „Caboclos“, civilisierte Indianer, die sich damals wie 26 : 37 : 18 : 9 verhielten.

Bei den Weissen hat man zwischen eingeborenen „Brasileiros“ und Fremdbürtigen zu unterscheiden; unter letzteren stehen die Deutschen und die Portugiesen obenan. Die Brasilianer selbst, die herrschende Klasse, sind meist Nachkommen der nach und nach eingewanderten Portugiesen, aber nicht immer reinblütiger Herkunft, denn in Brasilien herrscht bezüglich der Farbe keine allzustrenge Meinung. In der äusseren Erscheinung sind die Brasilianer eine kleine, unansehnliche, ziemlich gebräunte Rasse, die zumal in den Städten möglichst nach Pariser Vorbild zu leben trachten.

Die Zahl der in Brasilien lebenden Deutschen wird zu 200000 geschätzt. Dieselben leben entweder in den Städten als Kaufleute, Handwerker, Lehrer, Ärzte u. dgl., oder sie sind auf dem Lande angesiedelt und mit Landwirtschaft und Viehzucht beschäftigt. Die letzteren, bes. in den beiden südlichen Provinzen S. Catharina und Rio Grande do Sul, gewähren dadurch ein besonderes Interesse, dass sie, im Gegensatz zu den Gepflogenheiten der Deutschen in andern Ländern, ihre heimatliche Sprache und Sitte treu festgehalten haben. In körperlicher Beziehung gedeihen sie vortrefflich; auch erfreuen sie sich günstiger äusserer Verhältnisse. Unsere Bilder 137 fg. a.—d. versetzen uns in einige dieser deutschen Kolonien. Blumenau und Joinville liegen in der Provinz S. Catharina, deren Hauptstadt Desterro ist. San Leopoldo aber ist der wichtigste Ort der Ansiedelungsgruppe längs des Flusses Jacuhy in der Provinz Rio Grande do Sul.

Die Neger, 136 fg. a.—e., welche mit den verschiedenen Mischlingen die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen, sind seit jüngster Zeit sämtlich frei. Sie rekrutieren sich aus allen Teilen Westafrika's und entsprechen daher den dort vorkommenden Typen, vgl. 117. Zu den kräftigsten und schönsten gehören die sog. Minasneger, 136 fg. a., welche, aus Angola stammend, sich ziemlich unvermischt erhielten, sowie ihre heimische Sprache und Sitte bewahrten, während die andern das Portugiesische, in stark verderbter Form, reden und, wie fg. b.—e. zeigen, eine ziemlich vollständige Tracht (aus hellen Baumwollstoffen) angenommen haben. Ihre Beschäftigung besteht auf dem Lande in Hausdienst und Plantagenarbeit, in den Städten in Handwerken, Kleinhandel, Taglöhnerei u. a. Wegen des massenhaften Auftretens der Neger hat überhaupt der Neuangekommene den Eindruck, nicht sowohl in Amerika, als vielmehr in Afrika zu sein.

Die civilisierten Indianer, „Indios ladinos“ oder „mansos“, finden sich abseits von der Küste unter die übrige Bevölkerung gemischt und in mancherlei Hantierungen als Fischer, 137 fg. e., Jäger, 136 fg. h., Bootsleute, Lastträger, Kautschuksammler („Seringeiros“), 136 fg. k., Gewerksgehilfen u. a. beschäftigt. Am häufigsten trifft man sie an den Orten der jetzigen oder ehemaligen Missionen, 137 fg. e., d. h. dort, wo bald nach der Entdeckung Ordensgeistliche sich angesiedelt und die Bekehrung der Wilden in Angriff genommen hatten. Das Bekehrungs- und Civilisierungswerk wird übrigens seitens der Regierung mittels katholischer Missionäre (Kapuziner und Franziskaner) fortgesetzt, indem nomadische Stämme in Dörfern, „Aldeamentos“, vereinigt werden, wo ihnen ausser etwas Religion die Kenntnis des Feldbaues und einiger Handwerke beigebracht werden soll. Jedoch zeigen sie im ganzen mehr Gelehrigkeit als Ausdauer; auch fällt es ihnen schwer, den Begriff des Eigentums aufzufassen und gehörig festzuhalten.

Von den verschiedenartigen Mischlingsformen können nur die Caribocas und Cafusos, 136 fg. f., Erwähnung finden, beides dunkle Kreuzungserzeugnisse zwischen Indianern und Negern. Die Cafusos zeichnen sich durch einen merkwürdigen Haarwuchs aus, der das Haupt wie eine dunkle Wolke umgieht.

In wirtschaftlicher Beziehung steht Brasilien wie die übrigen Teile des romanischen Amerika auf der Stufe der vorwiegenden Rohproduktion und ist durch einen grossartigen Reichtum an Erzeugnissen ausgezeichnet. Der Boden gewährt Diamanten, 136 fg. g. (die Aufsicht muss eine sehr scharfe sein, denn die Arbeiter suchen die Steine, selbst durch Verschlucken, zu beseitigen), mancherlei Halbedelsteine, Gold und Platina. In den Wäldern stehen gewaltige Vorräte an Farb- und Edelhölzern, vgl. 132 fg. m., Paraguaythee, vgl. 140 fg. h., Gummi und Kautschuk, 136 fg. k. Die Flüsse wimmeln von Fischen und Wasserschweinen. Die Viehzucht ist ziemlich entwickelt und der Landbau — last not least — liefert teils für eignen Verbrauch, teils für Ausfuhr Mais, Maniok, Kaffee, Baumwolle, Zucker, Tabak, Kakao u. a. Den höchsten Ausfuhrwert gewinnt man durch Kaffeebau, 136 fg. i., der besonders in den Provinzen Rio de Janeiro und Santos eine grosse Ausdehnung hat. Die Kaffeepflanze, eigentlich ein Baum, zu Kulturzwecken aber in Strauchform gehalten, verlangt schattigen Standort (unter hohen, laubreichen Bäumen), felsigen Untergrund und reichliche Bewässerung. Die Sträucher, in Zwischenräumen von etwa 2 m gepflanzt, fangen im dritten Jahre an zu tragen und bleiben bis zum zwanzigsten Jahre fruchtbar. Die Früchte, kirschenartige Beeren, pflückt man ab, wenn sie noch rot sind und trocknet sie auf Bambushürden oder steinernen Terrassen; darauf beseitigt man mittels Walzen die fleischigen Hülsen und unterzieht die Bohnen noch mancherlei anderen Behandlungen, von deren sorgsamen Ausführung die Güte der Sorte mit abhängig ist. Brasilien liefert zur Zeit die reichliche Hälfte des gesamten Kaffeeverbrauchs der ganzen Erde, wennschon die brasilianischen Sorten nicht zu den allerfeinsten gehören. Die Gewinnung des Kautschuk, 136 fg. k., kommt nicht nur für Brasilien (Provinz Pará und Amazonas), sondern auch für Peru, Bolivia u. a. in Betracht. Dieser Stoff wird aus dem Milchsaft gewisser Baumarten, hauptsächlich der Siphonia elastica, gewonnen. Man versieht den Baum zu diesem Zwecke an mehreren Stellen mit scharfen, senkrechten Einschnitten und befestigt darunter kleine Thongefässe, in welche der weisse Saft rinnt. Dieser wird in grössere Gefässe zusammengegossen und mittels eines stark rauchenden Feuers auf hölzerne oder thönerne Formen gebracht, nach erfolgter Trocknung davon abgelöst und so in den Handel gebracht.

Unter den brasilianischen Städten spielt Rio de Janeiro nicht nur wegen seiner paradiesischen Lage, sondern auch als Hauptmittelpunkt des Verkehrs und des nationalen Lebens die hervorragendste Rolle. Unser Bild 137 fg. h. zeigt die Stadt von Westen aus gesehen. Die Bauart und das Strassenleben in Santos, einem der Hauptkaffeemärkte, zeigt 137 fg. i.

138—140. Die Republiken spanischer Zunge.

Die neun Republiken spanischer Zunge haben ausser ihrer Vergangenheit, der Sprache, der Staatsverfassung, der Neigung zu politischen Unruhen und der wenig entwickelten wirtschaftlichen und geistigen Verhältnisse nicht allzuviel mit einander gemeinsam. Denn was die Bevölkerung anbelangt, so bilden z. B. in den meisten die Nachkommen der Spanier zwar noch die herrschende Klasse, aber das numerische Verhältnis zur jeweiligen Gesamtseelenzahl gestaltet sich in jedem einzelnen eigenartig. Zunächst findet ein durchgreifender Unterschied insofern statt, als in den Subtropen die europäischen, in den Tropen die nichteuropäischen Bestandteile das Übergewicht haben. In den nördlichen Staaten Venezuela und Colombia bestehen die letzteren aus teils reinen, teils vermischten Vertretern der roten und schwarzen Rasse, in den übrigen aber machen die Indianer, die hispanisierten Nachkommen ehemaliger Kulturvölker den Grundstock und die Mehrheit aus, während die Schwarzen nur vereinzelt vorkommen.

In wirtschaftlicher Hinsicht zerfällt das ehemalige spanische Südamerika vermöge der Verschiedenheit der klimatischen und orographischen Verhältnisse in drei Provinzen, denen etwa nur die Ausbeute der örtlich etwas verschiedenen Waldprodukte (Chinarinde, Kautschuk, Nutzhölzer, Paraguaythee u. a.) gemeinsam ist. In der ersten, teils gebirgigen, teils ebenen Provinz, in Venezuela, Colombia und Ecuador, waltet in den tiefern Lagen mit heissfeuchtem Klima der tropische Ackerbau auf Zucker, Kaffee, Kakao, Tabak, Bananen u. a. vor; auf den regenarmen Ebenen dagegen, den „Llanos“, und auf den mittleren und höheren Gebirgsteilen spielt einerseits die Viehzucht, anderseits die Gewinnung aussertropischer Erzeugnisse als Mais, Kartoffeln u. a. eine Rolle. In der zweiten, vorzugsweise gebirgigen und vielfach regenarmen Provinz (Peru, Bolivia und Chile) tritt die Ausbeute der mineralischen Schätze als Gold, Silber, Kupfer, Salpeter, Guano u. a. in den Vordergrund, doch so, dass weiter im Süden (Chile) der subtropische Ackerbau nebst Viehzucht zur Geltung kommt. In der dritten, meist ebenen und subtropischen Provinz endlich, den Laplataländern,

behauptet die Viehzucht mit einigen daran sich schliessenden Industrien den ersten Rang.

Von den gemeinsamen Merkmalen der spanischen Republiken heben wir noch zwei hervor, nämlich die Bauart der Ortschaften und die sociale Lage der hispanisierten Indianer, soweit diese in Betracht kommen. Die Anlage der Ortschaften ist nämlich fast überall die gleiche. Ein weiter viereckiger Platz, die „plaza“, mit der Kirche und dem Gemeindehause bildet den Kern; von hier aus gehen die Gassen schachbrettartig nach den vier Himmelsgegenden. Die Kirche ist meist ein einfacher Giebelbau mit schmuckloser, weissgetünchter Front; nur wenige Wallfahrtsorte und die grösseren Städte weisen massive steinerne Kirchen in dem bekannten Jesuitenstile auf. Der Indianer, zumal des Hochlandes, lebt in traurigen Dörfern mit schlechten Hütten aus Lehmwänden und Binsendach; er ist, obwohl vollberechtigter Staatsbürger, wie unter der spanischen Herrschaft das Lasttier des Landes; nur fehlt ihm häufig der wohlthätige Zwang zur Arbeit und er leistet daher thatsächlich weniger als früher (v. Thielmann). In der Kleidung ist vor allem der auch von Nichtindianern viel getragene Poncho zu erwähnen, d. h. ein viereckiges Wolltuch mit einem Loche in der Mitte, um den Kopf durchzustecken. Auch die Art des Reisens kann, wenigstens in den Anden, als etwas Gemeinsames bezeichnet werden, vgl. 138 fg. i.

Venezuela hat 2,2 Mill. Einwohner (1886er Zählung), welche, wie in Brasilien, nur an den Küstenstrichen etwas dichter zusammengedrängt, in den Llanos dagegen sowie im höheren Gebirge sehr dünn gesät sind. Unvermischte Weisse (etwa 1%) sind ebenso spärlich vertreten wie reine Neger. Die grosse Mehrheit besteht vielmehr aus Mulatten und Mestizen, denen sich etwa 126000 wilde Indianer, sowie ein geringer Betrag von Zambos, d. h. Mischlingen zwischen Indianern und Negern, anschliessen. Man begegnet daher allen denkbaren Abstufungen in der Hautfarbe zwischen Schwarz und Weiss, wobei jedoch Braun vorwiegt. Die Neger halten sich vorzugsweise in der Tierra caliente auf, die Indios mansos dagegen in der Kordillere, wo die Stadt Mucuchies ihren Mittelpunkt bildet. Die Zambos sind meist hohe, tiefkaffeebraune Leute von weichglänzender Haut und scharfen, eckigen Linien des sehnigen, stahlfesten Körpers. Wildtrotzigen, aber scheuen Charakters, tyrannisch gegen sein Weib, 138 fg. c., flieht der Zambo die Städte und baut seine Hütte, „rancho“, an einsamer Waldlichtung, um mit Eifer und Geschick den wilden Tieren, als Puma, Jaguar, Tapir, Wildschwein u. a. nachzustellen; selten arbeitet er auf Pflanzungen oder dient als Soldat. Meist Christ, liebt er, wie sein geknechtetes Weib, die bunten Feste und Schaustellungen der katholischen Kirche, aber in noch höherem Grade den Zuckerschnaps, „aguardiente“. Die Hirten der Llanos, die Llaneros, fg. b., sind ein echtes Reitervolk, aus der Mischung verschiedener Rassen hervorgegangen. Meist auf den Meierhöfen, „hatos“, einzelner reicher Viehbesitzer, seltener in eigenen Hütten, 138 fg. f., wohnend, beaufsichtigen sie die in halbwildem Zustande herumschweifenden Viehherden und führen, ausgezeichnete Reiter, ein sorgloses, ungebundenes Leben, dessen allgemeines Kulturniveau wenig über dem des wilden Indianers steht. Das zeigt auch die primitive Weise, mit der die Querida spinnt.

Colombia, früher Neugranada, mag zur Zeit 3,5 Mill. Bewohner zählen, die sich vorzugsweise auf die nördlichen Ebenen sowie auf die Thäler und Abhänge der Kordilleren verteilen. Bezüglich der Abkunft hat man es mit 10% Weissen, 40% Mestizen oder „cholos“, welche Bezeichnung in den ganzen Anden dafür üblich ist, 35% reinen Indianern und 15% Negern, Mulatten und Zambos zu thuen. Die wirtschaftlichen Zustände des Landes sind wesentlich ungünstiger als diejenigen Venezuela's. Denn, nach Hettner, haben die höheren Stände von ihren Vorfahren nur die Abneigung gegen Arbeit und den Hang zu Phrasen und politischen Intriguen geerbt. Anstatt sich ganz der Landwirtschaft zu widmen oder das Gewerbe zu heben, bleiben sie in den Städten und vergeuden die Zeit mit Nichtigkeiten. Daher hat das Land in neuerer Zeit eher Rück- als Fortschritte gemacht. Einst das wichtigste Goldland der Erde, ist es längst von Kalifornien und Australien überflügelt; die Ausfuhr an Chinarinde sehr zurückgegangen, der Tabak, einst wichtig in Ambalema, Palmira, Jiron und Carmen — fg. h. zeigt die Verpackung in Ochsenhäuten zu „serones“ — kaum noch exportfähig und nur die Kaffeeausfuhr noch belangreich, wenn auch die Preise sehr gedrückt. „Colombia“, sagt der vielgereiste M. von Thielmann, „ist das ärmste Land, das ich je betreten“. Die Ärmlichkeit der Zustände der Indianer wird durch unsere Bilder fg. d. und e., genugsam angedeutet. Immerhin aber ist zu erwarten, dass nach Fertigstellung des im Bau begriffenen Panamakanals sich manches bessern wird. Unser Bild 138 fg. k. zeigt die landschaftliche Szenerie der Stadt Panama.

Ecuador wird, wie man annimmt, von 1,5 Mill. Köpfen bewohnt, welche in 10% Weisse, 30% Mischlinge und 60% unvermischte Indianer, 138 fg. a., (vom Chibchastamme) zerfallen. Die Hauptmasse der spanisch redenden Bevölkerung lebt teils in dem Küstenstriche, teils auf dem durch seine Vulkane berühmten Hochplateau, während die wilden Indianer, die man auf 0,5 Mill. schätzt, fast ausschliesslich den Ostabhang der Kordillere innehaben. Die allgemeine sociale und wirtschaftliche Lage ist kaum besser als in Colombia, doch liefert der Kakao, 138 fg. g., einen ansehnlichen Ausfuhrbetrag. Der Kakaobaum gedeiht in heissfeuchten Thälern, wird 6—10 m hoch und bringt bis zum Alter von 30 Jahren gurkenähnliche Früchte hervor, welche 30 bis 50 in schwammiges Fleisch eingebettete Bohnen enthalten. Da stets Blüten neben unreifen und reifen Früchten vorhanden sind, so findet die Ernte das ganze Jahr hindurch statt. Nach Einsammlung der Schoten werden die Bohnen aus dem Fleisch gelöst, unter Beobachtung gewisser Vorsichtsmassregeln getrocknet und dann zur Ausfuhr gebracht.

Peru zählt etwa 3 Mill. Seelen, die nur in der Umgebung der Hauptstadt sowie in den Thälern und auf den Plateau's der Anden etwas dichter zusammenwohnen, im übrigen aber sehr dünn gesät sind. Von der Bevölkerung sind 12% Weisse, 2% Neger und Mulatten, 1,6% Chinesen, 22,4% Mestizen und 62% Indianer. Letztere, vorzugsweise vom Stamme der Quichua-Aymara, haben vielfach ihre ursprüngliche Sprache und Sitte beibehalten. Die wirtschaftliche Lage Peru's ist zwar besser als die von Ecuador und Colombia, aber doch gegen früher verschlechtert. Insonderheit ist die Guanoausbeute, 139 fg. c., stark zurückgegangen. Die Chincha-Inseln, die bekannteste Fundstelle des Guano, waren früher ganz mit den graubraunen oder rostroten, 20—40 m mächtigen Schichten dieses Vogeldüngers bedeckt. Die Hauptstadt Peru's, Lima, 139 fg. i., ist nicht so weitläufig, aber nach demselben Plane wie die anderen südamerikanischen Städte angelegt. An der Plaza finden sich u. a. das Regierungsgebäude, der erzbischöfliche Palast und die stattliche Kathedrale mit reicher Fassade. Auf die hochinteressanten, altperuanischen Bauten, 139 fg. f., wie sie besonders am Titicacasee zu finden sind, können wir nur eben hinweisen. Der erwähnte stürmereiche See wird seitens der Indianer mit leichten Booten, den „Balsas“, 139 fg. h., befahren. Zum Überschreiten der häufig tief in das Gebirge eingeschnittenen Flüsse bedient man sich der indianischen Seilbrücken, 138 fg. i. Das Bild 139 fg. h. stellt die Erlegung des Kondors, des grössten Raubvogels der Anden, dar; man wirft zu diesem Zwecke einen Pferdekadaver in einen Korral, und wenn die Tiere sich niedergelassen haben und wieder erheben wollen, fängt man sie mit Lassos oder erschlägt sie mit Knütteln.

Bolivia hat 2 Mill., meist Indianer vom Aymarastamme, 139 fg. d., ausserdem etwa 700000 Wilde. Durch den Verlust der pacifischen Küste ist das ohnehin wenig entwickelte Land schwer geschädigt worden, doch bemüht man sich neuerdings, die immerhin reichen Hilfsquellen besser als früher zu erschliessen; ausser Silber, 139 fg. e., kommen besonders die Waldprodukte in Betracht.

Die durch ausserordentliche nordsüdliche Ausdehnung ausgezeichnete Republik Chile ist, abgesehen von 50000 Araukanern, 139 fg. a., hauptsächlich von Kreolen bewohnt, die allerdings ziemlich viel indianisches Blut enthalten. Chile ist wohl die entwickelteste und blühendste von den spanischen Republiken, erfreut sich auch der geordnetsten Verhältnisse. Sein Wohlstand gründet sich in erster Linie auf den grossartigen Reichtum an wertvollen Mineralien, unter denen zur Zeit Salpeter und Kupfer an Ausfuhrwert die Edelmetalle weit überflügelt haben. Leider verbietet der Raummangel mehr darüber zu sagen; wir verweisen daher nur auf das Bild 139 fg. g., welches das eigenartige Strassenleben, charakterisiert durch zahlreiche Kleinverkäufer, zum Ausdruck bringt.

Paraguay hat 370000 Einwohner, vorzugsweise indianischer Abkunft, unter denen, wegen des letzten männermordenden Krieges mit Brasilien, die Frauen die grosse Mehrheit bilden. Das bekannteste Erzeugnis des Landes ist der in ganz Südamerika beliebte Paraguaythee, „Yerba maté“, 140 fg. b., der von einer Stechpalmenart auch im südlichen Brasilien und in Argentinien gewonnen wird. Dabei werden die jungen Sprossen und Zweige der Pflanze abgeschnitten, bei mässigem Feuer getrocknet und geröstet, in Stampfmühlen pulverisiert und in trockenen Ochsenhäuten luftdicht verpackt. Man geniesst ihn als Aufguss unter Zusatz von Zucker aus einem kleinen, vielfach ornamentierten Flaschenkürbis mittels einer silbernen, unten siebartigen Röhre, „bomba“.

Uruguay zählt etwas über 600000 Einwohner, von denen etwa 30% ausländische Weisse sind. Die Uruguayiten selbst sind ein Mischlingsgeschlecht, in dem viel indianisches Blut (Guarani, Charruas) nebst etwas spanischem und portugiesischem

fliesst. Der wichtigste Erwerbszweig ist die Viehzucht, vgl. Argentinien. Auf die uruguayitischen Pampas versetzt uns das Bild 140 fg. e., dessen Ochsenwagen an Südafrika erinnern.

Wie Uruguay enthält auch Argentinien unter seinen Bewohnern (etwa 3 Mill.) viel fremdbürtige Weisse (ein reichliches Drittel), unter denen die Italiener (350000) obenan stehen; dann folgen die Spanier, die Franzosen, die Engländer und Deutschen (54000). Indianer sind in den dauernd besiedelten Gegenden kaum noch zu finden. Die Argentinier selbst sind Kreolen mit etwas indianischem und Negerblut. Die wichtigste Erwerbsform bildet die Viehzucht (auf Rinder, Schafe und Pferde) mit den damit in Verbindung stehenden Schlächterei- und Konserveindustrien. Die Viehzucht der Pampas ist ein extensiver Grossbetrieb, dessen Rentabilität auf dem Vorhandensein billiger, klimatisch begünstigter Weidegründe beruht. Ist das Land gepachtet und umzäunt, die Stammzucht erworben und die „Estancia“, 140 fg. c., errichtet, so ist die Hauptarbeit geschehen, denn die Tiere selbst pflegt man das ganze Jahr hindurch sich selbst zu überlassen. Die einzigen Verrichtungen, welche man damit vornimmt, bestehen im Märken der Tiere mit dem Brandstempel des Besitzers und, bei Verkäufen, im Abliefern, was von den Gauchos, 140 fg. a. und d., geschieht. Diese berühmten Pampashirten gehören meist zur Klasse der Mestizen und, vielfach mit Indianerinnen lebend, wohnen sie in einfachen Erdhäusern oder leichten Fellhütten und tragen als Kleidung grobe Jacke und Hose, den Poncho, breiten Hut und Stiefeln, letztere mit silbernen Radsporen. Unzertrennliche Begleiter des Gaucho sind das lange Messer, der Lasso und die Bolas, vgl. 135 fg. i. Ausgezeichnete Reiter, sind sie Liebhaber von Musik, Trunk und Spiel, bei dem nicht selten das Messer gezogen wird. Ist hierbei eine Blutthat geschehen, so flieht der Thäter in die Wildnis und wird Räuber, „Gaucho malo“.

Die grossen Schlächtereien, „Saladeros“, 140 fg. f., arbeiten entweder für den heimischen Bedarf oder für die atlantische Ausfuhr. Im ersteren Falle stellt man getrocknetes Fleisch her, das in Südamerika viel Nachfrage findet. Zur Ausfuhr gelangen ausser Wolle, Fellen und mancherlei Fleischkonserven auch Haare, Hörner, Klauen, Knochen, Talg u. a. Die Hauptstadt Argentiniens, Buenos Aires, 140 fg. g., die zweitgrösste Stadt Südamerika's und der Hauptverkehrsplatz für das ganze Hinterland des La Plata, zählt jetzt 400 000 Einwohner und ist sehr regelmässig gebaut. Leider ist der Strom nicht tief genug, um den Schiffen das Landen in unmittelbarer Nähe der Stadt zu gestatten, daher die unendlich langen Piere.

Seitdem sich Chile und Argentinien in den Besitz Pataganiens und des Feuerlandes geteilt haben, sind von beiden Seiten mannigfache Versuche gemacht worden, diesen ultimus angulus terrae zu kolonisieren, bzw. die Eingeborenen in einen höheren Grad von Gesittung überzuführen. Die Ergebnisse liegen allerdings noch im Schosse der Zukunft. Die einzige grössere Niederlassung im äussersten Süden, an der Magelhaensstrasse, aber auf chilenischem Gebiete, ist Punta Arenas, in welches uns das letzte Bild der Geographischen Bildertafeln, 140 fg. h., versetzt.

Generalregister

zu

den drei Teilen der „Geographischen Bildertafeln“.

Bemerkung. In dem nachstehenden Generalregister sind zunächst die auf den 140 Tafeln enthaltenen Bilder und sonstigen Darstellungen*) angegeben. Ausserdem ist einerseits auf die grösseren, selbständigen Abteilungen in landschaftlicher und ethnographischer Hinsicht, anderseits in solcheu Fällen, wo wichtigere Begriffe auf deu Tafeln nicht dargestellt, aber in den „Erläuternden Bemerkungen“ erwähnt wurden, auf letztere durch die Klammernotiz (E. B.) hingewiesen worden. Ferner, da der dritte Hauptteil, welcher die gesamte Völkerkunde umfasst, wieder in drei Abteilungen zerfällt, sind diese durch hochgestellte kleine Zahlen (III^{1} Europa, III^{2} Asien und Australien, III^{3} Afrika und Amerika) bezeichnet. Endlich sind die Nummern der einzelnen Tafeln durch fetten Satz hervorgehoben.

Ababde, III^{3}, **110**, f.
Abaka, III^{3}, **119**, f.
Abessinien, Bew., III^{3}, **113**, a. b. g—k.
Abessinische Landschaft, II, **44**, a.
Ackerbau in Brandenburg, III^{1}, **53**, 9.
Adamaua, Dorf, III^{3}, **116**, b.
Addab, an der Sklavenküste, III^{3}, **124**, i.
Adschmir, Kaufhaus. III^{2}, **97**, c.
Aegypten, Bew., III^{3}, **110**. **111**.
Aegypter, I, **20**, 1.
Affenbrotbaum, I, **17**, 10. II, **45**, d.
Afghane, III^{3}, **94**, f.
Afrika, Bew., III^{3}, **110—124**.
Afrika, Landsch., II, **43—45**.
Afrika. Querdurchschnitt, I, **1**, 10.
Agave, I. **18**, 3. III^{3}, **132**, i.
Ahoggar-Targi, III^{3}, **115**, d.
Aht-Indianer, III^{3}, **126**, c.
Aïno, I, **21**, 41. 42. III^{2}, **85**, n. **104**, f.
Akazien, I, **18**, 10.
Akbar's Mausoleum, III^{2}, **97**, e.
Akka, afrik. Stamm, III^{3}, **119**, e.
Alaska, Bew., III^{3}, **126**, e. g.
Alaska, Küstenlandsch., II, **48**, f.
Albaner, in Griechld., III^{1}, **74**, b.
Albanerin, in Italien, III^{1}, **71**, f.
Albanisches Dorf, III^{1}, **71**, b.
Albanisches Gebirge, II, **37**, d.
Aleppo, III^{2}, **91**, m.
Aleuten, Bew., III^{3}, **126**, (E. B).
Alfuren, III^{2}, **106**, e. i.
Algerien, Bew., I, **20**, 2. III^{3}, **114**.
Algier, Stadtansicht, III^{3}, **114**, i.
Alhambra, Löwenhof, III^{1}, **70** e.
Alkmar, Kanal u. Straße, III^{3}, **60**, k.
Alleghanies, Landsch., II, **49**, e.
Aloë, baumartig, I, **18**, 8. II, **45**, b.
Alp im Hochgebirge, III^{1}, 59, a.
Alpenblumen, I, **19**, 18.
Alpenstrasse, I, **6**, 9.
Alpenwirtshaus, I, **6**. 7.
Alphornbläser, III^{1}, **58**, d
Altenburgerin, III^{1}, **53**, 3.
Altersbestimmung der Gebirge, I, **3**, 10.
Altkastilischer Bauer, III^{1}, **69**, c.
Amager, Mädchen, III^{1}, **61**, a.
Amampondo, III^{3}, **120**, e.
Amasia, III^{2}, **90**, g. l.
Ama-xosa, III^{3}, **120**, a.
Amazonas, Indiauer, III^{3}, **136** **137**.
Amazonas, Urwald, II, **51**, f.
Amboina, Bew., III^{2}, **106**, e.
Ambuella, III^{3}, **119**, e. f.
Amerika, Bew., III^{3}, **125—140**.
Amerika, Landsch., II, **48—51**.
Amhara, III^{3}, **113**, (E. B.)
Amsterdamer Gracht, III^{1}, **60**, l.
Amurgebiet, Bew., III^{2}, **85**.
Amurtunguse, III^{2}, **85**, f.
Andalusien, Bew., III^{2}, **69**, b. **70**, a. b.
Anden, Panorama, II, **50**, f.
Andenreise und Brücke, III^{3}, **138**, i.
Annam, Bew., I, **21**, 33. III^{2}, **103**, f.
Anomalen des Jabres, I, **15**, 4.
Antilopenjagd, I, **24**, 4.
Antwerpen, III^{1}, **66**, b. i.
Apache-Indianer, III^{3}, **127**, e.
Apennin, Landsch., II, **36**, f.
Appenzell, III^{1}, **58**, k.
Appenzellerin, III^{1}, **58**, b.
Araber, I, **20**, 3. III^{2}, **93**. III^{3}, **122**, i.
Arabische Küste bei Aden, II, **39**, e.
Araukaner, III^{3}, **139**, a.
Araukarie, I, **18**, 4.
Argentinien, Bew., III^{3}, **140**.
Arles, Mädchen aus, III^{1}, **67**, a.
Arkansas, Landschaft, II, **49**, d.
Armenier, I, **20**, 14. III^{2}, **89**.
Arnstadt, Umgebung, II, **29**, a.
Artesischer Brunnen, I, **13**, 3.
Arve, I, **19**, 11.
Asien, Bew., III^{2}, **83—107**.
Asien, Landsch., I, **39—42**.
Asien, Querdurchschnitt, I, **1**, 6.
Assiniboin-Indianer, III^{3}, **126**, h.
Atben, III^{1}, **74**, m.
Atlantischer Ocean, Querdurchschnitt, I, **11**, 5.
Aulis, Bucht, II, **47**, e.
Ausdreschen des Getreides, III^{1}, **75**, g. III^{2}, **91**, h.
Austernfischerei, III^{3}, **130**, c.
Australien, Bew., III^{2}, **108—109**.
Australien, Landsch., II, **46**.
Australieu, Querdurchschnitt, I, **1**, 11.
Australier I, **21**, 41. III^{2}, **109**.
Australische Baumtypen, II, **46**, f.
Auvergne, Bew., III^{1}, **67**, c.
Auvergne, Landsch, II, **34**, d.
Aware, II^{2}, **88**, f.
Azoren, Bew., III^{3}, **122**. b

Bagirmi, Bew. III^{3}, **119**, i. k.
Bajadere, III^{2}, **96**, m.
Bakuena, Stadt der, III^{3}, **120**, l.
Balearen, Bew., III^{1}, **69**, d.
Balkan, Landsch., II, **37**, a.
Balkanhalbinsel, Bew., III^{1}, **74**, **75**, **81**, **82**
Balkanhalbinsel, Landsch., II. **37**.
Balsas auf dem Titicacasee, III^{3}, **139**, b.
Bambus, I, **17**, 9.
Banane, I, **17**, 8.
Bangala, III^{3}, **119**, a.
Bangkok, III^{2}, **103**, m.
Baniane, Baum, I, **17**, 5.
Baniane, ind. Kaufmann, III^{2}, **96**, d. e.
Barabasteppe, II, **41**, e.
Bari, Schmiede u. Dorf, III^{3}, **118**, h.
Barka, Bew., III^{3}, **115**, (E. B.)
Barometer, I, **1**, 15.
Barranca, in Mexiko, II, **50**, a.
Basaltsäulen, I, **4**, 11.
Baschkiren, III^{1}, **80**, h.
Basken, III^{1}, **69**, g.
Bastei, i. d. sächs. Schweiz, I, **4**. 6.
Bavili, III^{3}, **119**, b.
Baumgrenze, I, **19**, 17.
Baumwollkultur, III^{3}, **130**, h.
Baumwollweberei, III^{2}, **100**, m. III^{3}, **117** k.
Bechuana, III^{3}, **120**, b.
Bedja, III^{3}, **112**, c. k.
Beduinen, I, **20**, 6. III^{2}, **93**. a. b. f. g. III^{3}, **114**, d. g. h. **115**, h.
Beffroi in Gent, III^{1}, **66**, g.
Beginenhof, III^{1}, **66**. f.
Belgien, Bew., III^{1}, **66**.
Belgien, Landsch. II, **27**, c. f.
Belgrad, III^{1}, **75**, l.
Bella-Coola-Indianer, III^{3}, **126**, f u. m.
Benares, III^{2}, **97**, k.
Berber, Stadt, III^{3}, **124**, l.
Berber, Volksstamm, III^{3}, **114**, (E. B) **115**, a.-f.
Berberi, III^{3}, **112**, b.
Berchtesgaden, II, **30**. A, c.
Bergeu, III^{1}, **62**, i.
Berggruppe, I, **4**, 1.
Bergwerksbetrieb, I, **8**, b.
Berlin, Opernhausplatz, III^{1}, **55**, i.
Bern, Strasse, III^{1}, **59**, e.
Berner Haus, III^{1}, **59**, f.
Bernerin, III^{1}, **58**, a.
Bernsteintaucher, I, **10**. 9.
Besiedelung in den Ver. St., III^{3}, **128**. **129**.
Betelpflanzung, III^{2}, **107**, f.
Bey, i. d. Türkei, III^{1}, **82**, c.
Bbutan, Bew., III^{2}, **99**, f. g.
Bihé, Bew., III^{3}. **117**, i.

*) Bei den Teilen I und II ist die zweite Auflage zu Grunde gelegt.

Birke, I, 19, 10.
Bingen, II, 30, c.
Birma, Bew., III³, 103, i.
Biskara, III³, 114, k.
Bischarin, III³, 112, (E. B.)
Blockhaus, III³, 128, b. 129, g.
Blumenau, in Südbrasilien, II, 50, e. III³, 137, a.
Bodenneigung im Meere, I, 1, 4.
Bodenseelandschaft, II, 30 A, d.
Bodethal, II, 29, h.
Boeren in Südafrika, III³, 123, a—d.
Boehmer Wald, Landsch., II, 30. e.
Boehmische Glasbläserei, III¹, 56, i.
Boehmische Vulkanlandschaft, II, 32, c.
Bolivia, Bew., III³, 139.
Borgund, alte Kirche, III¹, 62, h.
Borneo, Bew., III², 106, d.h. 107, d.f.
Borneo, Landsch., II, 39, f.
Bornu, Bew., III³, 116, (E. B.)
Bosnische Marktstrasse, III¹, 75, i.
Bosporus, II, 37, a.
Botokudenweib, I, 20, 29.
Brahmanen, III², 96, b.f. 98, g.
Brasilien, Bew.. III³, 136, 137.
Braunauer Berge, I, 4, 10.
Bregenzer Wald, Haus, III¹, 57, a.
Bregenzer Wald, Mädchen, III¹, 56, a.
Bremen, Häuser, III¹, 55, f.
Bretagne, Bew , III¹, 67, e.
Britischer Archipel, Bew., III¹, 63—65.
Britischer Archipel, Landsch. II, 25.
Britisches Nordamerika, Bew., 126 128.
Brotbaum, I, 17, 16.
Brüssel, Justizpalast, III¹. 66, h
Buche, 1, 19, 3.
Buckelochse, III², 103, i.
Budapest, III¹, 81, m.
Buddhakloster, III², 99. i.
Buddhastatue, III², 105, f.
Buddhatempel, III², 101, h. 105, d.
Buenos Aires, III³, 140, g.
Bulgarien, Bew., III¹, 75, f.m.
Büffeljagd, I, 24, 3.
Burgos, Kathedrale, III¹, 70, h.
Burjätenfrau, III², 85, h.
Burutenfrau, III², 86, f.
Buschmänner, I, 21, 63 64. III³, 121, a—e.
Buschneger, Dorf, III³, 134, d,

Cafusa, III³, 136, f.
Cajana-Indianer, III³, 135. k.
Campagna bei Rom. II, 36, c.
Campagnahirten, III¹, 71, c. 72, f.
Canadierin franz. Abkunft, III³, 128, d,
Cañon, in den Felsengebirgen, II, 49, c.
Canton, III³, 101, a.
Careguaje-Indianer, III³, 135, a.
Cattaro, Bucht, I, 10, 1. II, 32, e.
Ceder, I, 18, 20
Champagne, Bew., III¹, 67, g.
Chartum, III³, 112, m.
Chewsuren, III², 88, c.
Cheyenne-Indianer, III³, 127, d.l.
Chile, Bew., III³, 139.
China, Bew., III², 100—102.
Chinesen, I, 20, 21.22. 100, a.f.,h.
Chinesische Baulichkeiten, III³, 101. 102.
Chinesische Mauer, III³, 101, g.
Chios, Reede von, I, 10, 2.
Chippeway-Indianer, III³, 127, f.
Chiwa, Bew., III², 87, l.
Cinchona, I, 17, 13.
Cochenillezucht, III³, 132, k.
Cochinchina, Bew., III², 103, e.
Colombia, Bew., III³, 138.
Cotopaxi, II, 50. c.
Crocketspiel, III¹, 63, g.
Cuaïqueres-Indianer, III³, 135, g.
Cuenca, II, 35, f.
Cypresse, I, 18, 22.

Dahabiyeh. (Nilbarke), III³, 110. I.
Dakota-Indianerin, III³, 127, b.
Dalekarlien, Bew., III¹, 61, g.h.
Dalmatinische Küste, II, 32, e.
Dalslandskanal, II, 26, h.
Dampfer nebst Einricht., I, 12, 1,3.7. 8.
Danakil, III³, 113, (E. B.)
Dänemark, Bew., III¹, 61.
Dänemark, Landsch.. II, 27, a. b.
Danzig, Häuser, III¹, 55, d.
Dardu, III², 99, c.
Dattelpalmen, I, 18, 16. III³, 110, g.
Dayaken, I, 21, 37. III², 106, d.h.
Deichbau, I, 14, 4.
Delebpalme, I, 17, 3.
Delhi, Dschammamoschee, III², 97, i.
Demawend, II, 40, e.
Denver City, III³, 129, m.
Derwische, III¹, 82, f. III³, 110, h.
Desterro, deutsche Kirche, III³, 137, d.
Deutsche in Europa, I, 20, 15. III¹, 53—59.
Deutsche in Südbrasilien, III³, 137, a—d.
Deutsches Reich, Bew., III¹, 53—55.
Deutsches Reich, Landsch. II, 28—30 A.
Diamantengrube in Südafrika, III³, 123, g.
Diamantenwäscherei in Brasilien, III³, 136, g.
Diarbekir, III², 90, l.
Didostadt in Kamerun, III³, 117, l.
Dock, schwimmend, III¹, 65. c.
Dolchtanz, III², 107, g.
Dolomiten, I, 4, 8. II, 32, d.
Donaulandschaften, II, 33, a.b. 37, d.
Dongola, Bew., III³, 112, f.
Drachenbaum, I, 17, 11.
Drusenfrau, III², 91, a.
Dschat, III². 98. c.
Dschigitowka, III², 88, i.
Dschungel, II, 42, e.
Dualla, III³, 117, b.m.
Dublin, III¹, 64, c. 65, d.
Dünen, II, 28, a.
Durbar, III², 98, h.

Ebbe. I, 11, 1.
Ebene, kultiviert, I. 8, 6.
Ebene, kulturlose I, 8, 4.
Ecuador, Bew., III³, 138.
Ecuador, Küste, II, 48, e.
Edinburg, III¹, 64, f.
Eiche, I, 19. 2.
Eisernes Thor, II, 33, c.
Eisgewinnung auf dem Hudson, III³. 130, b.
Eisenbahnbau in der Prairie, III³, 131. a.
Elbsandsteingebirge, II, 29. g.
Elche, Palmen, II, 35, e.
Elefanten, bepackt, I, 22, 9.
Elsässerin, III¹, 53, 1.
Elsässer Häuser, III¹, 55, g.
Engländer, III¹, 63, a.f
Englischer Bergwerksdistrikt, III¹, 65, f.
Englische Fabrikstadt, III¹, 65, g.
Englische Landkirche, III¹, 64, b.
Englischer Landsitz, III¹ 64, d.
Erle I, 19, 4.
Erdkugel, aequatorialer Durchschnitt, I, 1, 5.
Erhebungen, vergleichende Zusammenstellung, I, 1, 2.
Erdrinde, geologischer Durchschnitt, I, 2, 5.
Erzbergwerk, Durchschnitt, 1, 8b, 4.
Erosionswirkungen, I, 13, 6.
Esche, I, 19, 9.
Eskimo, I, 20, 25.26. III³, 125.
Esneh, III³, 111, a.
Estancia, III³, 140, c.
Etschthaler, III¹. 56, c.
Eukalyptus, I, 18, 6.
Europa, Bew., III¹, 53—82.
Europa, Landschaften II, 25—38.
Europa, Querdurchschnitt, I, 1, 7.
Europäer in Afrika, III³, 123. 124.

Fakir in Indien, III², 96, h.
Faktorei in Oberguinea, III³, 123 h.
Falascha, III³, 113 (E. B.)
Fallreep, I, 12. 9.
Farrengruppe, 1, 17, 4.
Fazoglo, Bew., III³, 112, d.
Fellachen, III³, 110, a b.
Fellata (Fulbe, Pullo) III³, 116, a.d.f.
Feigenkaktus, I, 18, 12. III³, 132, i.
Fetischhaus, III³, 112, d.
Feuerländer, III³, 135, b.
Fezzan, Bew., III³, 115. (E. B.)
Fichte, I, 19, 14.
Fichtelgebirge, II, 30, d.
Fidschi-Insulaner, III³, 108, d .
Fieberrindenbaum, I, 17, 13,
Fingalshöhle auf Staffa, I, 4, 11.
Finnen, III¹, 80, b g.
Finnische Landschaft, II, 38, a.
Finschhafen in Neuguinea, II, 38, a.
Fjord, I, 9, 8.II. 26, e. f.
Fischereigeräte, I, 14, 9—13.
Fiskernäs in Westgrönland, II, 52, b.
Flachkopfindianerin, III³, 126, a.b.
Flaschenbaum, I, 18, 7.
Fligely, Kap, II, 52, a.
Florenz, III¹. 73, b.
Florida, Küste, II, 48, b.
Flösserei, I, 14, 1—2.
Flusskunde, I, 13.
Flut, I, 11, 2.
Foulke Fjord, I, 9, 8.
Fränkische Hofanlage, III¹, 53, f.h.
Frankreich, Bew., III¹, 67—68.
Frankreich, Landsch. II, 34.
Frisin, III¹, 60, d.
Frisisch-sächsisches Haus, Tenne, III¹, 54, c.
Funchal, auf Madeira, III³, 122, f.
Fussballspiel, III¹, 63. h.

Gailthalerinnen, III¹, 56, e.
Gaisbub, III¹, 58, e.
Gala, III³, 113 c.d.
Galizische Küste, II, 35, b.
Gamelan, III², 107, h.
Gaucho, III³, 140, a, d.
Gebirgsbach, I, 13, 5.
Gebirgsführer, III¹, 58, f.
Gebirgsmassiv, I, 4, 4.
Gebirgsthal mit Baumgrenze, I, 4, 3.
Gebirgszirkus, I, 5, 2.
Geiser, 1, 7, 8. II, 47, c.
Genfer See, II, 31, d.
Georgier, 1, 20, 13.
Gibraltar, I, 9, 11.
Giljaken, I, 20 18. III², 85, g.
Glasbläserei, III¹, 56, i.
Gletscherkunde, 1, 6, 1—6.
Gmunden nebst See, II, 32, b.
Gneisfächer in den Alpen, I, 3, 4.
Gniaheun in Hinterindien, III², 103. a.
Gobilandschaft, II, 41, f.
Goldgräber in Australien, III², 109, g.
Goldwäsche in Kalifornien, III³, 130, e.f.
Goldwäsche in Sibirien, III², 83, f.
Gonhafälle des Sambesi, 1, 13, 10.
Gopal Bhawan, Palast, III², 97, d.
Gopura in Südindien, III², 97, f.
Gorale, III¹, 76, d.
Gotthardt. geologisches Querprofil, 1, 3, 6.
Grasbarre am weissen Nil, II, 45, c.
Griechenland, Bew., III¹, 74.
Grottengeiser, I, 7, 9.
Grönland, Eingeborene, III³, 125, a.f.g.h.
Grönland, Landschaften, II, 52, b.c.d.f.
Grossrussen, III¹, 77.
Gostinoidwor, Kapelle, III¹, 79, c.
Guanogewinnung, III³, 139, c.
Guayas, Fluss in Ecuador, II, 50, b.
Guaymas (Mexiko), II, 48, a.
Gudbrandsdal, altes Gehöfte, III¹, 62, d.
Guyana, Bew., III³, 134, a—d. 135, d h.

Häfen, I, 10, 1—3.
Haida-Indianer, III³, 126, d.l.
Hakodate, III², 105, c.
Halbblutindianer, III³, 128, a.
Halbinsel, I, 9, 11.
Haleb, III², 91, m.

Hametzentanz, III^3, 126, m.
Handmühle, III^2, 91, i.
Hardanger Brautpaar, III^1, 62, c
Hardt, Landsch.. I, 8, 2.
Harem, III^1, 82, l.
Hauptformen der Erdoberfläche, I, 1, 12.
Hauranier. III^2, 91, d.
Haussa, III^3, 116, c.g.
Havanna, III^3, 134, h.
Heidelberg, I, 8. 1.
Hemis, Kloster, III^2, 99, i.
Herero, III^3, 117, f.
Heringsfang, I, 10, 10.
Herzegowina, Bew., III^1, 75, d.
Himalaya, Bew. III^2, 99.
Himalaya. Landsch., II, 40, c.
Hindu, III^2, 96.
Hinterindien, Bew.. III^2, 103.
Hochasien, Bew., III^2, 99.
Hochbahn in Newyork, III^3. 131. d.
Hochebene, I, 4, 3.
Hochmoor, II, 25, e.
Hochofen, I, 8 b, 6. 7.
Hochseefischerei. III^1, 65, c. III^3, 128, e.
Hochthal, I, 5, 6.
Hohenschwangau, II. 30A, f.
Holland, Bew., III^1, 60.
Holland, Landsch. II, 27, d.e.
Holländer auf den Sundainseln, III^2, 106, n. 107, g.
Holsteinische Fischerei und Weidewirtschaft III^1, 53, 7.
Holsteinische Küste, II, 28, c.
Holzindustrie, III^1, 53, 10. 59, g. III^3, 128. f.
Hopfenbau, III^1, 75, h.
Hosenlüpfen, III^1, 58, h.
Hottentotten, I, 21. 61.62. III^3, 121, f—k.
Hova, III^3, 122, g. h.
Huambo, Bew., III^3, 117, a
Hudsonbai-Handelsposten, III^3, 128. a.
Hügellandschaft, I, 8. 3.
Hulk in Kamerun, III^3, 123, e.
Hundeschlitten, I, 22, 1.
Huzulen, III^1, 76 , e.

Jakuten, III^2, 85. e. i. k.
Japan, Bew., III^1, 104. 105.
Japaner, I, 20, 19. 20. 104, a—d
Japanische Küste, II, 39, c.
Japanische Vegetation, II, 42, h
Javaner, III^2, 106, a h. f.
Jericho, Frau, III^2, 92, a.
Jerusalem, Bew., III^2, 92, b.c.
Jerusalem, III^2, 92, h. i. l. m.
Jerusalem, Hochebene, II, 41, h.
Jeziden, III^2, 91, e.
Jinrikischa, I, 22, 7.
Ikonostas, III^1, 79, b.
Indianer I, 20, 27. 28. III^3, 126. 127. 132. 135—139.
Indien, Bew. III^2, 96—98.
Indier I, 20, 9. 10. III^2, 96.
Indigobereitung, III^2, 98, b.
Indischer Wald, II, 42, f.
Innthal mit Innsbruck, II, 32, a
Insel, Kontinentale, I, 9, 1.
Insel, Korallenring, I, 9, 4.
Insel, vulkanische, I, 9, 2—3.
Interlaken, II, 31. c
Joinville in Südbrasilien, III^3, 137. c
Iran, Bew., III^2, 94. 95.
Irbit, Messe, III^2, 83, g.
Ire, III^1, 63, e.
Irisches Haus, III^1, 64. a.
Island, Bew., III^1, 61, b. c.
Isothermen, I, 15, 1—3
Italien, Bew., III^1, 71—73.
Italien, Landsch., II, 36.
Jucarthal, II, 35, f.
Judaea, Bew , III^2, 92, d. f.
Jude aus Syrien, I, 20, 5.
Juden in Algerien, III^3, 114, a. f.
Juden in Jerusalem, III^2, 92, g.
Juden in Indien, III^2, 96, p.
Juden in Mittelasien, III^2, 87. d.
Jungfrau, III, 31, c.
Jünnan, Bew., III^2, 100, h.
Jura, schwäbischer, II, 30A, b.
Jura, schweizer, II, 31, b.
Juraperiode, Vegetationsbild, I, 2, 3.

Kadi, III^1, 82, a.
Kaffeehau, III^3, 136, i.
Kaffern, I, 21, 59. 60. III^3, 119, k. 120, b. e. g i. k.
Kaffernchristen, III^3, 124, c.
Kajak, III^3, 125, g. h.
Kaimanjagd, I. 24, 5.
Kairo, III^3, 111, c. e. f.
Kaiser-Franz-Joseph-Fjord, II, 52, f.
Kajüte eines amerik. Dampfers, I, 12, 10.
Kakaobau, III^3, 138, g.
Kakteen, I. 18, 5.
Kalifengräber, III^3, 111, d.
Kalifornien, Obstbau, III^3, 129, h.
Kalmyken, I, 20, 23. III^1, 80, o. III^2, 96. d.
Kambodscha, schwimm. Häuser, III^2, 103, h.
Kamel, III^2, 90, 1.
Kamerun, Bew., III^3, 117, h. h. l. 124, h.
Kamerunfluss, II, 43, f.
Kampine, III^1, 66, c.
Kamtschatka, Bew., III^2, 85. c.
Kamtschatka, Landsch., II, 39, d.
Kanal i. Holland, III^1, 60, h.
Kanalküste bei Dover, II, 25, b.
Kanonenboot, I, 12, 11.
Kapstadt, II, 43. c. III^3, 123, i. 124, f.
Kapverden, Bew., III, ^{3}, 122, c.
Karaïte, III^1, 80, q.
Karakaschthal, II, 40, f.
Karakirgisen, III^2, 86, f.
Karapite auf Neuseeland, I, 7, 4.
Karawane, I, 22, 5. 6.
Karawanserai, III^2, 95, f.
Karbuger, III^3, 134, a. b.
Kareu, III^2, 103, c.
Karligrotte. III^2, 97, h.
Karlinger Gletscher, I. 6, 3.
Karstlandschaft, II, 32, f.
Kasikumyken, III^2, 88, e.
Kastanie, I, 18, 15.
Kastilien, Bew., III^1, 69, a.
Kasuarine, I, 18, 7.
Katarakten, I, 13. 7.
Katalonien, Bew., III^1, 69, c.
Kaukasien, Bew.. III^2, 88.
Kaukasus, Landsch., II, 40, a.b.
Kautschukgewinnung, III^3, 136, k.
Kawass, III^1, 82, e.
Keuperperiode, Vegetation, I, 2, 2.
Kettengebirge, I, 4, 2.
Khas Sok, III^2, 103, g.
Kiefer, I, 19, 15.
Kieselsinterterrassen, I, 4, 12.
Kiew, Kirche, III^1, 79, 1.
Kilauea, I, 7, 7.
Kirgisen, III^1, 80, p. III^2, 86, a. b. c. k. I.
Kleinasien, Bew., III^2, 90.
Kleinrussen, III^1, 78, a. b. c. d. e. f. h. i. k.
Kling, I, 20, 11. 12.
Knieholz, I, 19, 16.
Kohlenbergwerk, I, 8b, 1.
Kohlenflötz, I, 8b, 8.
Kokospalme, I, 17, 2.
Kölner Dom, III^1, 55, b.
Komer See, II, 36, d.
Komoren, Bew., III^3, 122, 1.
Kompass. I, 1, 14.
Kondorfang in Chile, III^3, 139, h.
Königin-Augustathal, II, 52, c.
Kongogebiet, Bew., III^3, 119.
Konstantinopel, III^1, 82, m.
Kopenhagen, Börse, III^1. 61, e.
Koprabereitung, III^2, 108. 1.
Kopten, III^3, 110, d. e.
Koptisches Kloster, III^3, 111, h.
Korallenbauten, II, 46, a.
Korea, Bew., I, 20, 17. III^2, 104. e.
Kordofan, Bew., III^3, 112, e.
Korfu, Bew., III^1, 74. e.
Korjäke, III^2, 85, d.
Korinthenernte, III^1, 74. k.
Korkeiche, I, 18, 14.
Korkgewinnung, III^1. 69, h.
Korroboritanz, III^2, 109, i.
Krakau, Markt. III^1, 76, m.
Krähenindianer, III^3, 127, i.
Kreml, III^1. 79, f.
Kreolen, III^3, 132, a. b.
Krimküste, II, 38, f.
Kroaten, III^1, 75, b. h.
Kuli, I, 20, 9. 10. III^2, 96, f.
Kulu, III^2, 99, b.
Kurden, III^2, 90, e. f. k.
Küstenbildung, I, 9, 6. 9. 10.
Kutais, III^2, 89, m.

Labrador, Eskimo, III^3, 125, b. c.
Ladak, Bew., III^2, 99, d. e,
Ladinos, III^3, 132, c. d.
Lama, buddh. Geistl., III^2, 99, e.
Landes, Hirt, III^1, 67, h.
Landes, Landsch. II, 34, e.
Landin, III^3, 119, k.
Landsend, Kap, I. 9, 5.
Landsgemeinde, III^1, 58, g.
Landskrone bei Görlitz, II, 29, f.
Lappen, III^1, 80, c.
Lärche, I, 19, 12.
Leh, in Tibet, III^2, 99, i.
Lesghinka, III^2, 88, 1.
Leuchtschiff, II, 10, 8.
Leuchtturm nebst Einrichtungen, I, 10, 4—7.
Lima, III^3, 139, i.
Liman in Südrussland, I, 38, e.
Linde, I, 19, 5.
Lissabon, II, 35, a.
Lithauer, III^3, 80, a.
Llanero, III^3, 138, b.
Llanos, Landsch., III, 51, e.
Lledrthal in Nordwales, II, 25, c.
Loangoküste, Bew., III^3, 117, d. 124, d.
Loangoküste, Landsch., II, 43, e. 45, a.
Loch Ness in Schottland, II, 25, d.
Loferer, III^1, 56, d.
Lofoten, Fischerei, III^1. 62, k.
Logageng, III^3, 120, 1.
London, III^1, 63. 1. 64, 1.
Longwood, III^3, 122, e.
Lösslandschaft in China, II, 41, c.
Lösswohnung in China, III^2, 101, c.
Lorbeerbaum, I, 18, 17.
Löwenjagd, I, 24, 5.
Lübeck, Marienkirche, III^1. 55, c.
Luftspiegelung, I, 16, 4. 7.
Luzern, Hotelquai, III^3, 59: h.

Maar, II, 29, c.
Maasthal, II, 27, c.
Madagaskar, Bew , III^3, 122, f—i.
Madatschgletscher, I, 6, 4.
Madeira, Bew., III^3, 122, b. d.
Madrid, Königspalast, III^1, 70, f.
Mafra, Kloster, III^1, 70, d.
Magnolien, I, 18, 1.
Magyaren, III^1, 81, e. f i. k.
Mahagonigewinnung, III^3, 132, m.
Mähren, Bew., III^1, 76, b.
Mainot, III^1, 74, d.
Makaraka, III^3, 118, i
Malayen, I, 21, 34. 38. III^2, 106, 107.
Malemiute, III^3, 126. c.
Mammutbaum, I, 18, 2.
Mamre in Südafrika, III^3, 124, e.
Mandalay, Palast, III^3, 103. 1
Mandarin, III^2, 100, b.
Mandingo, III^3, 116, b
Mangrove 1, 17, 12. II, 47, f.
Manguue, I, 20, 24.
Manjema, Bew., III^3, 119, c.
Manila, Bew., III^2, 106, k.
Manitoba, Ackerbau, III^3, 128, g.

Mantschu, III^2, 100, i.
Maori, I, 21, 39. III^2, 108, b.
Maremnen, II, 36, e.
Marken, Insel, Bew., III^1, 60, a. b. g.
Marmorgewinnung, III^1, 72, g.
Marokko, Bew. III^3, 115.
Maroniten, III^2, 91, b.
Marschallinseln, Bew., III^2, 108, c.
Marschen, II, 27, d.
Marschscenen, I, 23.
Marseille, Cannebière, III^1, 68, c.
Marutse, III^3, 118, d.
Masai, III^3, 113 (E. B.)
Matterhorn, II, 31, e.
Mauren, III^3, 114 (E. B). 115, b. c.
Mauritius, Bew., III^3, 122 (E. B).
Maxuruna-Indianer, III^3, 135, c.
Mecklenburger Binnensee, II, 28, e.
Medizinmann, III^3, 127, c.
Medresse, III^2, 87, h. 90, h.
Meeresverhältnisse, I, 1, 3. 10, 11. 11.
Mekka, III^2, 93, g.
Melanesier, III^2, 108, d—f. h. i.
Melonenbaum, I, 17, 14.
Mentawei, Bew., III^2, 106, i.
Mesopotamien, Bew., III^2, 91.
Messtisch, I, 1, 14.
Mestizen, III^3, 129, f. 132, d. c.
Meteora, III^1, 74, l.
Mexiko, Bew., III^3, 132. 133.
Mexiko, Landsch., II, 48, a. 51, d.
Mexiko, Stadt, III^3, 133, f. g.
Mettenberg, I,3, 3.
Mindanao, Bew., III^2, 106, k. l. m.
Mingrelien, Bew., III^2, 88, b. g.
Miocänlandschaft, I, 2, 4.
Mission in Afrika, III^3, 124.
Mississippi, Landsch., II, 51, b.
Mississippi, Schifffahrt, III^3, 130, e.
Mittagsstein, I, 4, 5.
Mittelamerika, Bew., III^3, 132.
Mittelasien, Bew., III^2, 86. 87.
Mittelgebirge, I, 8, 1. 2.
Mittelmeerküste, II, 39, 40.
Moën, I., Landsch., II, 27, a. b.
Moësthal, II, 33, f.
Mohammedaner in Afrika, III^3, 110—116.
Mohammedaner in Asien, III^2, 86 - 96. 107.
Mokschanen, III^1, 80, m.
Moldefjord, II, 26, f.
Monbuttu, III^3, 118, m.
Mongolen, III^2, 86, g. 100, g.
Montavon, Bew., III^1, 56, b.
Montblanc, I, 3, 5. 5, 1.
Montenegro, Bew., III^1, 75, c.
Moosgewinnung, III^3, 130, d.
Moraspiel, III^1, 71, g.
Mordwinen, III^1, 80, f.
Morlaken, III^1, 75, k.
Moro, III^2, 106, m.
Moruaxamo, III^3, 120, l.
Moskau, III^1, 79, f. g.
Mossammedes, III^3, 123, f.
Motschuana, I, 21, 53. 54.
Mozabiten, III^3, 114, b. c.
Mpongwe, III^3, 117, c.
Mtesa's Halle, III^3, 118, k.
Mühlen, I, 14, 6—8.
Mulatten III^3, 134, c. 136, e.
Munda Khol, III^2, 96, m.
Munduruku-Indianer, III^3, 135, k.
Murray, Landsch., II, 46, c.
Mythen, I, 3, 11.

Nagasaki, II, 39, c.
Nanking, III^2, 102, f.
Narödal, II, 26, g.
Nashornjagd, I, 24, 3.
Nazareth, Mädchen, III^2, 92, e.
Neapel, II, 36, a. III^1, 71, k. 73, f.
Neapolitanischer Schiffer, III^1, 71, a.
Neapolitanisches Haus, III^1, 72, b.
Nebensonnen, I, 16, 1.
Neger in Afrika, III^3, 116—120, 122, 124.
Neger in Amerika, III^3, 129, c. d. 134, a. b. c. 136, a—e.
Negrito, I, 21, 43. III^2, 106, g.
Nesero-See, II, 37, f.
Neubritannien, Bew., III^2, 108, f.
Neudongola, III^3, 112, l.
Neufundland, Fischerei, III^3, 128, e.
Neuguinea, Bew., III^2, 108 (E. B.)
Neuguinea, Landsch., II, 47, a. f.
Neuholländer, s. Australien.
Neukaledonien, Bew., I, 21, 45.
Neukastilien, Bew., III^1, 69, f.
Neumexiko, alte Bauten, III^3, 127, h.
Neuseeland, Bew., I, 21, 39. III^2, 108, k.
Neuseeland, Landsch., II, 47, b. c. d.
Newyork, III^3, 131, d. g. h.
Niagarafälle, II, 49, f.
Niam Niam, III^3, 119, c. d. l.
Nias, Bew., III^2, 106, h. 107, b.
Niedersächsisches Haus, III^1, 54, c.
Nil, Landsch., I, 13, 7. 8. II, 44, b. III^3, 110, b. 111, l.
Niedrige Inseln, II, 47, e.
Nilgebiet, oberes, Bew., III^3, 118.
Nischni Nowgorod, III^1, 77, m. 79, a.
Nivellierwage, I, 1, 13.
Nizza, III^1, 68, a.
Nordamerika, Bew., III^3, 126—131.
Nordamerika, Querdurchschnitt, I, 1, 8.
Nordlicht, I, 16, 2. 3.
Noria, III^1, 69, k.
Norwegen, Bew., III^1, 62.
Norwegen, Landsch., II, 26, b—g.
Nosayrier, III^2, 91, c.
Nubier, I, 21, 51. 52. III^2, 112, a. b.
Nussbaum, I, 18, 19.
Nymwegen, III^1, 60, i.

Oase, II, 44, f. III^3, 114, h.
Oberbayer, III^1, 53, 6.
Oberbayerische Holzindustrie, III^1, 53, 10.
Oberitalienische Stadt, III^1, 72, c.
Oberösterreichische Prozession, III^1, 56, l.
Obsternte am Rhein, III^1, 53, 8.
Odilienberg, II, 30 A, e.
Odjimbingue in Südwestafrika, III^3, 124, k.
Oelbaum, I, 18, 18.
Oesterreich-Ungarn, Bew., III^1, 56. 57, vgl. 75. 76. 81.
Oesterreich-Ungarn, Landschaften, II, 32-33.
Ojibeway-Indianer, III^3, 126, i.
Olivenpresse, III^1, 67, h. 74, i.
Olymp, II, 37, f.
Opiumraucher, III^2, 102, c.
Oraon, III^2, 96, o.
Orinoko, Delta, II, 51, c.
Ostende, Seebad, III^1, 66, e.
Ostjaken, III^2, 84, a. b. c. g. i. k. m.

Pagode, III^2, 105, g.
Palaestina, Bew., III^2, 92.
Palaver, III^3, 119, l.
Palmyra, III^2, 91, l.
Pampas, Landsch., I, 8, 4.
Panama, Stadt, III^3, 138, k.
Pandanus, I, 17, 7.
Panzerschiff, I, 12, 12.
Pappel, I, 19, 7. 8.
Papua, I, 21, 46—48. III^2, 108.
Paraguay, Bew., III^3, 140 (E. B).
Paraguaythee, Gewinnung, III^3, 140, b.
Paris, III^1, 67, k. l. 68, c. d. e.
Parsi, III^2, 94, e. 96, q.
Pascha, III^1, 82, b.
Pasterzengletscher, I, 6, 1.
Patagonier, I, 20, 31. 32. III^3, 135, i.
Patagonische Westküste, II, 48, d.
Patio, III^3, 133, b.
Pawnee-Indianer, III^3, 127, k.
Pfahlbauten, III^2, 108, h. III^3, 119, h. 135, g.
Peking, III^2, 102, e.
Peloponnes, Bew., III^1, 74, f. g.
Perser, I, 20, 7.
Persien, Bew., III^2, 94. 95.
Peru, Bew., III^1, 139.
Peruaner, I, 20, 30.
Petersburg, III^3, 79, d.
Petroleumgewinnung, III^3, 130, a.
Petropaulowsk, II, 39, d.
Pifferaro, III^1, 71, b.
Pilsen, III^1, 76, l.
Pinie, I, 18, 21.
Pinzgauer Haus, III^1, 57, b.
Pisa, Domplatz, III^1, 73, d.
Poebene, Anbau, III^1, 72, e.
Polargebiet, Landsch., II, 52.
Polarreisen, I, 22, 3.
Polen, Bew., III^1. 76, f k.
Polynesien, Bew., I, 21, 40. III^2, 108.
Porphyrkuppen, I, 4, 10.
Porta Westfalica, II, 29, b.
Port au Prince, III^3, 134, g.
Portugal, Bew., III^1, 69, e.
Portugal, Landsch., II, 40, a.
Prag, III^1, 57, e.
Prairie, Landsch., II, 51, a.
Proteaceen, II, 45, f.
Prozession, III^1, 56, l.
Puddler, III^1, 66, d.
Pueblo, III^3, 133, c.
Pullman-Wagen, III^3, 131, c.
Pullo, III^3, 116, a. d. f.
Pulquegewinnung, III^3, 132, i.
Punta Arenas in Südamerika, III^3, 140, h.
Pussta, Landsch., II, 33, e.
Pusstahirt, III^1, 81, i.
Pusterthal, Bew., III^1, 56, k.
Pyrenäen, Landsch., II, 39, d.

Quaderförmige Granitabsonderung, I, 4, 5.
Quadrone, III^3, 129, e.
Quebeck, III^3, 128, h.
Quellen I, 7, 8. 13, 1. 2.

Radschput, III^2, 96. c.
Raumafjord, II, 26, e.
Regenbogen, I, 16, 6.
Regenkarte, I, 15, 6.
Reiskultur in China, III^2, 100, k, l.
Renntierjagd, III^1, 80, k.
Renntierschlitten, I, 22, 2.
Réunion, Bew., III^3, 122, (E. B.)
Reykjavik, III^1, 61, d,
Riesendamm in Irland, II, 25 a.
Riesengebirge, II, 29, d.
Rifiot, III^3, 115, e.
Rigikulm, III^1, 59, d.
Rigizahnradbahn, I, 6, 8, III^1, 59, d.
Ringedalsfoss, II, 26, d.
Rio de Janeiro, II, 48, c. III^3, 137, h.
Rhein bei Bingen, II, 30, 6.
Rhein bei Königswinter, II, 30, a.
Rhein bei St. Goar, I, 4, 7.
Rhön, nördl. Teil, II, 30, f.
Rom, Dienstmädchen aus, III^1, 71, d.
Rom, Forum, III^1, 73, e.
Rom, Peterskirche, III^1, 73, e.
Roseggletscher, I, 6, 5.
Rosengarten bei Botzen, I, 4, 8.
Rotbenburg a. Tauber III^1, 55, h.
Rouen, III^1, 68, b.
Rukuyenne-Indianer, III^3, 135, f.
Rumänen, III^1, 81, a—c. g, h, l.
Russen in Asien, III^2, 83.
Russen in Europa, I, 20, 16. III^1, 77—79.
Russland, Landsch., II, 38.

Sachsen i. Siebenbürgen, III^1, 56, g. 57, c.
Saeter, Auszug, III^1, 62, g.
Saetersdal, Bew., III^1, 62, a.
Sagieh, III^3, 110, i.
Sagopalme, I, 17, 6.
Sahara, Bew., III^3, 115, (E. B.)
Sahara, Landsch., II, 44, e. f.
Sakalava, III^3, 122, i.
Saladero in Argentinien, III^3, 140 f.
Salomons-Insulaner, III^2, 108, e.
Salzburg, III^1, 57, g.

Salzkarawane, III^2, 99, k.
Salzsee in Utah, II, 49, b.
Samarkand, III^2, 87, g. i. k.
Samoa-I., Bew., III^2, 108, a.
Sambesigebiet, Bew., III^3, 119.
Samojeden, III^1, 80, k. III^2, 84, d. m.
San Francisco, III^3, 131, f.
San Leopoldo in Südbrasilien, III^3, 137, b.
Sandwüste, II, 44, f.
Sansibar, III^3, 122, m.
Santhal, III^2, 97, a.
Santos in Brasilien, III^3, 137, g.
Sarten, III^2, 87, b. e.
Säulenförmige Felsbildung, I, 4, 6.
Savanne, II, 42, d. 45, d.
Schafzucht, III^2, 109, k.
Schamane, III^2, 84, c.
Schichtenbildungen, I, 3, 1. 2. 7.
Schiras, III^2, 95, c. g.
Schlackenschornstein, I, 7, 5.
Schlauchfloss, III^2, 91, k.
Schleppnetz, I, 11, 14.
Schleppschiffahrt, I, 14, 3. III^2, 83 b.
Schleusse, I, 14, 5. 6.
Schneehäuser, III^3, 125, d. e.
Schneepflug, III^3, 131, b.
Schotten, III^1, 63, c. b.
Schuli, III^3, 118, g.
Schwabe, III^1, 53, 5.
Schwarzburg, II, 29, e.
Schwarzer See, II, 33, d.
Schwarzwald, Haus, III^1, 54, a. b.
Schwarzwald, Landsch., II, 30 A, a.
Schweden, Bew., III^1, 61.
Schweden, Landsch., II, 26, a. b.
Schweineschlächterei, III^3, 130, i.
Schweiz, Bew., III^1, 58, 59.
Schweiz, Landsch., II, 31.
Schwimmende Häuser, III^2, 102, d. 103, h.
Scrub, III, 46, b.
Seehundsfang, III^3, 125, g.
Seeland, Bew., III^1, 60, e.
Segelschiff, I, 12, 2. 6.
Segovia, III^1, 70, c.
Segovianerin, III^1, 69, h.
Seidenweberei, III^2, 100, m.
Seldschukkischer Bau, III^2, 90, g.
Senn, III^1, 58, c.
Sennaar, Bew., III^3, 112, h. i.
Sennhütte, III^1, 59, b.
Serbien, Bew., III^1 75, g.
Seri-Indianer, III^3, 132, e.
Seychellen, Bew., III^3, 122, (E. B.)
Shintotbor, III^2, 105, g.
Siam, Bew., I, 21, 35. 36. III^2, 103 d. k.
Sibirien, Eingeb., III^2, 84, 85.
Siebenbürger Sachsen, III^1, 56, g. 57, c. d.
Siebengebirge, II, 30, a.
Sierra Nevada (Span.), II, 35, d.
Silberbergwerk in Bolivia, III^3, 139, e.
Silberschmelzwerk in Mexiko, III^3, 132. I.
Sinai, Landsch., II, 41, a.
Sioux-Indianer, III^3, 127, a. m.
Sitka, II, 48, f.
Skandinavien, Bew., III^1, 61, 62.
Skandinavien, Landsch., II, 26.
Skåne, Bew., II, 61, f.
Sklavenküste, Bew., III^3, 117, g. k.
Sklaventransport, III^3, 119, g.
Slaven, III^1, 75—79.
Slovaken, III^1, 76, c. i.
Slovenen, III^1, 75 a.
Smithsund, Landsch., II, 52, e.
Sokotra, Bew., III^3, 122, (E. B.)
Somal, I, 22, 49. 50. III^3, 113, e. f. l.
Songhay, III^3, 116, (E. B.)
Soninke, III^3, 116, e.
Southampton, Hafen, III^1, 65, a.
Sorrent, Landsch., II, 36, b.
Spanien, Bew., III^1, 69. 70.
Spanien, Landsch., II, 35, b—f.
Spinifex, II, 46, e.
Spinnstube, III^1, 54, g.
Spitzenklöppelei, III^1, 66, a.
Spreewald, Landsch., II, 28, f.
Stabbur, III^1, 62, e.
Steinkohlenperiode, Veget., I, 2, 1.
Steinschleudern, III^1, 58, i.
Steiermark, Bew., III^2, 56, h.
Steppe, II, 38, c. 41, e.
Steppenbewohner, III^2, 86.
Stettin, Hafen, I, 10, 3.
Stieng, III^2, 103, b.
Stiergefecht, III^1, 69, m.
Stockholm, III^1, 61, l.
Strafgefangene, III^2, 83, a. d.
Strandlinien, I, 9, 7. II, 26, c.
Strassenunterbau, III^1, 55, k.
Stromschnelle, I, 13, 8.
Stubbenkamer, II, 28, d.
Suahel, III^3, 122 (E. B.)
Sudan, Bew. I, 21, 55. 56. III^3, 112. 116.
Südafrika, Bew., III^3, 120. 121. 123.
Südamerika, Bew. III^3, 135—140.
Südamerika, Landsch., II, 51.
Südamerika, Querdurchschnitt, I, 1, 9.
Südostasiat.-I., Bew., III^2, 106. 107.
Südslaven, III^1, 75.
Suez, Landungsplatz, III^3, 110, k.
Suezkanal, II, 43, d.
Sukkertoppen, III^3, 125, i.
Sulu-I., Bew., III^2, 106, I.
Sumatra, Bew., III^2, 106, b. c. 107, a. c. e. g.
Syrien, Bew., III^2, 91.
Syrjänen, III^1, 80, e.

Tabakspflanzung auf Cuba, III^3, 134, f.
Tabaksverpackung in Colombia, III^3, 138, h.
Tafelberg, II, 43, c.
Tajo, Mündung, II, 35, a.
Tamariske, I, 18, 11.
Tamatave, III^3, 122, k.
Tamil, III^2, 96, s.
Tanana-Indianer, III^3, 126, g.
Tanger, III, 115, g.
Tanne, I, 19, 13.
Tannuolagebirge, II, 40, d.
Tapuapalme, I, 17, 15.
Tarantass, I, 22, 4.
Tarantellatanz, III^1, 71, i.
Tataren, III^1, 80, n.
Tatra, I, 4, 4. II, 33, d.
Taucher, I, 11, 16.
Teheran, III^2, 95, d.
Telegraphenkabel, unterseeisch, I, 11, 15.
Teneriffa, P. de Teyde, II, 43, a.
Tenne, III^1, 54, a,
Temperaturveränderungen, I, 15, 7. 8.
Terrassenkultur, III^1, 72, h.
Tetarataquelle, I, 4, 12.
Teufelsmoor, II, 28, b.
Thags, III^2, 96, i,
Thalbildung, I, 3, 9. 12.
Theekultur, III^2, 100, o.
Theodolit, I, 1, 14.
Thlinkit, III^3, 126, k.
Thüringisches Dorf, III^1, 53, k.
Tibet, Bew., III^2, 99.
Tiefseeforschung, I, 11, 7—13.
Tigerjagd, III^2, 98, e.
Tigre, II^3, 113 (E. B.)
Tokio, III^2, 105, b.
Toledo, III^1, 70, g.
Toldo, III^3, 132, h.
Tonga-I., Bew., I, 21, 40.
Torfgewinnung, I, 8, 5.
Toskanisches Gehöfte, III^1, 72, a.
Totenverbrennung, III^2, 98, f. III^3, 135, f.
Träger in Afrika, I, 23, 3—6.
Trapper, III^3, 128, b.
Trekschuit, III^1, 60, h.
Trimurti, III^2, 98, d.
Tripolitanien, Bew., III^3, 115 (E. B).
Trinidad, Landsch., II, 50, d.
Trojanische Küste, II, 39, b.
Tschandernagar, III^2, 97, b.
Tschechen, III^1, 76, a. h.
Tscheljuskin, Kap., II, 39, a.
Tscheremissen, III^1, 80. d.
Tscherkessen, III^2, 88, a. d.
Tschuktschen, III^2, 85, a. b. l. m.
Tuarik, III^3, 115, d.
Tundra, II, 42, a.
Tungusen, III^2, 84, e. k.
Tunis, Bew., III^3, 114, d. e.
Tunis, Landsch., II, 43, h.
Tunis, Strasse, III^3, 114, k.
Türken in Europa, III^1, 82.
Türken in Kleinasien, III^2, 90, a—d.
Tyndallgletscher, II, 52, d.

Ugombo, See, II, 44, d.
Umjak der Eskimo, III^3, 125, h.
Ungarische Garde, III^1, 81, d.
Ungarn, s. Magyaren.
Ural, mittlerer, II. 38, b.
Urga in der Mongolei, III^2, 99, m.
Urk, Bewohner von, III^1, 60, c.
Uruguay, Bew., III^3, 140.
Urwald in den Tropen, I, 17. 1.
Uzheken, III^1, 87, a. b. c. f.

Vacquero aus Venezuela, III^3, 138, b.
Venedig, Canale Grande, III^1, 73, a.
Venedig, Wasserträgerin, III^1, 71, e.
Venezuela, Bew, III, 138.
Ventoux, II, 34, f.
Veracruz, III^3, 133, a.
Vereinigte Staaten, Eingeborene, III^3, 127.
Vereinigte Staaten, Eingewanderte, III^3, 129—131.
Vesuv, I, 7, 1. II, 36, a.
Viehtreiber (Cow-boys) in Texas, III^3, 130, g.
Vierländerin, III^1, 53, 2.
Vierwaldstädter See, II, 31, a.
Vigo in Galizien, II, 35, b.
Viktoriafälle des Sambesi, II, 44, c.
Vogesen, II, 30 A, e.
Volcano, Insel, I, 7, 2.
Vorgebirge, I, 9, 5.
Vulkan, Querdurchschnitt, I, 7, 3.
Vulkane, erloschene in Frankreich, II, 34 e.
Vulkanische Bomben, I, 7, 6.

Wadai, Bew., III^3, 116 (E. B.)
Wadi, bei Oase Dachel, II, 44, e.
Waganda, III^1, 118, k.
Wahuma, III^3, 113. 119 (E. B.)
Wakuafi, III^3, 113 (E. B)
Wald der gemässigten Zone, I, 19, 1.
Walfischjagd, I, 24, 1.
Waliserin, III^1, 63, d.
Walrossjagd, I, 24, 2. III^2, 85. m
Wamasai, III^3, 113 (E. B.)
Wanyoro, III^3, 118, b.
Wasserfälle, I, 13, 9. 10.
Wasserhose, I, 16, 8.
Wasserscheide, I, 13. 4.
Wasserverteilung, I, 1, 1.
Wasserträger, III^1, 69, i.
Watzmann, II. 30 A, c.
Weide, I, 19, 6.
Weidewirtschaft in Holstein, III^1, 53. 7.
Weinernte am Rhein, III^1, 53, 8.
Weinernte in Südfrankreich, III^1, 67, i.
Weissrussen, III^1, 78, c. d.
Wendische Hochzeit, III^1, 76, g
Westafrika, Bew., III^3, 117.
Westfale, III^1, 53, 4.
Westfälisches Dorf, III^1, 54. i.
Westghats, II, 41, d.
Westindien, Bew., III^3, 134
Wettrennen, III^1, 63, i.
Wettrudern, III^1, 63, k.
Wien, III^1, 57, f. h.
Wiener Becken, II, 33, b.
Wildheuer, III^1, 59, c.
Wiljuisk, III^2, 83, h.
Wimbachklamm, I, 5, 5.
Windkarte, I, 15, 5.
Windrose, I, 12, 4.





a. Fellach. b. Fellachin. c. Junger aegyptischer Stadtbewohner.





g. Dattelernte.



h. Tanz der Derwische.



k. Im Hafen von Suez.

Die Bilder a. b. c. d. e. f sind nach Photographien hergestellt worden.



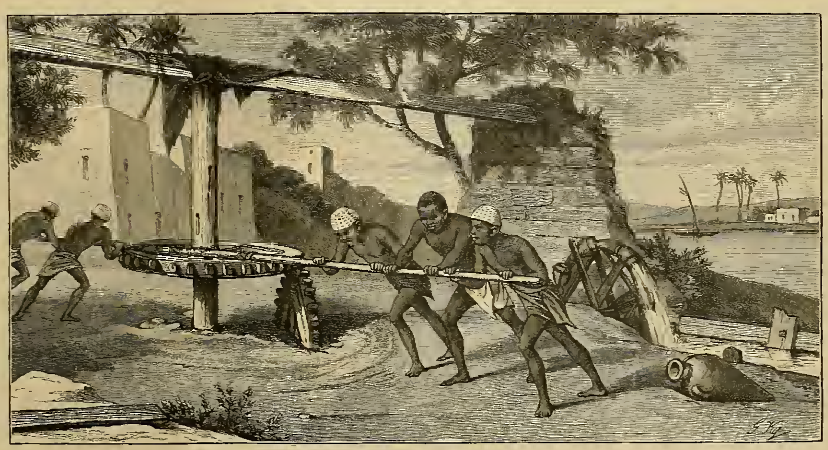
d. Koptischer Schreiber.



e Koptenmädchen.



f. Beduine vom Ababdestamme.



i. Schöpfrad (Sagieh).

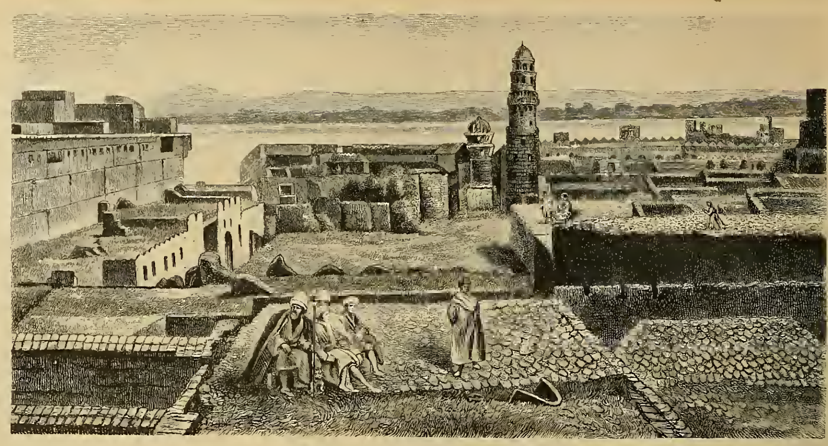


l. Am Nil gegenüber Karnak (Theben).

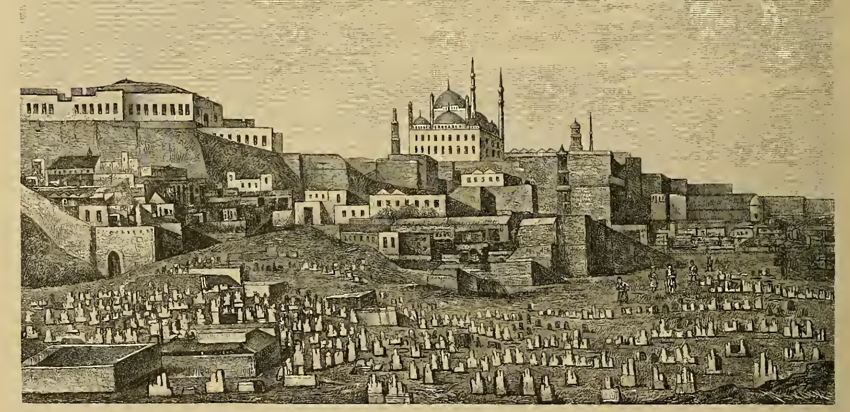
Druck von August Pries in Leipzig.







a. Aus einer kleinen Stadt Aegyptens. (Esneh).



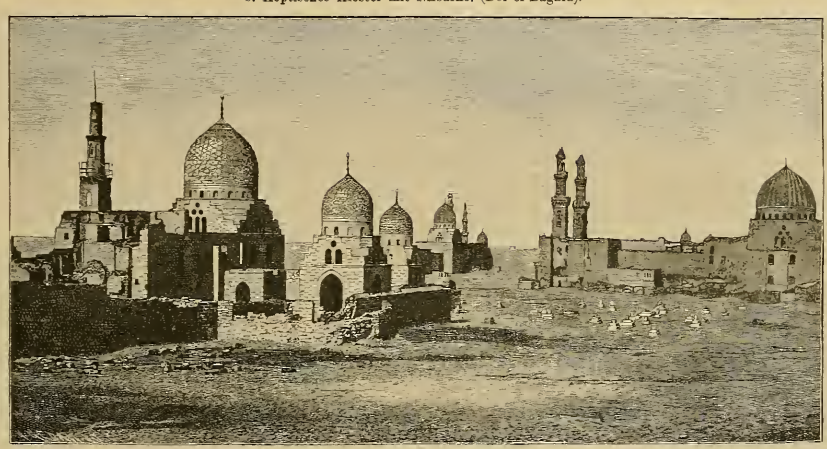
c. Die Citadelle und der arabische Friedhof in Kairo.



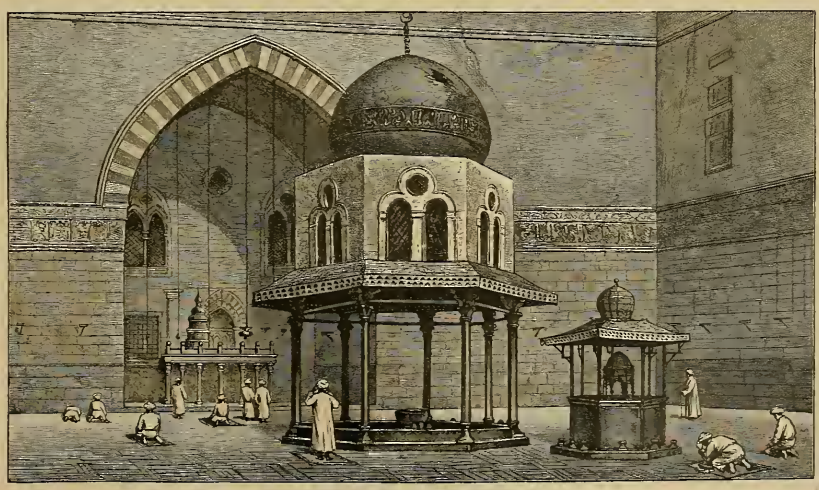
e. Strassenbild aus Kairo (im Hintergrunde die Citadelle).



b. Koptisches Kloster mit Nilbarke. (Dêr-el-Bagara).



d. Die Kalifengräber bei Kairo.



f. Inneres der Moschee Hasan (nach Ebers.)

Druck von August Pries in Leipzig.







a. Nubierin.



b. Nubier (Berberi).



c. Bedja.



g. Dongolaner.



h. Haus in Sennaar.



l. Gouvernementsgebäude in Neu-Dongola.



d. Mädchen aus Fazoglo.



e. West-Kordofaner.



f. Edler Fungi.



i. Sennarische Beduinen auf der Straussenjagd.



k. Bedja mit Haustieren an einem Steppenbrunnen in Sennaar.



m. Ansicht von Chartum.

Druck von August Pries in Leipzig.







a. Abessinier von Schoa. b. Abessinierin. c. Gala-Mann.

g. Abessinische Soldaten.

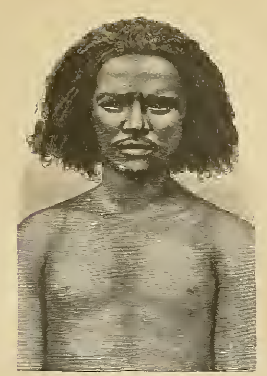


k Der Gemp, der alte Kaiserpalast zu Gondar.

Die Köpfe c bis f sind nach Prof. Paulitschke's Werk: Beiträge zur Anthropologie und Ethnographie der Somal gezeichnet worden.



d. Gala-Frau.



e. Somali-Mann.



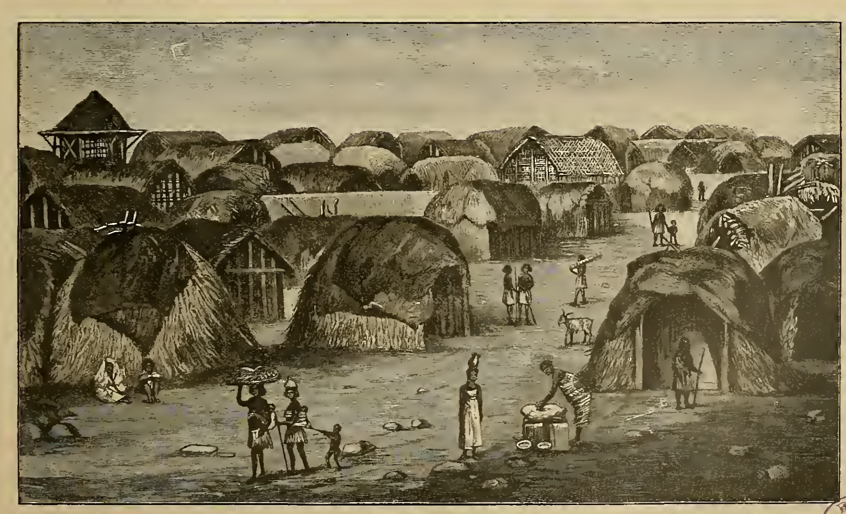
f. Somali-Frau.



h. Negus-Negesti (Kaiser) von Abessinien.



i. Abessinische Geistliche und Kirche.



l. Eine Somali-Niederlassung.

Druck von August Pries in Leipzig







a. Jude aus Algier.

b. Mozabit.

c. Mozabitinnen.

g. Beduinenlager in Algerien.



i. Ansicht von Algier vom Meere aus.

Die Figuren a–f, i und k sind nach Photographien hergestellt worden.



d. Beduinenfrau aus Tunis.



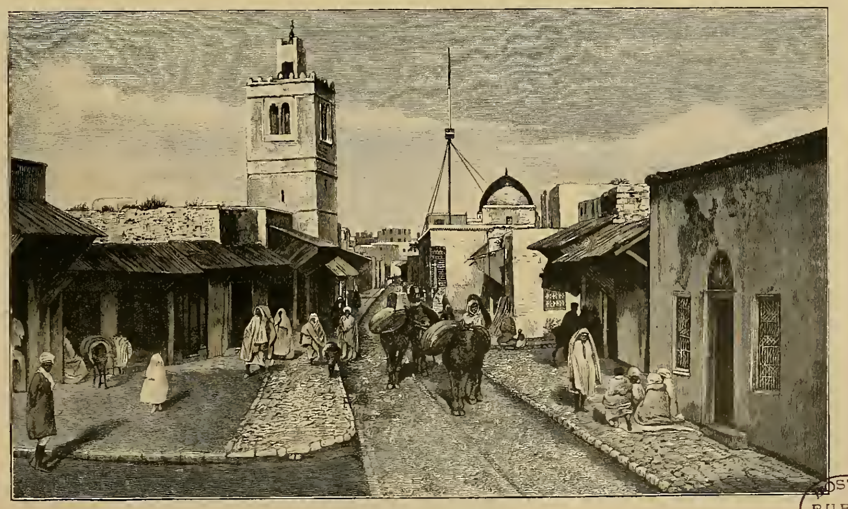
e. Tunesische Städterin im Hausgewande.



f Jüdin aus Algier.



h. Ansicht der Oase Biskara.



k. Strasse in der Stadt Tunis.

Druck von August Pries in Leipzig.







a. Berber aus Marokko.



b. Maure und Maurin im Strassenanzug.



c. Maurisches Mädchen besserer Klasse.



g. Strasse in Tanger.



i. Inneres eines marokkanischen Hauses.

Fig. a—g und i sind nach Photographien gezeichnet worden.



d. Edler der Tuareg (Ahoggar).



e. Ein marokk. Polizist und ein Rifiot.



f. Berberin aus Marokko.



h. Fantasia marokkanischer Reiter.



k. Beduine beim Samum.

Druck von August Pries in Leipzig.








a. Fulbemädchen vom oberen Senegal.



b. Junge Mandingo-Männer.



c. Hausa.

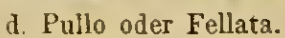


g. Häuser in den Hausastaaten, im Hintergrunde ein Zug Handelsleute.



i. Reiter von Bagbirmi in Wattenpanzern.




d. Pullo oder Fellata.


e. Frauen vom Soninke-Stamm.

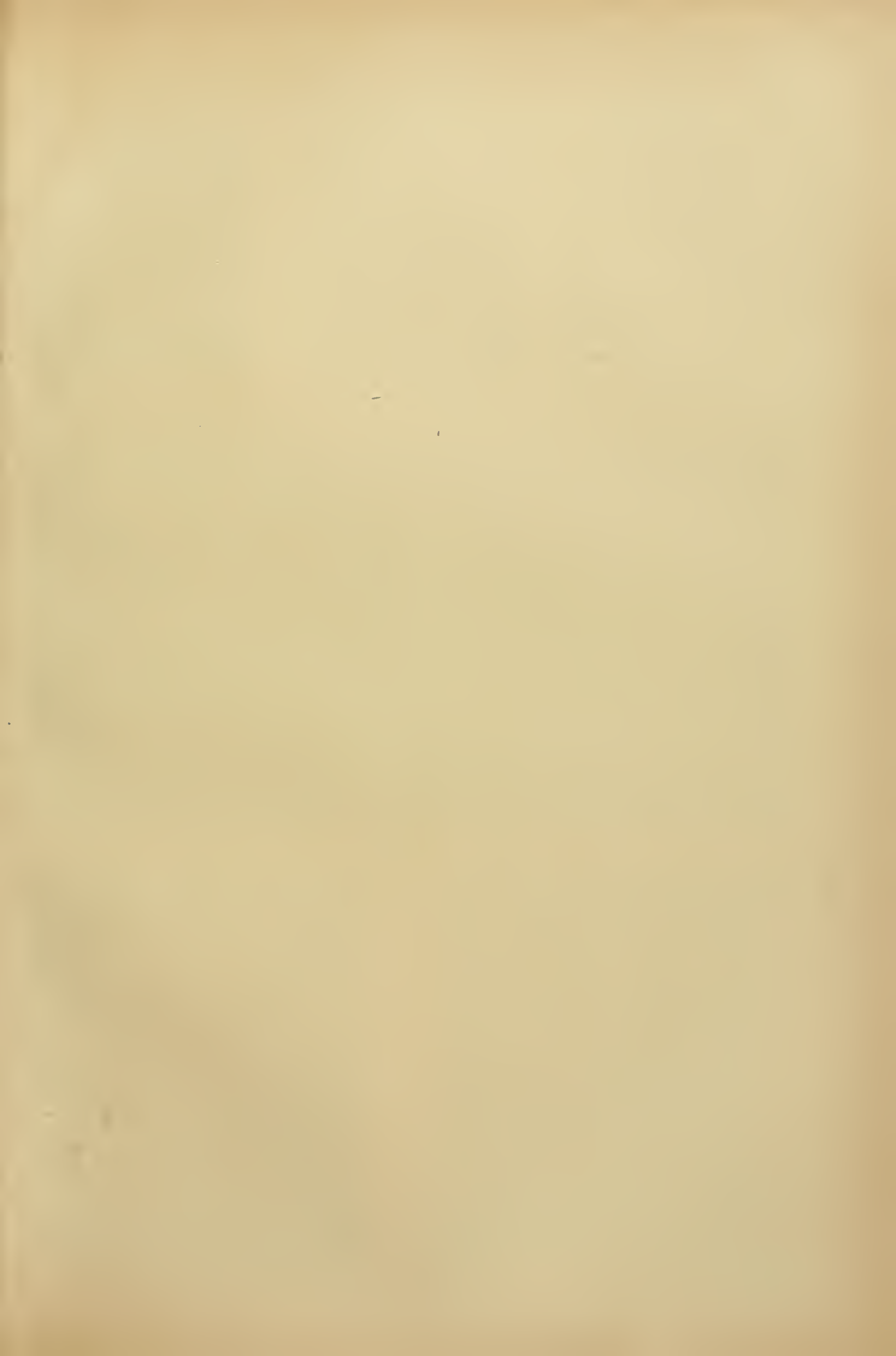

f. Pullo aus dem oberen Senegalgebiet.


h. Dorf in Adamana (nach H. Barth) mit Schmiede.


k. Empfang beim Mbang (König) von Baghirmi. (Nach Nachtigal).

Druck von August Pries in Leipzig.







a. Frau aus Huambo.



b. Dualla-Mann und Kind.



c. Mpongwe-Frau vom Gabun.



g. Männer und Frau von der Sklavenküste.



h. Leute aus dem Kamerun-Gebiet. (Nach Photographie von Angerer.)

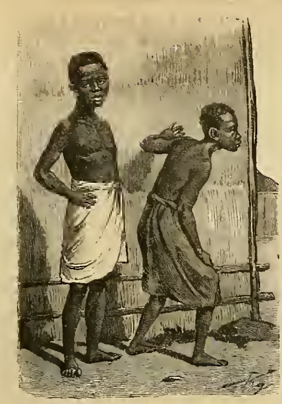


k. Weber in Keta a. d. Sklavenküste.



l. Ansicht aus Didostadt. (Nach Photographie von Angerer.)

Die Abbildungen b. c. e. f. g. h. k. l sind nach Photographien wiedergegeben.



d. Knaben von der Loangoküste.



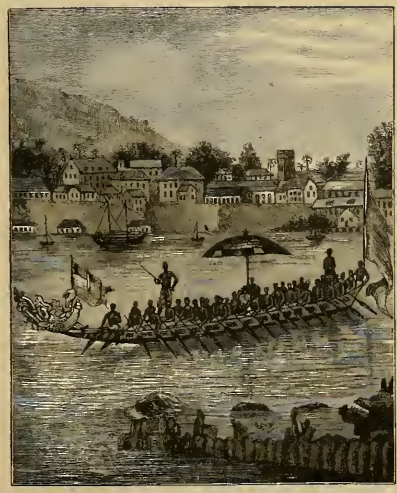
e. Halbcivilisirter Westafrikaner.



f. Hererò.



i. Maisbau in Bihé.



m. Kriegskanu der Dualla.



n. Fetischhaus zu Lowale. (Nach Cameron).

Druck von August Pries in Leipzig.







a. Mädchen aus Süd-Sennaar.



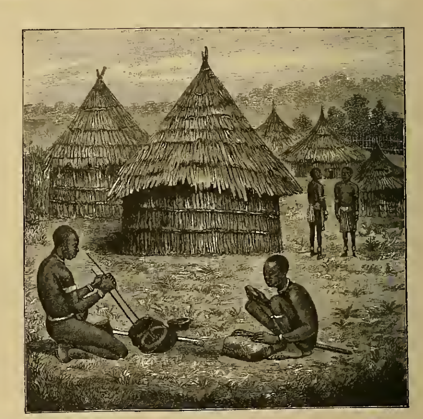
b. Edler Wanyoro



c. Niam-Niam-Mann.



g. Schuli-Krieger.



h. Dorf und Schmiede der Bari.



l. Hütten, Krieger und Sänger der Niam-Niam. (Nach Schweinfurth).

Die Figuren b—e und g—i sind nach Photographien von Buchta gezeichnet.



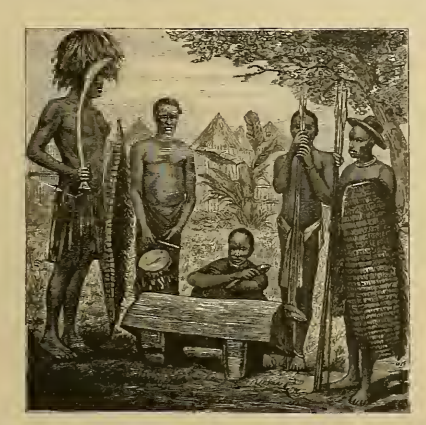
d. Niam-Niam-Mädchen.



e. Akka-Mädchen.



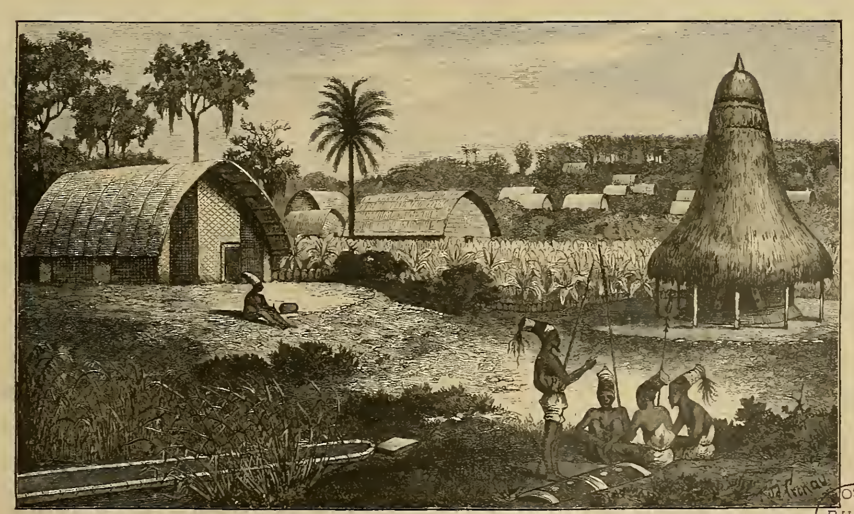
f. Abanga-Mann. (Nach Schweinfurth).



i. Makaraka-Krieger.



k. Königshalle in Uganda. (Nach Stanley).



m. Hütten, Boot und Felder der Monbuttu. (Nach Schweinfurth).

Druck von August Pries in Leipzig.







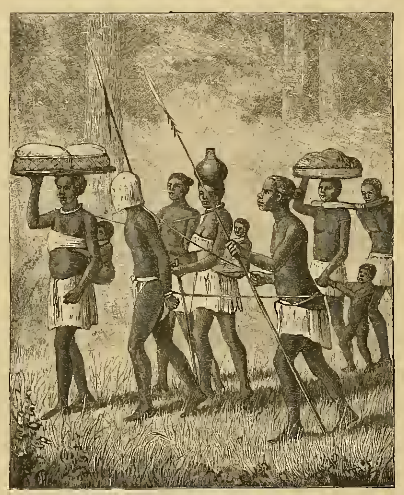
a. Bangala-Mann (nach Stanley).



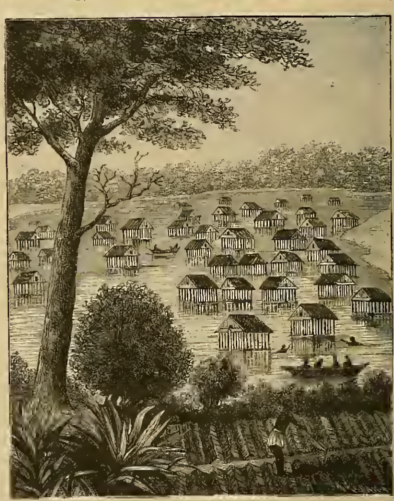
b. Neger vom Kuilu (nach Gleerup).



c. Mädchen aus Manjema (nach Stanley).



g. Gefesselte Sklaven der Warua (nach Cameron).



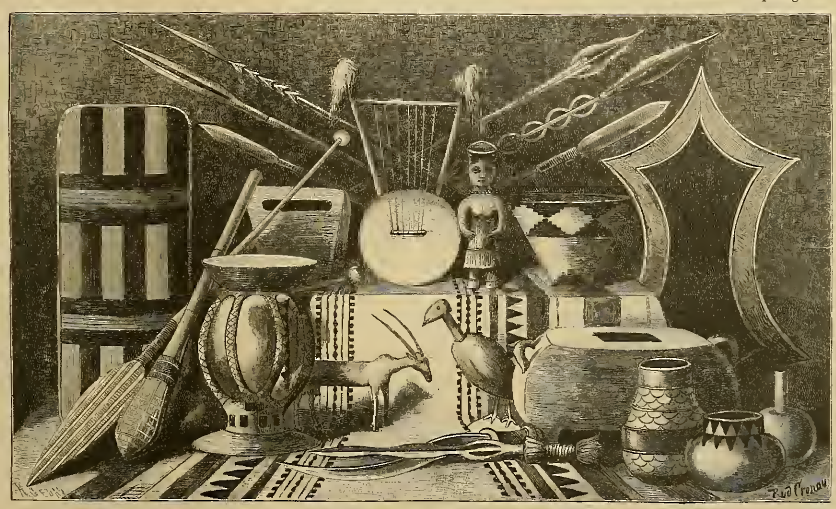
h. Pfahldorf im Mohryasee (nach L. Cameron).



k. Tanz der Landin (nach Livingstone).



d. Marutse-Mann (nach Holub). e Ambuella-Frau. f. Ambuella-Häuptling.



i. Proben innerafrikanischer Handfertigkeit.

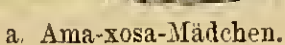


l. Palaver am mittleren Kongo (nach Gleerup).

Druck von August Pries in Leipzig.





a. Ama-xosa-Mädchen.



b. U'magnoma, Kaffern-Häuptling.



c. Zulu, mit Stöcken fechtend.



g. Kafferfrau, Korn mahlend.



h. Bechuanafrauen beim Zaunflechten.



k. Kafferndorf.

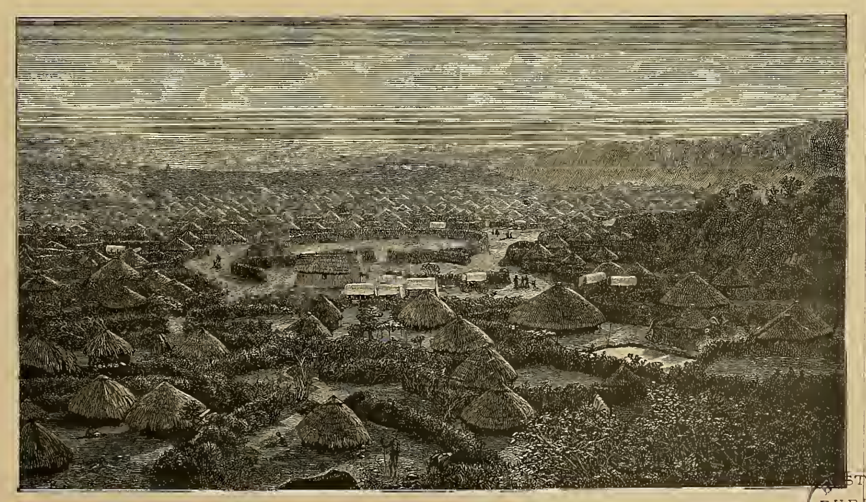
Bemerkung. Die Abbildungen dieses Bogens sind den Schriften des Prof. Dr. Gustav Fritsch entnommen.


d. Zulu-Gruppe.


e. Mann vom Ama-mponda-Stamme.


f. Junger Zulu.


i. Kaffern Häuptling mit Gefolge.


l. Moruaxomo (Logageng), Hauptstadt der Bakuëna.

Druck von August Pries in Leipzig.







a. Buschmannfrau.



b. Buschmann.



c. Buschmann und Frau.



d. Buschmänner auf der Straussenjagd.



e. Buschmänner vor ihrer Höhlenwohnung.



f. Alter Hottentott der Kapkolonie.



g. Hottentott.



h. Hottentottin.



i. Hottentotten auf der Jagd.



k. Hottentottenkraal.

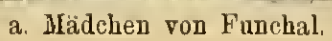


Druck von August Pries in Leipzig.









a. Mädchen von Funchal.



b. Leute von den Azoren (nach d. Globus).



c. Leute von den Kapverden.



d. Sänfte und Ochsenschlitten auf Funchal.



e. Longwood auf St. Helena. (Nach Photographie).

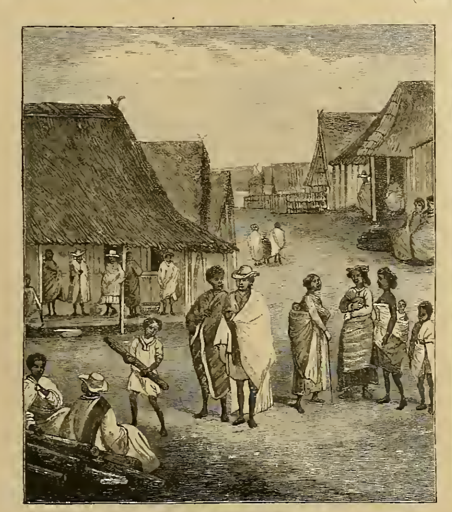


f. Ansicht von Funchal auf Madeira. (Nach Photographie).

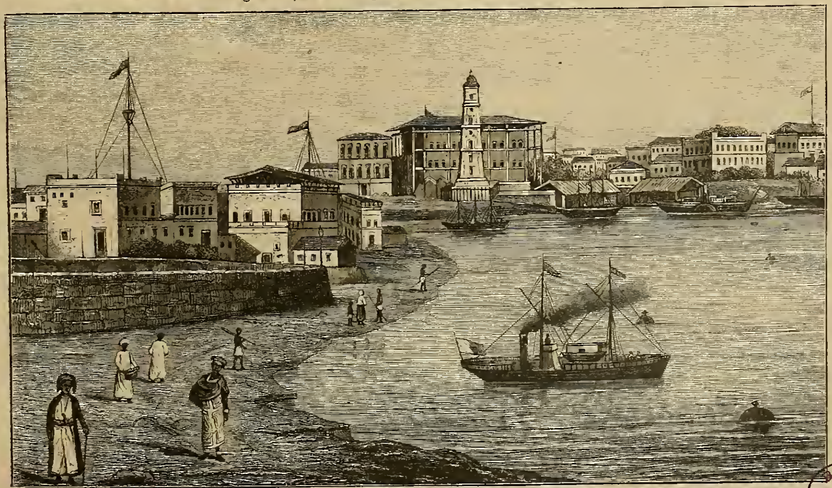

g. Offizier und Sänfte der Hova auf Madagaskar.


h. Madagasse vom Hovastamme (nach Ellis).


i. Madagasse vom Sakalavenstamme (nach Pruner-Bey).


k. Strasse in Tamatave auf Madagaskar (nach d. Graphic).


l. Vornehme Araber von den Komoren (nach W. Joest).


m. Ansicht von Sansibar.

Druck von August Pries in Leipzig.







a. Eskimofrau aus Westgrönland.



b. Eskimo aus Labrador.



c. Eskimofrau (Mischling) aus Labrador.
(Nach Photogr.)



f. Winterwohnungen der Eskimo in Westgrönland (Holstensborg).



h. Boote und Sommerzelt in Westgrönland (Jacobsbavn).



d. Bau eines Schneehauses (König-Wilhelmland).



e. Inneres eines Schneehauses (Baffinsland).



g. Eskimo auf dem Seehundsfang.



i. Ansicht von Sukkertoppen in Westgrönland.

Druck von August Pries in Leipzig.

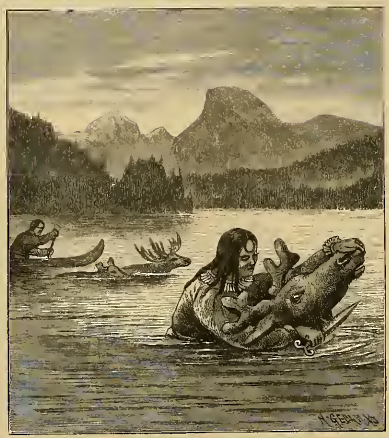





a. Flachkopfindianerin.


b. Flachkopfindianerin mit Kind.


c. Ahtindianer. Häuptling.


g. Jagd auf Elenntiere in Alaska. (Tanana-Indianer.)


h. Fischfang bei den Assiniboinindianern.


l. Dorf der Haida-Indianer mit Hauswappenpfählen und Kriegskanu.



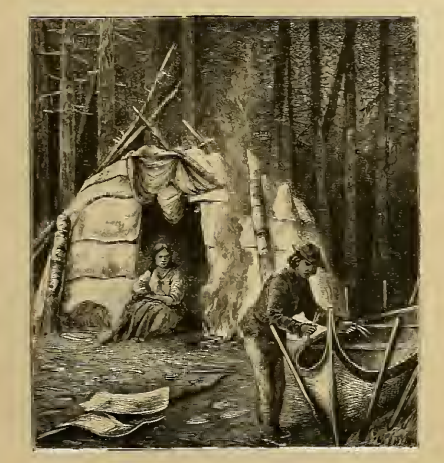
d. Haidaindianer mit Decke.



e. Malemiute-Indianer.



f. Bella-Coola-Indianer.



i. Hutte und Bootbau der Ojibewayindianer.



k. Begräbnisstätte der Thlinkit.

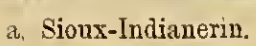


m. Hametzentanz der Bella-Coola-Indianer

Druck von August Pries in Leipzig.





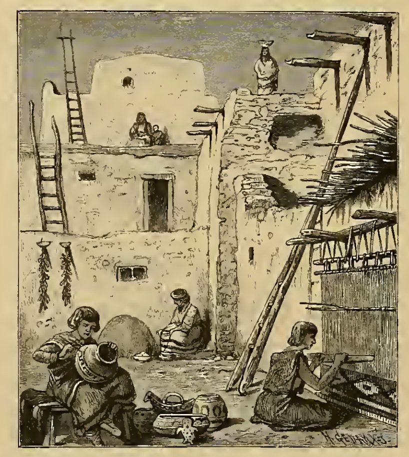
a. Sioux-Indianerin.



b. Dakota-Indianerin.



c. Medizinmann, Krankheit beschwörend.



g. Wohnungen, Weberei und Töpferei der Zuñi. (Neumexiko.)



h. Ueberreste alter Bauten in Neumexiko.



l. Dorf der Cheyenne-Indianer.



d. Cheyenne-Häuptling in vollem Kriegsschmuck.



e. Apache-Krieger.



f. Chippeway-Indianer.



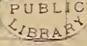
i. Begräbnisstätte der Krähen-Indianer u. a.



k. Darstellung des Stammeszeichens bei den Pawnee.



m. Kriegstanz der Sioux.



Druck von August Pries in Leipzig.







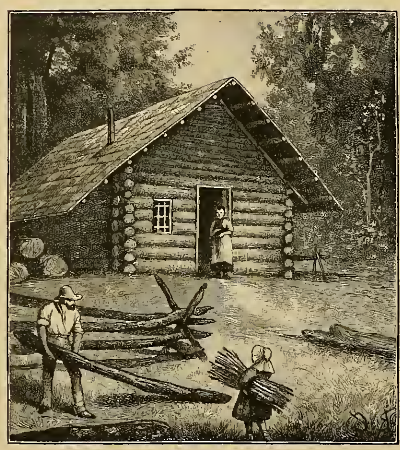
a. Amerikaner engl. Abkunft.



b. Amerikanerin engl. Abkunft.



c. Amerikanerin engl. Abkunft (Quäkerin).



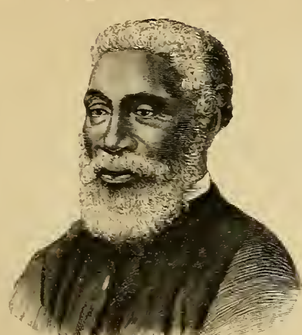
g. Erste Ansiedelung (Blockhaus) in Kentucky.



h. Landhaus und Orangenfarm in Kalifornien.



l. Erste Anfänge einer Stadt im Urwalde des Washington Territorium.



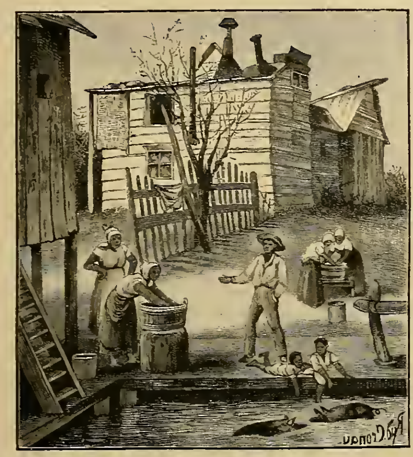
d. Negergeistlicher.



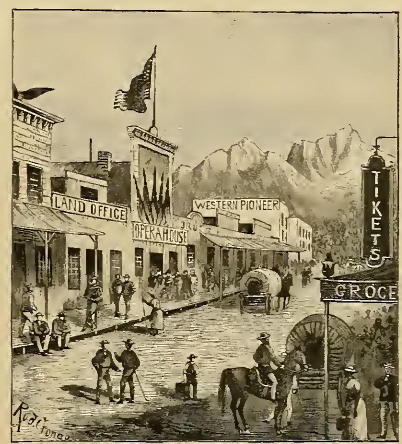
e. Negermischling (Quadrone).



f. Indianermischling (Mestize).



i. Aus einem Negerdorfe in Virginia.



k. Erste Anfänge einer Stadt im fernen Westen.

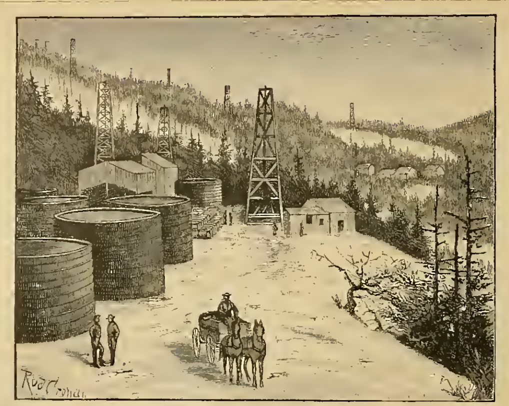


m. Denver, Hauptstadt von Colorado, in den Jahren 1858, 1859 und 1885.

Druck von August Pries in Leipzig.







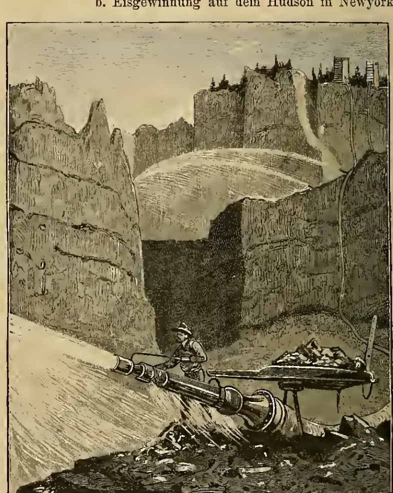
a. Petroleumgewinnung in Pennsylvania.



b. Eisgewinnung auf dem Hudson in Newyork.



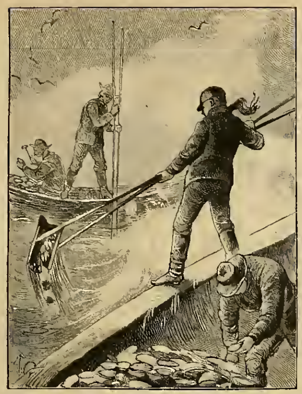
e. Goldwäsche mit Wiege und Pfanne in den Felsengebirgen.



f. Goldwäsche mit Wasserleitung in Kalifornien.



h. Viehtreiber (Cow-boys) in den Prärien von Texas.



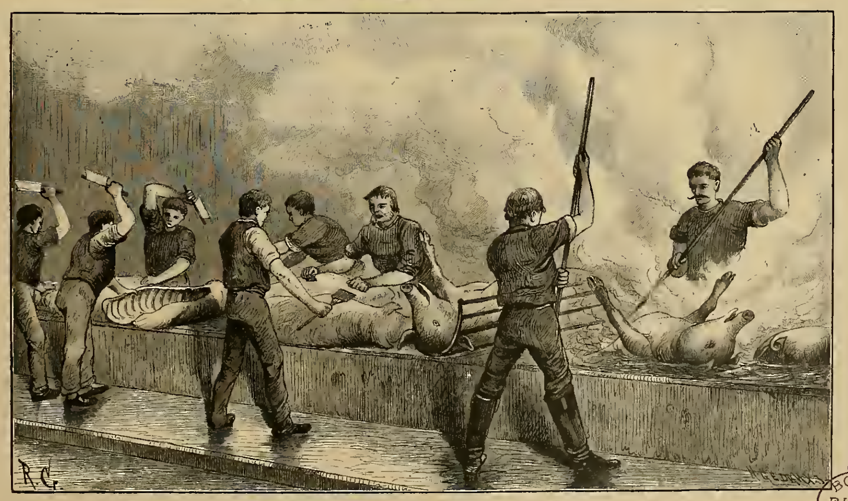
c. Austernfischerei an der atlantischen Küste.



d. Flussdampfer und Moosgewinnung in Florida.



g. Ernte und Verpackung von Baumwolle in Louisiana.



i. Schweineschlächterei in Chicago.

Druck von August Pries in Leipzig.







a. Kreolin aus Mexiko.



b. Kreole aus Mexiko im Reitanzuge.



c. Ladina (Mestize) aus Centralamerika.



g. Aufzug eines Geistlichen in Mexiko.

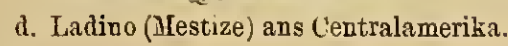


h. Regenzelt (Toldo) in Centralamerika.



l. Silberschmelzwerk in Mexiko.



d. Ladino (Mestize) aus Centralamerika.



e. Seri-Indianer aus Mexiko.



f. Städtische Indianerin aus Mexiko.



i. Gewinnung des Agavesaftes. (Pulque).



k. Gewinnung von Cochenille.



m. Mahagoni- und Farbholzfäller an der Campêche-Küste.

Druck von August Pries in Leipzig.



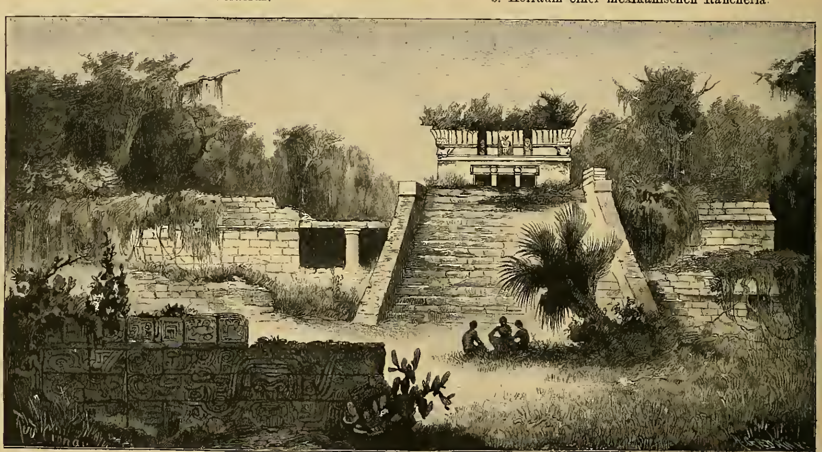




a. Hafen von Veracruz.



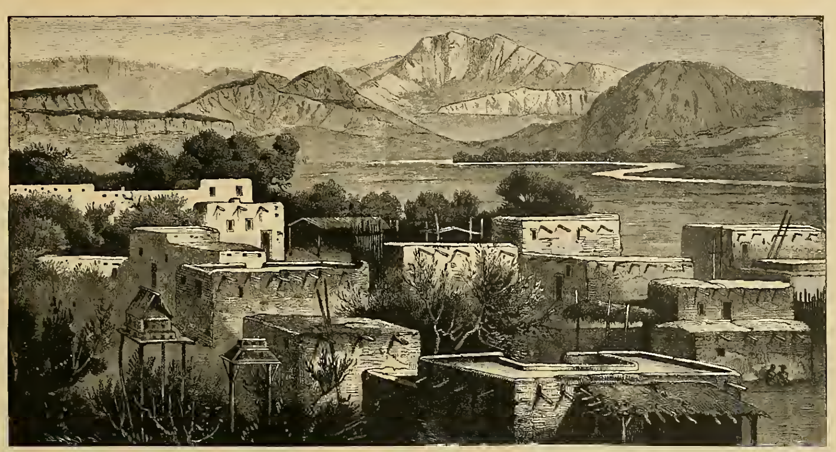
b. Hofraum einer mexikanischen Rancheria.



d. Ruinen eines altmexikanischen Palastes.



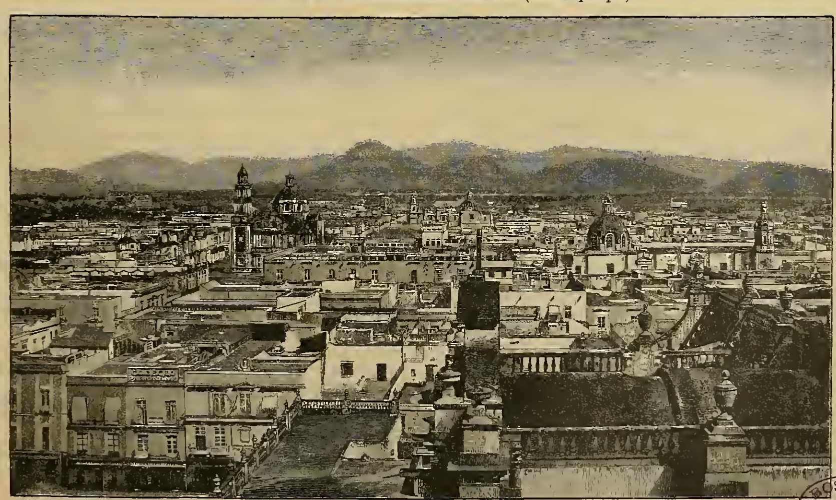
f. Blick auf Mexiko.



c. Indianerdorf (Pueblo) in Mexiko.



e. Strasse einer nordmexikanischen Kleinstadt (Altalbuquerque).



g. Ansicht des mittleren Teils von Mexiko.

Druck von August Pries in Leipzig.







a. Karbugerin aus Surinam. b. Karbuger aus Surinam. c. Mulattin.



e. Zuckerrohrpflanzung auf Cuba.



g. Strassenleben in Port au Prince (Haïti).



d. Dorf der Buschneger in Guyana.



f. Tabackspflanzung auf Cuba.



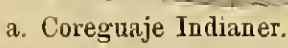
h. Strassenverkehr in Havanna.

Druck von August Pries in Leipzig.









a. Coreguaje Indianer.



b. Feuerländerin mit Kind.



c. Maxuruna Indianer.



f. Leichenverbrennung bei den Rukuyenne.



i. Patagonier, mit Bolas Guanacos jagend.



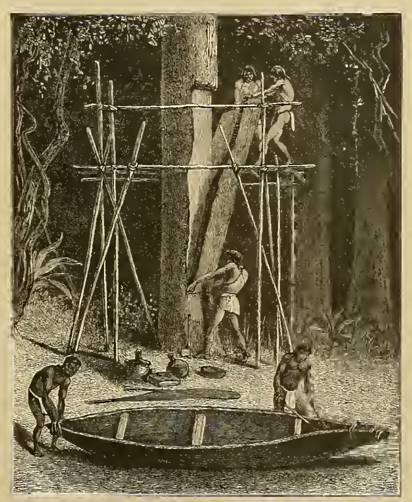
d. Indianer vom Rio Branco, bewaffnet und Feuer reibend.



e. Hütte am oberen Amazonas.



g. Pfahlbauten der Cuaiqueres.



h. Indianer Guyana's, Rindenbote bauend.



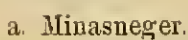
k. Indianer, fischend (mit Speeren) und jagend (mit Blasrohren).

Druck von August Pries in Leipzig.









a. Minasneger.



b. Neger, eine Sänfte tragend.



c. Negerin als Wasserverkäuferin.



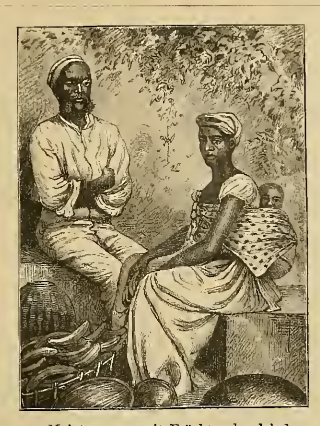
g. Diamantenwäscherei.



i. Ernte und Behandlung des Kaffees.



d. Negerin als Ananasverkäuferin.



e. Mulattenpaar, mit Früchten handelnd.



f. Cafusa.



h. Halbcivilisierte Indianer mit Boten und erlegtem Tapir.



k. Halbcivilisierte Indianer als Lastträger und Kautschukbereiter.

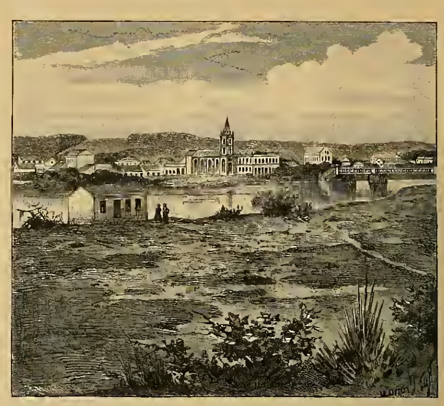
Druck von August Pries in Leipzig







a. Deutsches Wohnhaus in Blumenau.



b. Ansicht von San Leopoldo am Jacuhy.

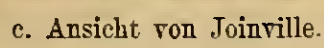


e. Indianerdorf („Aldeamento“) mit Gestellen zum Fischetrocknen.



g. Strasse in Santos.





c. Ansicht von Joinville.



d. Kirche in Desterro.



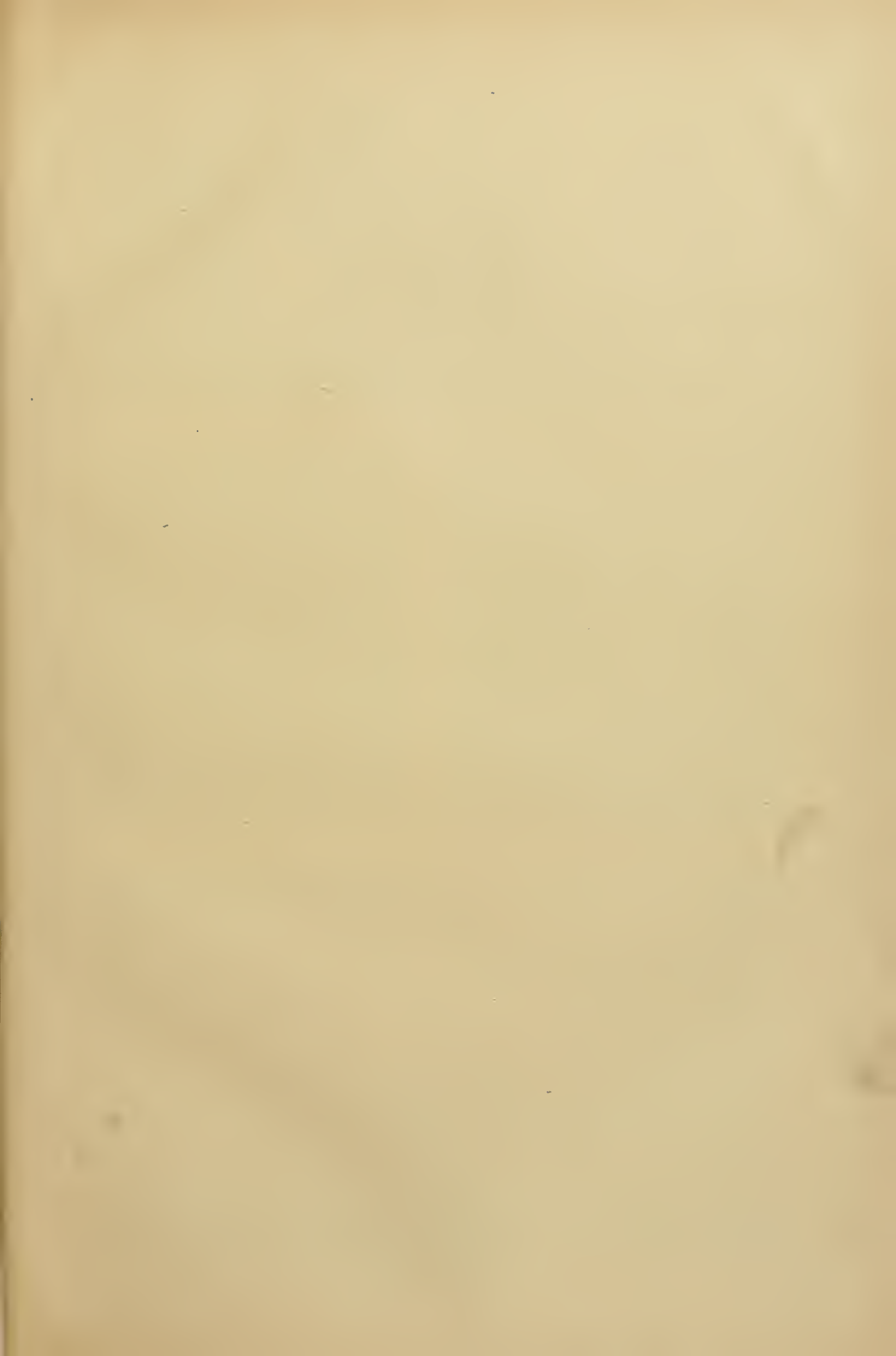
f. Hof einer Zucker- und Kaffeefarm.

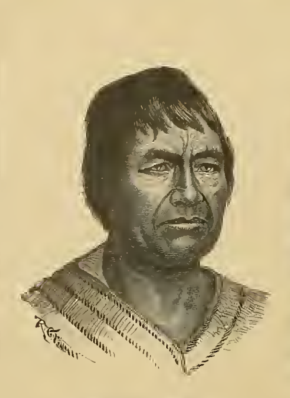


h. Ansicht von Rio de Janeiro.

Druck von August Pries in Leipzig.







a. Indianer aus Ecuador.



b. Vaquero und Llanero aus Venezuela.



c. Zamba aus Venezuela.



e. Ackerbau und Hütte der Indianer in Colombia.



f. Indianer-Hütte in Colombia.



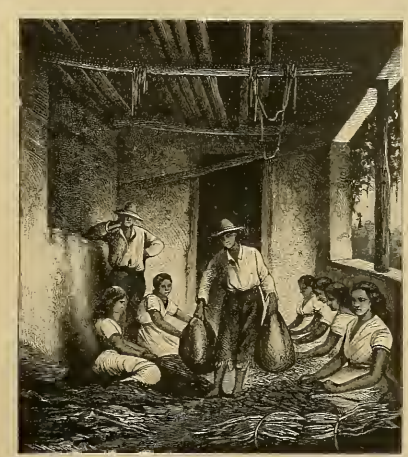
i. Reisezug und Seilbrücke in den Anden.



d. Brunnen und Hochlandsindianer in Colombia.



g. Kakao-Ernte.



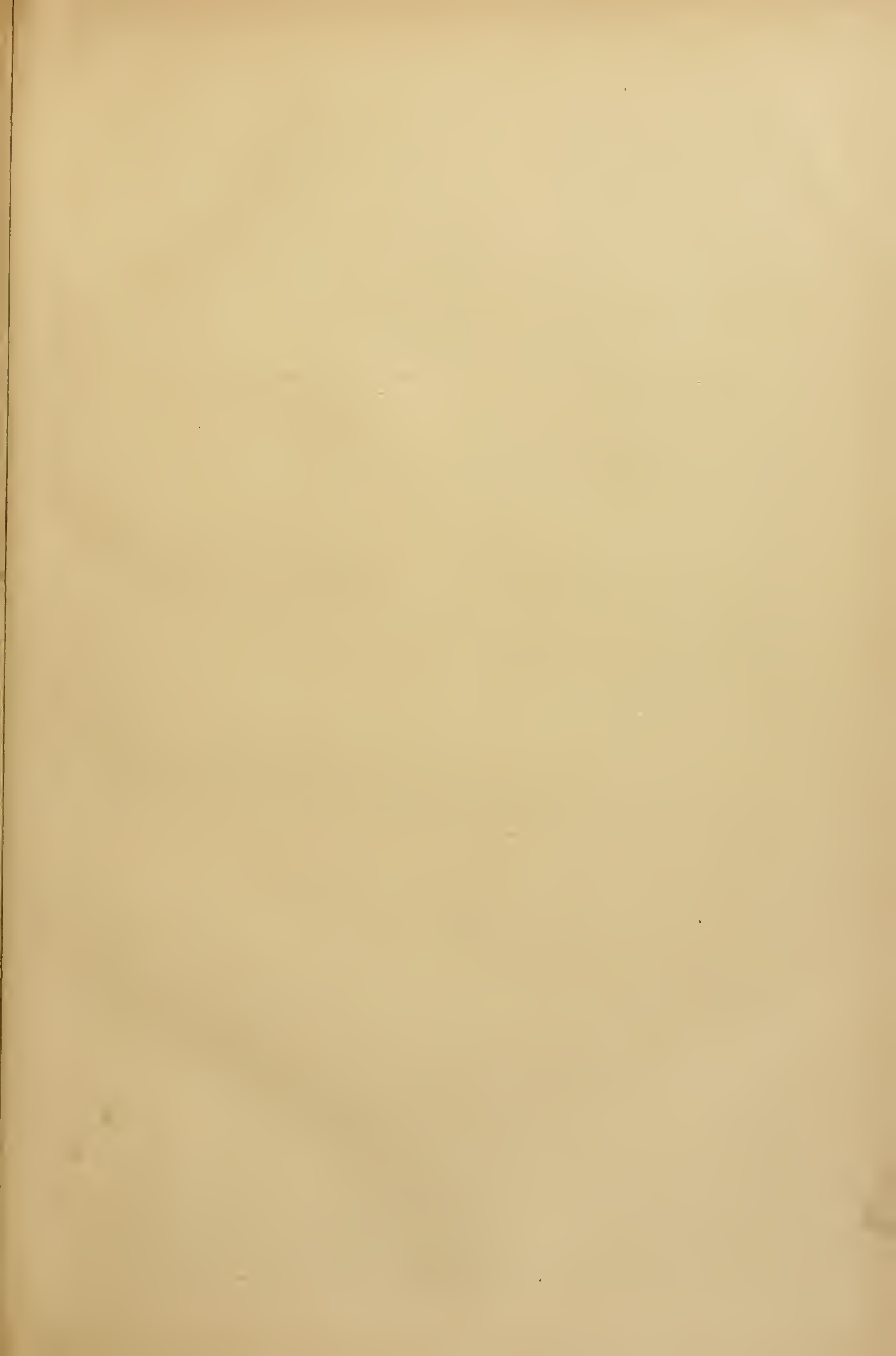
h. Verpackung des Tabaks.



k. Blick auf die Stadt Panama.

Druck von August Pries in Leipzig.







a. Araukaner, Mann und Frau.



b. Indianische Boote auf dem Titicacasee.



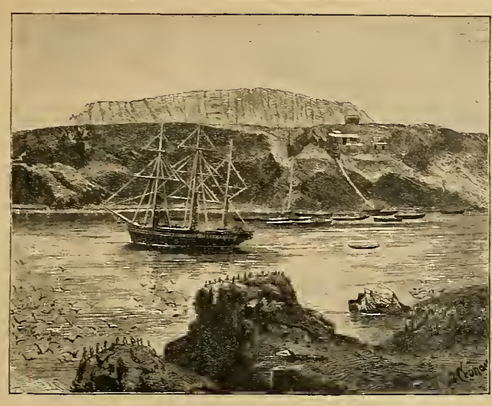
e. Indianer in einem bolivianischen Silberbergwerke.



f. Altperuanische Bauten.



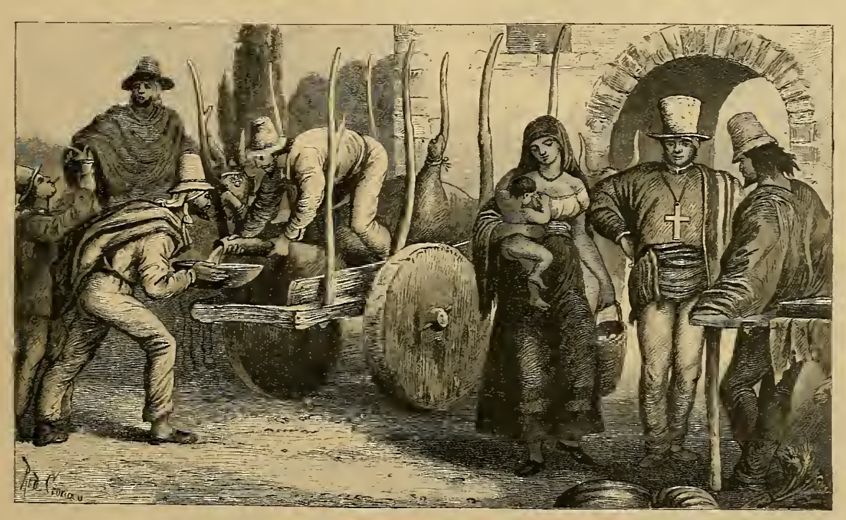
h. Erlegung der Kondore in Chile.



c. Gewinnung des Guano an der peruanischen Küste.



d. Indianer aus Bolivia.



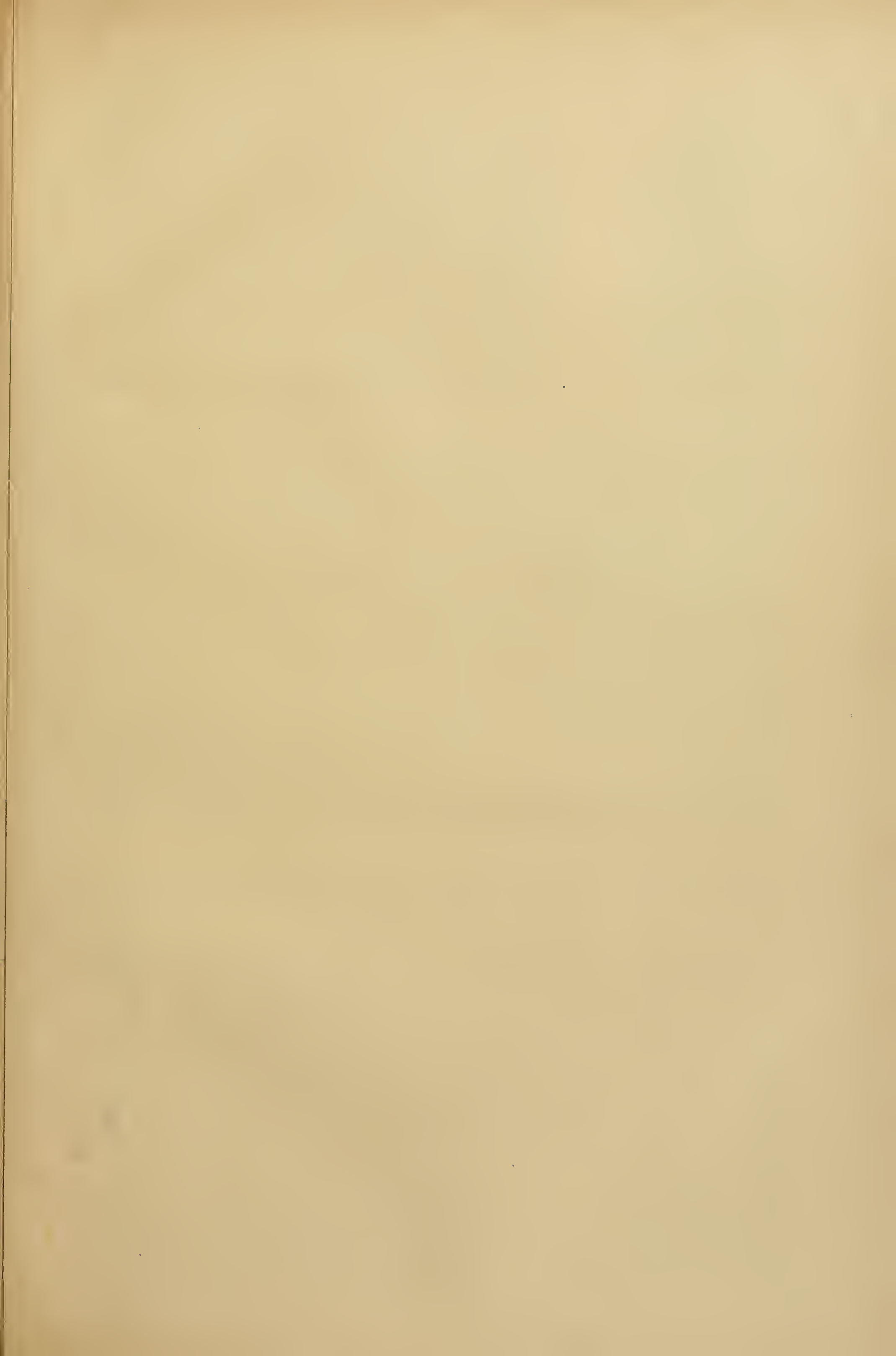
g. Typen aus einer chilenischen Kleinstadt: Weinverkäufer, herumziehender Arzt.

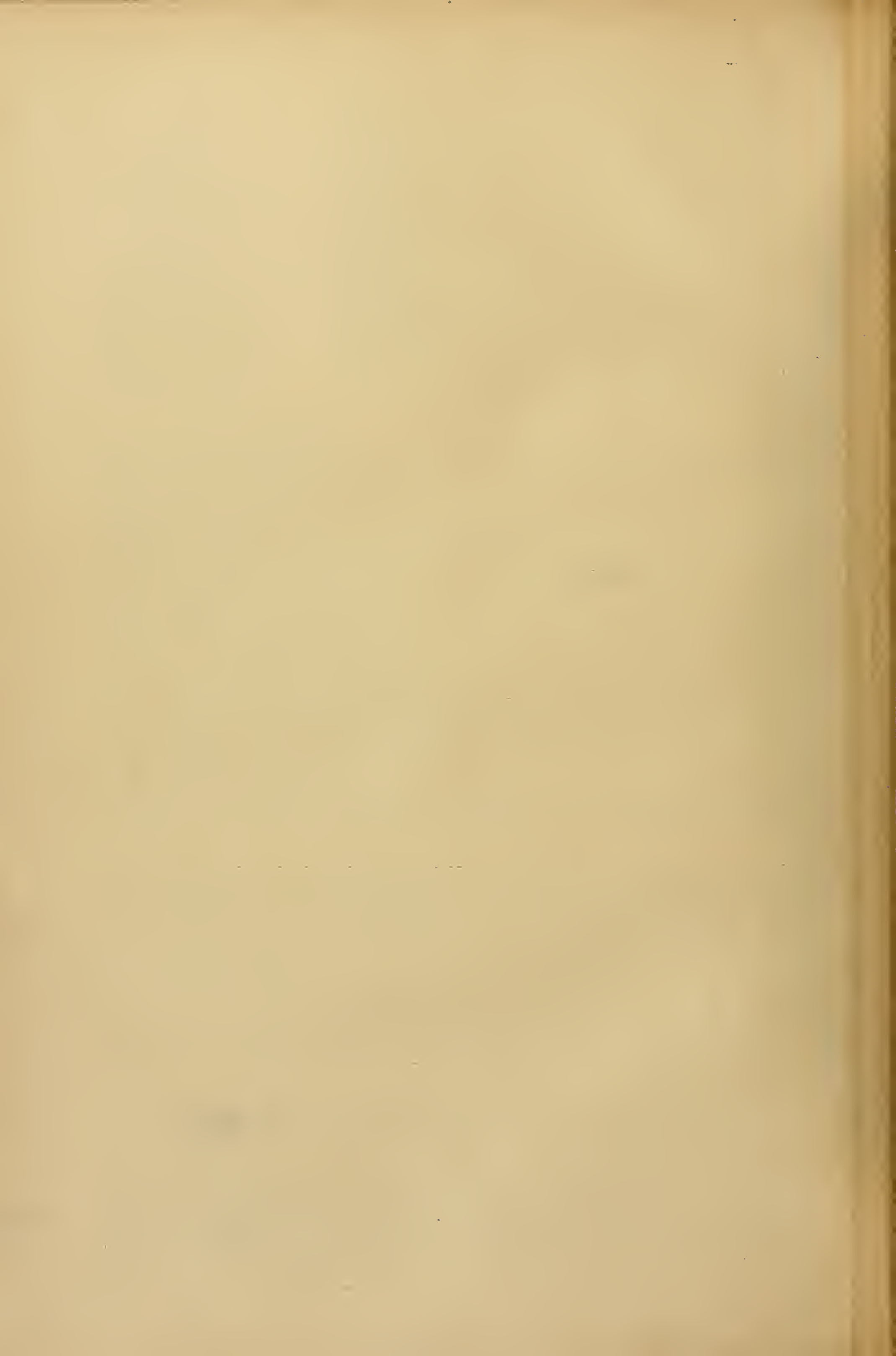


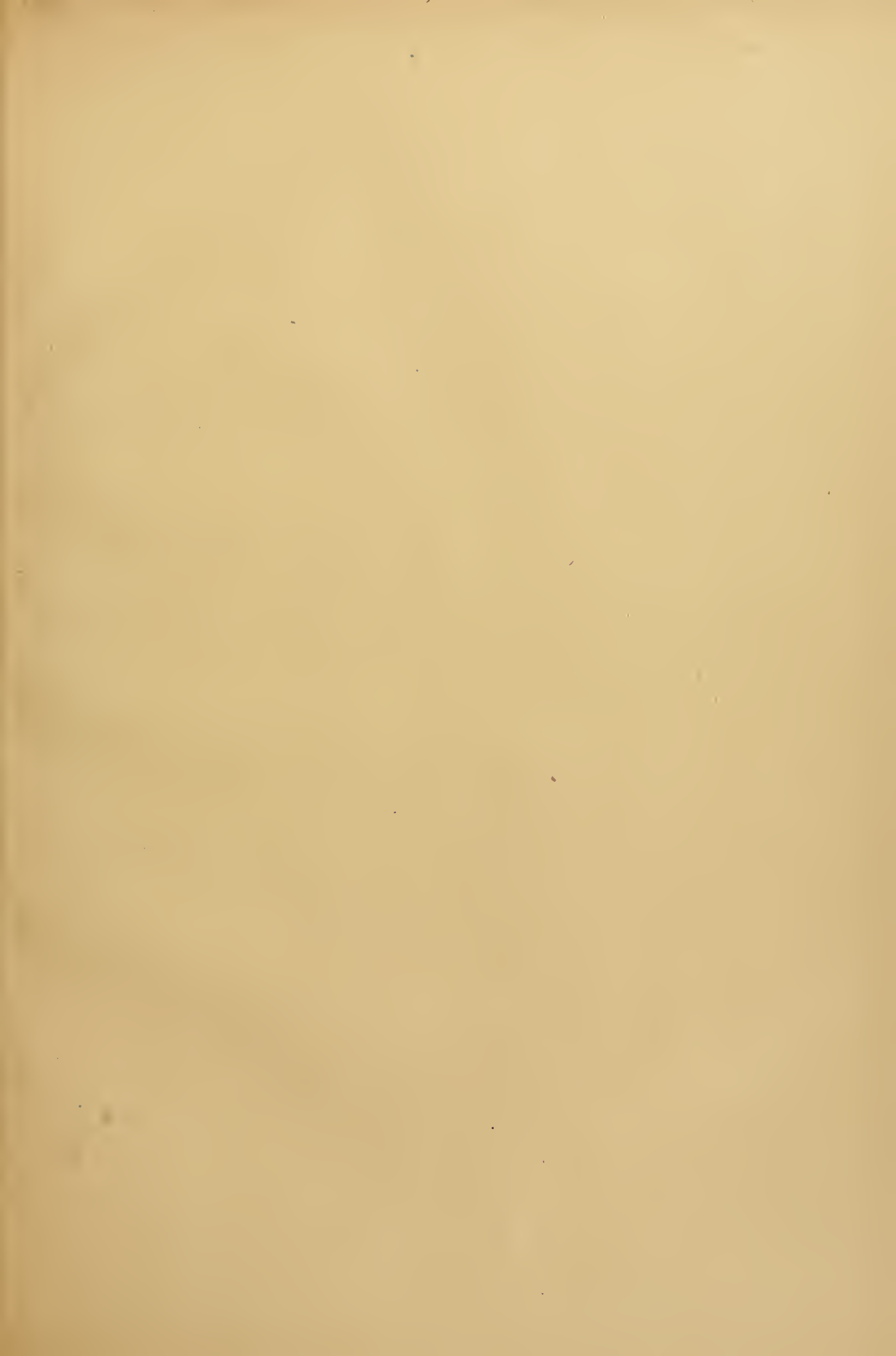
i. Lima. (Nach Photographie).

Druck von August Pries in Leipzig.












BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 06509 630 5

